D. I. 2
2333^b
46

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

XXX. BANDES II. ABTHEILUNG.

Diesen Titel wirft der Buchbinder weg, und macht aus den beiden Abtheilungen des XXX. Bandes einen ganzen Band

C. M. WIELAND

AN DIE KÄUFER

SEINER SÄMMTLICHEN WERKE

DIE

SUPPLEMENTE

BETREFFEND

Seitdem ich mich entschlossen hatte, eine Ausgabe von der letzten Hand von allen meinen Schriften zu veranstalten, war es auch bey mir festgesetzt, daſs diejenigen mit darunter begriffen seyn sollten, welche zwischen meinem achtzehnten und vier und zwanzigsten Jahre, d. i. zwischen 1751 und 57, während meines Aufenthalts zu Tübingen, Zürich und Bern, nach und nach ans Licht getreten waren. Auch ohne die Gewiſsheit, daſs viele Freunde meiner Schriften schon lange den Wunsch geäuſsert, alles, was ich selbst mit einiger Zufriedenheit für mein erkennen kann, in einer vollständigen Ausgabe beysammen zu haben, würde ich durch verschiedene nicht unerhebliche Gründe dazu bewogen worden seyn. Wie schwach und unvollkommen auch jene ersten Versuche in Vergleichung mit eigentlichen Kunstwerken seyn mögen, so können sie doch nicht ohne allen innern Werth seyn, da ich die Freunde meiner Jugend — eine schöne Anzahl der edelsten und vorzüglichsten Personen beiderley Geschlechts, welche theils noch leben, theils ewig in meinem dankbaren Andenken leben werden — ihnen hauptsächlich zu danken hatte. Überdieſs gehören sie als unentbehrliche Belege zu der Geschichte meines Geistes und Herzens, welche zu schreiben ich mich verbindlich gemacht, und wovon ein groſser Theil ohne sie den Lesern unverständlich bleiben müſste; ja ich darf vielleicht hinzu setzen, daſs sie in mehr als Einer Rücksicht für eine kritische Geschichte der Deutschen Sprache und Litteratur, die man von dem Genius des XIXten Jahrhunderts mit Recht erwarten kann, nicht ganz gleichgültig seyn dürften. Wiewohl nun diese Betrachtungen meinen zu Gunsten besagter Jugendwerke gefaſsten Vorsatz hinlänglich zu rechtfertigen scheinen, so gestehe ich doch, daſs, so bald als ich meinen Freund und Verleger Göschen entschlossen sah, auſser zweyerley Ausgaben in Taschenformat noch eine Prachtausgabe in Quart mit Kupfern, und eine, derselben an Schönheit nichts nachgebende, Groſsoktavausgabe zu unternehmen, ich von einem lebhaften und allen Einwendungen widerstehenden Gefühl durchdrungen wurde, daſs es ungehörig und unverzeihlich wäre, wenn ich unter der Menge meiner während beynahe eines halben Jahrhunderts verfaſsten Werke

und Aufsätze keine Auswahl treffen, und die Versuche eines noch unreifen, sich selbst erst versuchenden und durch Fehlen sich erst belehrenden Geistes mit Produkten des reifern Alters und eines durch Übung und Studium geläuterten ästhetischen Sinnes durch einander mengen oder zusammen stellen wollte. Ich sah mich also genöthigt, nicht nur von der chronologischen Ordnung, in welcher ich ehemahls meine sämmtlichen Schriften zu geben Willens war, abzustehen, sondern überhaupt alles, was älter als das unvollendet gebliebene Heldengedicht Cyrus ist, in eine besondere Sammlung zu bringen, und — nebst verschiedenen zwar viel späteren, aber doch (aus hinlänglichen Rücksichten) in die Sammlung meiner vorzüglichsten Werke nicht gehörigen Aufsätzen — unter dem Titel „Supplemente zu Wielands sämmtlichen Werken," den dreyſsig Bänden der letztern nach und nach folgen zu lassen.

Diese Supplemente werden enthalten: 1) das Gedicht von der Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt, das erste, was von mir im Druck erschienen ist; 2) die moralischen Briefe; 3) die moralischen Erzählungen; 4) den Lobgesang auf den Frühling und auf die Liebe; 5) den Anti-Ovid; 6) Auszüge aus dem unvollendeten Heldengedicht Hermann, wenn anders die Handschrift unter dem Bodmerischen Manuskripten-Nachlaſs noch aufgefunden werden kann; 7) Auszüge aus der Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen; 8) Briefe von Abgestorbenen an hinterlaſsne Freunde; 9) die Prüfung Abrahams; 10) die Sympathien; 11) das Gesicht des Mirza und Platonische Betrachtungen über die Menschen; 12) die Empfindungen eines Christen; 13) zwey Oden auf die Geburt und Auferstehung des Erlösers; 14) Betrachtungen über das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1756; 15) Johanna Gray, ein Trauerspiel in Jamben; 16) Klementine von Porretta, eine Reihe zu einem Ganzen verbundener dramatischer Scenen; und mehrere kleinere poetische und prosaische Stücke, deren Verfertigung in jene Periode meines Lebens fällt.

Alles dieses, nebst den vermischten litterarischen Aufsätzen, welche noch im Deutschen Merkur zerstreut und des Aufhebens vielleicht nicht unwürdig sind, kann zusammen etwa sechs Supplementbände, jeden ungefähr zu einem Alfabeth, im Druck betragen. Ich bin im Begriff auch sie durch die letzte Hand gehen zu lassen: aber, wiewohl ich keinen Fleiſs spare, sie von allen den kleinen Flecken,

Härten und andern Mängeln in Sprache, Styl und Versifikazion, welche die Feile wegnehmen kann, zu reinigen; so will ich doch die Leser zum voraus benachrichtiget haben, daſs ich, aus Gründen die mich selbst völlig überzeugen, keine die Materie sowohl als die Form, geschweige denn den Geist derselben afficierende Veränderungen mit ihnen vornehmen werde. Sie müssen in allem, was ihren Karakter ausmacht, entweder bleiben wie sie sind, oder gänzlich vernichtet werden. Das letztere überlasse ich der Zeit: denn ich muſs gestehen, so oft ich selbst mich ihnen, zur bösen Stunde, mit einem so unnatürlichen Vorsatz nähern wollte, *patriae cecidere manus.*

Schlieſslich ergreife ich diese Gelegenheit, auf verschiedene Anfragen folgende Antworten zu ertheilen:

1) Die Wielandischen sämmtlichen Werke sind mit der bis zum dreyſsigsten Band inklusive gehenden sechsten Lieferung, die in gegenwärtiger Messe erscheint, zwar noch nicht geschlossen, da sichs von selbst versteht, daſs auch die künftigen, und zunächst der Agathodämon und des Verfassers Beyträge zur Geschichte seines Geistes und seiner Schriften, in diese Sammlung gehören, und, so bald sie vollendet sind, als der ein und dreyſsigste, zwey und dreyſsigste und drey und dreyſsigste Band der sämmtlichen Werke erscheinen werden.

2) Dieses letztere kann aber nicht eher Statt finden, bis die Supplemente die Presse verlassen haben, welche in der Leipziger Ostermesse 1798 fertig seyn sollen.

3) Was die Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen betrifft, wovon die Liebhaber (wie es scheint) ebenfalls eine Ausgabe von der letzten Hand in der Reihe der Wielandischen sämmtlichen Werke zu erhalten wünschen, so wird man sich angelegen seyn lassen, das Publikum auch in diesem Stücke zufrieden zu stellen. Zwar kann die Frage wann? und wie? jetzt noch nicht bestimmt beantwortet werden; es soll aber auch über diesen Artikel noch vor dem Schlusse dieses Jahrzehends alles ins Reine gebracht seyn.

W. den 30. April 1797.

C. M. Wieland.

Nachschrift.

Der Druck der sechs Supplementbände, auf eben so schönem Velin-Papier, geglättet und überhaupt den 30 Bänden der sämmtlichen Werke gleich, soll in der Ostermesse 1798 vollendet seyn.

Es wird darauf bey Ablieferung des 30. Bandes pränumeriert

Für Quarto alle 6 Bände	30 rthlr.
für gr. 8. ebenfalls	16 rthlr.
für Taschenformat ebenf.	12 rthlr.

G. J. Göschen.

D I 2/46

Coburger Landes-Bücherei

NIKOLAS FLAMEL, PAUL LUKAS, UND DER DERWISCH VON BRUSSA.

Historische Nachrichten, Untersuchungen und Vermuthungen.

Ein Beytrag zur Geschichte der Unsichtbaren. 1788.

EINLEITUNG.

Unter allen angeblichen Besitzern des Steins der Weisen, von welchen man mehr oder weniger umständliche Nachrichten hat, ist meines Wissens keiner, dessen Geschichte (wenn ich dem Verfasser des Aufsatzes No. V. im vierten Stück des Deutschen Merkurs 1788 diesen Ausdruck abborgen darf) einem Mährchen der redseligen Sultanin Scheherezade ähnlicher sähe, und dennoch wegen des sonderbarsten Zusammentreffens beglaubigender Umstände mehr Aufmerksamkeit verdiente, als die Geschichte des berühmten Adepten Nikolas Flamel, welche ich in gegenwärtiger Abhandlung näher zu beleuchten gesonnen bin.

Die Nachrichten, die uns der eben angezogene Unbekannte (der sich bloſs durch die Buchstaben *G—e* zu errathen giebt) von Flamels Leben und Schicksalen aus unbekannten Quellen mittheilt, hauptsächlich aber der sonderbare Umstand, daſs diese wundervolle Geschichte durch eine nicht weniger seltsame Begebenheit, die dem berühmten Wanderer Paul Lukas (seinem eigenen Berichte nach) zu Brussa in Klein-Asien zugestoſsen seyn soll, eine Art von Bestätigung erhält, welcher schwerlich irgend ein Freund des Wunderbaren seinen Beyfäll versagen kann, schienen mir eine schärfere Prüfung und unbefangnere Untersuchung zu verdienen, als bisher damit vorgenommen worden ist: und so entstand der folgende Aufsatz, bey welchem meine Absicht erreicht ist, wenn er den Lesern einen Theil des Vergnügens macht, welches der Verfasser an dergleichen Untersuchungen findet; wiewohl ich nicht zweifle, daſs er auch von einigem Nutzen seyn könnte, wenn er als ein auffallendes Beyspiel betrachtet würde, wie nöthig es sey, selbst den ehrlichsten Erzählern solcher Wundergeschichten eben so scharf auf alle Worte zu merken, als man einem Taschenspieler auf die Finger sieht, und wie gut sich diese Mühe dadurch belohne, daſs wir immer hinlängliche Ursachen finden, allen Begebenheiten, die aus Vernunftgründen unglaublich sind, unsern Glauben zu versagen, wie einleuchtend und überredend auch immer die Zeugnisse seyn sollten, die uns denselben abzunöthigen scheinen mögen.

Da meine Beleuchtung der Geschichte Flamels voraussetzt, daſs die letztere, so wie sie theils von ihm selbst, theils von einer Menge Geschichtschreiber, Kompilatoren und anderer Schriftsteller, erzählt wird, dem Leser gegenwärtig sey, so

zweifle ich nicht, daſs man den Bericht, den er selbst (in einer Schrift, welche Herr *G—e* in Händen gehabt zu haben scheint) von der wunderbaren Art, wie er zu seinem groſsen Vermögen gekommen, erstattet, hier am rechten Orte finden werde.

„Obgleich ich, Nikolas Flamel, Schreiber und Bürger zu Paris, in diesem 1399sten Jahre, wohnhaft in meinem Hause in der Schreibergasse, wegen der Armuth meiner ehrlichen Ältern nichts gelernt habe als ein wenig Latein: so habe ich doch durch die groſse Gnade Gottes und Fürbitte der Heiligen des Paradieses, vorzüglich Sankt Jakobs, endlich alle Bücher der Filosofen und ihre gröſsten Geheimnisse verstehen gelernt, wofür ich alle Tage meines Lebens dem gütigen Gott auf meinen Knieen danken werde. Nach dem Tode meiner Ältern, als ich mein Brot mit Schreiben verdiente, kaufte ich einst ein altes groſses vergoldetes Buch, das auf Baumrinde geschrieben war. Die Decke dieses Buchs war von dünnem Kupfer, und es waren viele unbekannte und sonderbare Buchstaben in dieselbe eingegraben. Ich glaube, es waren Griechische Lettern oder aus irgend einer andern alten Sprache, denn ich konnte sie nicht lesen; Lateinisch oder Celtisch waren sie nicht, davon verstehe ich was. In dem schönen Buche studierte ich nun Tag und Nacht, aber konnte nicht klug daraus werden. Mein Weib Pernelle, (Petronelle) die ich so wie mich selbst liebe, und die ich damahls seit kurzem geheirathet hatte, war darüber sehr betrübt; — sie tröstete mich und suchte mich aufzuheitern. Ich konnte mein Geheimniſs nicht vor ihr verbergen, sondern zeigte ihr das Buch. Sie freute sich darüber so wie ich selbst, betrachtete mit Vergnügen die schöne Decke und die herrlichen Gemählde, wovon sie so wenig wie ich verstand; doch machte es mir viel Freude, mit ihr davon zu sprechen, und mich mit ihr berathen zu können, was zu thun sey, um den Sinn

derselben zu erforschen. Ich liefs die Figuren nachmahlen, zeigte sie allen Gelehrten in Paris, und sagte ihnen, diese Figuren seyen aus einem Buche, welches vom Stein der Weisen handle: aber sie verstanden nichts davon, und lachten über mich und über den gebenedeiten Stein. Ich arbeitete ein und zwanzig Jahre, aber ich erhielt nichts. Endlich verlor ich alle Geduld, und that ein Gelübde zu Gott und dem heiligen Jakob in Gallicien, nahm mit Bewilligung meines Weibes Pernelle den Pilgerstab und die Kürbifsflasche, machte mich auf den Weg, und kam nach St. Iago von Kompostel, wo ich mein Gelübde mit Andacht erfüllte. Darauf kehrte ich zurück, und traf zu Leon einen Französischen Kaufmann an, der mich an einen Jüdischen Arzt wies, welcher sich zum Christenthum bekehrt hatte und daselbst wohnte. Dieser war ein grundgelehrter Mann und hiefs Canchez (Sanchez vermuthlich.) Als ich ihm die Kopey einiger Gemählde zeigte, ward er ganz entzückt, und fragte mich sogleich, ob ich etwas von dem Buche wisse worin sie zu finden seyen? Ich antwortete, ich hätte Hoffnung etwas davon zu erfahren, wenn sich jemand fände, der den Inhalt entziffern könnte. Nun konnte er seine Freude nicht länger zurück halten, und fing an mir die Figuren zu erklären. Er hatte schon seit langer Zeit von diesem Buche gehört, aber als von einem Schatze der gänzlich verloren wäre. Er verliefs sogleich alles, reiste mit mir von Leon nach Orviedo, und von da nach Sanson in Asturien, wo wir uns zu Schiffe setzten um nach Frankreich zu fahren. Auf der Reise erklärte er mir beynahe alle Figuren, und fand in jedem Punkt ein Geheimnifs, welches mir sehr sonderbar vorkam. Zu Bordeaux stiegen wir ans Land. Als wir aber nach Orleans kamen, wurde dieser gelehrte Mann gefährlich krank. Es überfiel ihn ein anhaltendes Brechen, welches ihn, seit der Zeit da wir aus dem Schiffe gestiegen waren, nicht verlassen hatte. Während seiner Krankheit rief er mich alle Augenblicke zu sich, damit ich ja nicht allein wegreisen möchte. Endlich starb er am siebenten Tage, worüber ich sehr traurig ward. Ich liefs ihn in

der Kirche des heiligen Kreuzes zu Orleans begraben. Gott tröste seine Seele! er starb als ein guter Christ. Im Jahre 1379 kam ich nach Paris zurück. Man kann sich die Freude meines Weibes Pernelle über meine glückliche Rückkunft und unser Gebet zum heiligen Jakob nicht vorstellen. Ich arbeitete nun fleiſsig, und fand was ich suchte; so daſs ich endlich in Gegenwart meines Weibes am Montage den siebzehnten Januar des Jahres 1382 gegen Mittag ein halbes Pfund Quecksilber in reines Silber verwandelte; und den fünf und zwanzigsten April desselben Jahrs verwandelte ich in Gegenwart meines Weibes gegen fünf Uhr Abends eben so viel Quecksilber in Gold. Pernelle hatte darüber eine so auſserordentliche Freude, daſs mir bang wurde, sie möchte das Geheimniſs ausschwatzen; aber durch die Güte Gottes ist mir nicht nur ein keusches und kluges Weib zu Theil worden, sondern sie ist auch verschwiegen und vorsichtig, was andre Weiber nicht sind."

So weit der wörtliche Auszug aus Flamels handschriftlichem Buche, welchen wir meinem unbekannten Freunde *G—e* zu danken haben. Ich habe nöthig gefunden, ihn dem Leser so ausführlich mitzutheilen, weil es mir zu meiner folgenden Untersuchung wichtig scheint, den Ton, worin Flamel seine Aussage vorbringt, (mit Lessing zu reden) vor Gericht stellen zu können. Nun muſs ich auch Herrn *G—e* fortfahren lassen.

„Flamel stiftete hierauf vierzehn Hospitäler, baute auf seine Kosten drey neue Kirchen in Paris, und begabte mit groſsen Summen sieben alte, welche alle noch bis auf den heutigen Tag die Folgen seiner Güte genieſsen. Noch jetzt [1]) geht alle

1) Dieſs wurde ein Jahr vor der Revoluzion geschrieben, welche ohne Zweifel auch diesem frommen Gebrauche (wie so vielen andern) ein Ende gemacht haben wird. A. d. H.

Jahre eine Procession der Armen aus dem von ihm gestifteten Hospital *des Quinze - Vingts* nach der ebenfalls von ihm erbauten Kirche *St. Jaques de la boucherie*, um Gott für die Seele Flamels, ihres Stifters, zu bitten. Sein Wohnhaus stand noch vor dreyſsig Jahren. Es war das Eckhaus der *Rue Marivaux* und der *Rue des Ecrivains*, und ich habe sehr oft im Vorbeygehen die Stelle mit Andenken an Flamel betrachtet. Auch habe ich mir in der von ihm erbauten Kirche *St. Jaques de la boucherie* die Akten zeigen lassen, welche seine Vergabungen enthalten, und deren über vierzig sind, so wie sein eigenhändiges äuſserst sonderbares Testament, worin er die Geschichte erzählt, wie er zu seinen groſsen Reichthümern gelangt ist. Diese Reichthümer eines Mannes von so niedrigem Stande machten bald so groſses Aufsehen, daſs König Karl der Sechste etwas davon erfuhr. Er schickte den Herrn von Cramoisy, einen seiner Vertrauten, zu Flamel, um zu erforschen, durch welche Mittel er so reich geworden sey. Dieser fand den Filosofen in seinem kleinen schlechten Hause aus irdenem Geschirre speisend. Flamel war genöthiget zu gestehen, daſs er den Stein der Weisen besitze, und eine Abschrift seines Buchs zu übergeben, welche noch jetzt auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird, wo sie jedermann sehen kann. Bald nach diesem Besuch im Jahre 1413 starb Pernelle, Flamels Weib, und kurz darauf auch er selbst, nachdem sie beide nahe an hundert Jahre alt geworden.

„Dieſs ist alles was wir von dem Leben und den Schicksalen dieses berühmten Adepten wissen. Aber seine Geschichte hat das Besondere, daſs sie mit dem Tode des Helden nicht aufhört, sondern vielmehr erst nach diesem Zeitpunkte recht interessant wird.

„Paul Lukas, ein Mann von vielen Kenntnissen, und (wie man aus seinen Schriften sieht) ein Feind des Aberglaubens, dabey ein Arzt und aufgeklärter Kopf, machte zu Anfang dieses Jahrhunderts auf Kosten Ludwigs des Vierzehnten mehrere Reisen

in die Levante. In der Beschreibung seiner zweyten Reise erzählt er eine sonderbare Unterredung, die er mit einem Derwisch zu Brussa in Kleinasien hatte, und welche Flameln betrifft. Paul Lukas fand nehmlich an einem abgelegnen Ort eine Moschee, wo ein berühmter Derwisch begraben liegt. In einem nahe dabey stehenden Hause lebten vier Derwische, die ihm sehr höflich und zuvorkommend begegneten, und ihn aufs beste bewirtheten. Einer von ihnen liefs sich mit unserm Doktor in ein Gespräch ein. Nachdem sie einige Zeit Türkisch gesprochen hatten, fing der Derwisch an Lateinisch, Spanisch und Italiänisch zu reden. Da er aber bemerkte, dafs sein Gast keine dieser Sprachen geläufig sprach, so fragte er ihn, aus welchem Europäischen Land er komme; und so bald er von Paul Lukas hörte dafs er ein Franzose sey, fing er an sehr fertig Französisch zu sprechen; und da ihm jener (wie es scheint) ein Kompliment hierüber machte, sagte er, er sey nie in Frankreich gewesen, hätte aber grofse Lust dahin zu reisen. Das Gespräch fiel nachher auf allerley Gegenstände. Der Derwisch machte sehr gute Bemerkungen über einige morgenländische Handschriften, welche Paul Lukas gekauft hatte, und lehrte diesen die medicinischen Kräfte verschiedener Pflanzen kennen. Endlich fiel das Gespräch auf die Alchymie und die Mittel das menschliche Leben zu verlängern. Der Derwisch gestand, er besitze, nebst sechs andern Freunden, dieses grofse Geheimnifs. „Wir reisen, sagte er, beständig in der Welt herum, um vollkommen zu werden. Alle zwanzig Jahre kommen wir an irgend einem bestimmten Orte zusammen; die zuerst angekommenen erwarten die übrigen; und wenn wir uns wieder trennen, so reden wir mit einander ab, wo wir uns in zwanzig Jahren wieder sehen wollen. Diefsmahl ist Brussa der bestimmte Ort: unser viere sind bereits da, und wir erwarten die drey übrigen." — Nun entspann sich zwischen Paul Lukas und dem Derwisch ein Gespräch über die Alchymie und den Stein der Weisen, dessen Wirklichkeit der letztere gegen die Zweifel des erstern, im Ton eines Mannes

der seiner Sache gewiſs ist, behauptete. Eine der gröſsten Tugenden dieses Geheimnisses, sagte er, sey diese, daſs es in der Macht seines Besitzers stehe, sein Leben weit über das gewöhnliche Maſs des höchsten Menschenalters zu verlängern. Lukas wendete dagegen ein, in Frankreich hätten mehrere in dem Rufe gestanden, daſs sie den Stein der Weisen besessen; aber alle, sogar Nikolas Flamel, seyen gestorben wie andre Leute. „Wie? rief der Derwisch aus, Flamel gestorben? Wenn du das glaubst, so irrest du sehr, mein Freund! Flamel lebt noch; ich selbst habe ihn erst vor drey Jahren in Indien gesehen; er ist einer meiner vertrautesten Freunde. Vermuthlich kennt man in Frankreich seine Ceschichte nicht. Ich will sie dir also erzählen."

Der Derwisch erzählte nun mit wenigen geringen Veränderungen, was wir bereits in Flamels eigenem Berichte gelesen haben, und setzte hinzu: „Da der wohlthätige Gebrauch, welchen Flamel von seinem ungeheuern Reichthum gemacht, natürlicher Weise groſses Aufsehen habe erregen müssen, so hätte dieser Adept, der als ein weiser Mann die Folgen leicht voraus gesehen, eben als man im Begriff gewesen sey ihn einzusperren, mit seiner Hausfrau Pernelle die Flucht ergriffen, nachdem er zuvor solche Maſsregeln genommen, daſs alle Welt sie für todt gehalten habe. Frau Pernelle (sagte der Derwisch) muſste sich auf sein Anrathen krank stellen. Nach einigen Tagen gab er vor, sie sey gestorben, und lieſs an ihrer Statt ein Stück Holz mit ihren Kleidern angethan in einer von den Kirchen, welche sie hatten erbauen lassen, begraben, während sie selbst auf dem Wege nach der Schweiz begriffen war. Bald darauf bediente sich Flamel eben desselben Kunstgriffs für sich selbst. Durch vieles Geld gewann er seine Ärzte und die Geistlichen. Er hinterlieſs ein Testament, worin er befahl, daſs man ihn neben seiner geliebten Pernelle begraben, und eine steinerne Spitzsäule auf ihr gemeinschaftliches Grab setzen sollte. Man begrub statt seiner ein anderes Stück Holz, und er reiste indessen heimlich

seinem Weibe nach. Seit dieser Zeit haben sie ein wahrhaft filosofisches Leben geführt, sind beständig unbekannter Weise von einem Lande zum andern herum gereist, und leben noch immer, wiewohl seit ihrem vermeinten Tode beynahe vier hundert Jahre verflossen sind."

Vorausgesetzt, daſs dieses Abenteuer mit dem Derwisch zu Brussa dem Doktor Paul Lukas wirklich begegnet sey, wird man sein Erstaunen sehr natürlich finden, wie es möglich sey, daſs ein Türkischer Mönch, der Frankreich nie gesehen hatte, von allen Umständen der Geschichte Flamels so genau unterrichtet seyn könne. Er setzt hinzu: „Er könne alles dieſs unmöglich glauben; er erzähle bloſs historisch was er gehört habe, und überlasse nun einem jeden, seine eigenen Bemerkungen zu machen und von der Sache zu denken was er wolle."

Jedermann, der sich in diesem Fache der unglaublichen Geschichten genauer umgesehen hat, wird gestehen müssen, daſs kein anderer Adept solche Beweise der Realität seiner Kunst aufzuweisen habe, als Nikolas Flamel. Ein Goldmacher, der Spitäler dotiert und Kirchen baut, ist eine so groſse Seltenheit, oder ist vielmehr so einzig in seiner Art, daſs der Stein der Weisen und die Quelle der ewigen Jugend selbst unglaublich zu scheinen aufhören, so bald man, wie hier der Fall ist, jenes Faktum für etwas unläugbares annehmen muſs. Aber daſs drey hundert Jahre nach seinem Tode ein Türkischer Mönch mit der Zuversicht eines Augenzeugen behauptet, dieser Flamel lebe noch immer, und sey ihm nicht nur von Person bekannt, sondern sogar einer seiner vertrautesten Freunde; daſs dieser Derwisch ein so

unglaubliches, oder vielmehr ganz ungereimtes Vorgeben dadurch beglaubigt, daſs er eine Menge besonderer Umstände von Flameln zu erzählen weiſs, die mit dessen handschriftlichem Bekenntniſs ziemlich genau übereinstimmen, ohne daſs man begreifen kann, wie er auf eine andere Art, als aus Flamels eigenem Munde, dazu hätte gelangen können; und daſs wir für alles dieſs das Zeugniſs eines Mannes wie Paul Lukas haben, gegen dessen umständliche Erzählung von seiner Zusammenkunft und Unterredung mit dem besagten Derwisch in Rücksicht auf die Wahrhaftigkeit des Erzählers keine Einwendung Statt findet: — dieſs scheint allerdings jenem eigenhändigen Bekenntniſs Flamels ein so entscheidendes Gewicht beyzulegen, und die historische Wahrheit dieser in ihrer Art einzigen Adeptengeschichte so kräftig zu unterstützen, daſs ein Karneades selbst sich versucht fühlen könnte, seine gegen so handgreifliche Beweise noch immer widerspenstige Vernunft schweigen zu heiſsen, und wider seinen Willen zu glauben — was nicht zu glauben ist.

In der That bleibt der gesunden Vernunft in einem so verzweifelten Falle wie dieser nur ein einziger Ausweg übrig; der nehmlich, die geschehenen oder geschehen seyn sollenden Dinge mit der kaltblütigsten Aufmerksamkeit von allen Seiten so lange zu betrachten und daran herum zu tasten, bis die Lücken sich entdecken, welche man in solchen Fällen immer mit unechten und unhaltbaren Einschiebseln von eigener Erfindung auszufüllen pflegt. Denn darauf können wir uns verlassen, daſs, so oft man uns etwas schlechterdings unglaubliches, d. i. etwas, wodurch die Natur in offenbaren Widerspruch mit sich selbst gesetzt wird, als eine historische Thatsache

aufschwatzen oder aufdringen will, irgend eine Täuschung dabey vorwalte, welcher man unfehlbar auf die Spur kommen wird, wenn man Unbefangenheit und Geduld genug hat, ihr so lange nachzuschleichen, bis sie endlich in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen genöthigt ist. Ob sich diefs auch bey gegenwärtiger Adeptengeschichte bewähren werde, wird dem Urtheil des Wahrheit suchenden Lesers anheim gestellt.

Ich mache den Anfang damit, einige die Person Flamels, seinen vorgeblichen übergrofsen Reichthum, und seine milden Stiftungen betreffende Umstände in etwas zu berichtigen.

Erstens war Flamel nicht blofs ein Schreiber, sondern auch ein Mignaturmahler, und trieb also zwey Professionen, womit in den damahligen Zeiten viel zu verdienen war.

Zweytens, Herr *G — e* scheint durch die Art, wie er von Flamels Stiftungen spricht, einen viel gröfsern Begriff davon in uns zu erwecken, als man sich, nach dem Berichte der Französischen Schriftsteller die von ihm Nachricht geben, zu machen hat. Flamel, sagt er, stiftete in Paris vierzehn Hospitäler, baute drey neue Kirchen, und begabte sieben alte mit grofsen Summen. Eben diefs wird zwar auch in den *Melanges tirés d'une grande Bibliotheque, Vol. XXV. p.* 356. gesagt. Allein dafs das Wort stiften (*fonder*) hier nicht so zu nehmen sey, als ob er diese Kirchen und Spitäler allein gestiftet habe, erhellet schon daraus, dafs *Vol. XLIII. p.* 338. von der Kirche *St. Jaques de la Boucherie* ausdrücklich gesagt wird: Flamel habe im Jahre 1400 zu ihrem Bau beygetragen und sie mit einigen Stiftungen begabt. In eben diesem Bande des besagten Werkes S. 397. heifst es auch von der Pfarrkirche *des Innocens:* „Man weifs, dafs Nikolas Flamel

an der Erbauung dieser Kirche Antheil hatte.“ So wird es wahrscheinlich auch mit den übrigen gewesen seyn. Wenn aber gleich in der Angabe seiner Stiftungen viel übertriebenes seyn sollte, so bleibt doch immer unläugbar, daſs sie beträchtlich und zahlreich genug waren, um das Vermögen irgend eines Parisischen Schreibers und Mignaturmahlers zu König Karls des Sechsten Zeiten weit zu übersteigen, und die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr zu erregen, daſs der Requetenmeister Cramoisy ihn auf Befehl des Hofes fragen muſste: durch was für ein geheimes Mittel er zu einem so groſsen Vermögen gekommen sey? Vernünftig zu reden konnte dieses Mittel, wie viel Ursache auch Flamel haben mochte es geheim zu halten, doch kein anderes als ein ganz natürliches, wenn auch ungewöhnliches, seyn. Aber zu Karls des Sechsten Zeiten gab es noch übernatürliche Mittel reich zu werden. Flamel hätte deren mehr als Eines angeben können, und würde sogleich allgemeinen Glauben gefunden haben. So konnte er zum Beyspiel sagen, er habe seine Schätze durch ein Bündniſs mit dem Teufel bekommen: nur hätte ihn dieſs geraden Weges nach dem Greveplatz auf einen Scheiterhaufen geführt. Er konnte sagen, eine Fee oder ein Hauskobold habe ihn mit einem Beutel, der niemahls leer werde, begabt: aber dann hätte er den Beutel hergeben müssen. Er hätte sagen können, er habe von ungefähr in einem Winkel seines Kellers einen groſsen Stein mit einem talismanischen Ring entdeckt, und, da er den Stein aufgehoben, eine marmorne Wendeltreppe von hundert und funfzig Stufen, am Ende derselben ein von einem einzigen Karfunkel erleuchtetes Gewölbe, und in dem Gewölbe ein groſses marmones Becken voll Goldstücke gefunden:

aber auch das hätte ihm nichts geholfen; immer hätte er seinen Schatz hergeben müssen. Die sicherste und dem Geiste seiner Zeit [2]) angemessenste Antwort war immer: er habe den Stein der Weisen gefunden.

Dazu war nun freylich ungefähr so ein Mährchen nöthig, wie das, welches er dem König in seinem Berichte vorlog; und es war klug von ihm, auch den lieben Gott und den heiligen Jakob zu Kompostell, der damahls in der ganzen Europäischen Christenheit noch eine sehr grofse Figur machte, mit in die Sache zu verwickeln.

Flamel war um diese Zeit schon ein sehr alter Mann. Er lebte äufserst eingezogen. Die Schätze, die ihm der Stein der Weisen in drey Operazionen verschafft hatte, waren meistens auf seine milden Stiftungen verwendet worden. Indessen war ihm doch die Quelle seiner Schätze geblieben: denn er besafs ja das Hieroglyfenbuch des Hebräers Abraham, wozu ihm der getaufte Jude Sanchez den Schlüssel gegeben hatte. Dieses Buch, sagt man, lieferte Flamel dem König aus, und kaufte sich damit von aller weitern Anforderung los.

Wie kam es denn aber, dafs Karl der Sechste, oder seine immer so gelddürftige Gemahlin Isabelle (die berüchtigte Ysabeau de Baviere) und ihre geldhungrigen Günstlinge sich dieses herrliche Mittel, wodurch sie aller ihrer so verhafsten und schändlichen Gelderpressungen auf einmahl überhoben

2) Einer Zeit nehmlich, da die ganze Welt an Alchymie glaubte, und für alle vermeinte Adepten, nicht nur als besondere Günstlinge des Himmels, sondern hauptsächlich wegen ihrer vorgeblichen Machtgewalt über Körper und Geister, grofse Ehrfurcht trug.

gewesen wären, nicht besser zu Nutze machten? Und wie kam es, daſs man aus einem Fund von dieser Wichtigkeit nicht ein Staatsgeheimniſs machte, sondern zulieſs, daſs es im sechzehnten Jahrhundert sogar durch öffentlichen Druck bekannt würde? — Bis diese Fragen zu unsrer völligsten Befriedigung beantwortet seyn werden, möcht' es wohl das Rathsamste bleiben, als etwas ausgemachtes anzunehmen, daſs Flamel — zwar vielleicht nicht auf die gewöhnlichste und rechtmäſsigste — aber doch auf eine sehr natürliche Art zu seinem Reichthum gekommen sey. Gesetzt auch, wir könnten nicht errathen wie? so würde doch das Unvermögen unsre Neugier hierüber zu befriedigen nicht einmahl ein scheinbarer, geschweige ein hinlänglicher Grund seyn, das hieroglyfische Buch des Rabbi Abraham und den heiligen Iago von Kompostella zu Hülfe zu nehmen, um uns eine unerklärbare Sache durch etwas noch zehnmahl unerklärbarers, nicht begreiflich, sondern noch viel unbegreiflicher zu machen.

Aber selbst das Wie? liegt nicht so hoch über dem Punkt, zu welchem der menschliche Verstand hinauf reichen kann, als mein Ungenannter zu glauben scheint. Gesetzt auch, die Vermuthung des berühmten Gabriel Naudé wäre (nach Lenglets du Fresnoy Bemerkung) mit einem unheilbaren Zeitrechnungsfehler behaftet, [3] so leitet sie uns wenigstens auf

3) „Naudé, (sagt Herr *G—e* in einer Note) der es eher für möglich hält, daſs Flamel ein Schurke als ein Goldmacher gewesen sey, behauptet: er sey durch Beraubung der Juden, die um diese Zeit aus Frankreich verjagt wurden, reich geworden, indem er Schuldverschreibungen von

eine andere, die, auch als bloſs mögliche Hypothese, noch immer unendlich wahrscheinlicher ist, als die Meinung, daſs Flamel den Stein der Weisen (was mit einer vornehmern Benennung eben so viel gesagt ist als das Wünschhütchen des Fortunatus) gefunden habe. Die Juden wurden erst im Jahre 1406 aus Frankreich vertrieben, da Flamel die Kirche zu *St. Jaques de la boucherie* schon lange, (sagt Lenglet) aber doch nicht länger als im Jahre 1400 hatte erbauen helfen. Gut! Aber warum erinnert er sich nicht des heftigen Sturms, der beym Aufstande der Pariser im Jahre 1393 über die vom Hofe begünstigten, der Nazion aber äuſserst verhaſsten Juden erging? Das Volk drang auf eine allgemeine Verjagung dieser Wucherer und Zöllner aus dem Königreiche; und als man ihm nicht sogleich willfahren wollte, brach es in die Häuser der öffentlichen Einnehmer ein, welche gröſsten Theils Juden

ihnen angenommen, aber die Gelder, anstatt sie für ihre Rechnung einzuziehen, für sich selbst behalten habe. Aber der bekannte kritische Geschichtschreiber Lenglet du Fresnoy beweist in seiner *Histoire de la Philosophie Hermetique, Vol. I. p.* 217. daſs Naudé sich geirrt habe. Die Juden, sagt er, wurden im Jahre 1181 durch König Filipp-August aus Frankreich vertrieben, also zwey hundert Jahr ehe Flamel geboren war. Zum zweyten Mahle wurden sie verjagt im Jahre 1406. Das Archiv der Kirche *de St. Jaques de la boucherie* beweist aber, daſs Flamel diese Kirche lange vor besagter Zeit habe erbauen lassen. Er kann also seine Reichthümer unmöglich durch Beraubung der Juden erhalten haben, indem er bey der ersten Verjagung derselben noch nicht lebte, und lange vor der zweyten seine groſsen Schätze schon besaſs. Übrigens, sagt dieser groſse Kritiker, ist Flamels eigene Erzählung so naiv, einfach und umständlich, daſs man beynahe nicht an der Wahrheit derselben zweifeln kann."

oder Lombarden waren, öffnete ihre Kassen, schüttete das Geld auf die Strafsen, und zerrifs ihre Bücher und Rechnungen. In einer einzigen Gasse wurden vierzig Judenhäuser geplündert, und viele dieser Unglücklichen, die sich mit der Flucht retten wollten, getödtet. 4) Könnte diefs nicht etwa der Schlüssel zum Geheimnifs unsres Adepten seyn? Könnte Flamel bey dieser Gelegenheit nicht so gut als ein anderer über irgend eine wohl gespickte Judenkasse gerathen seyn, und, anstatt das Geld auf die Gasse zu schütten, für besser gefunden haben, es in aller Stille nach seinem Eckhause in der Schreibergasse zu schaffen? Und (damit wir doch auch die kluge und vorsichtige Dame Pernelle ihren Theil zum Erwerb ihres gemeinschaftlichen Reichthums beytragen lassen) könnte nicht Frau Pernelle zufälliger Weise eben bey einem Hause, wo das Geld zum Fenster hinaus geschüttet wurde, vorbey gegangen seyn, und als eine gute Wirthin eine tüchtige Schürze voll aufgelesen haben? Oder, wofern diese Vermuthungen zu lieblos scheinen, was hindert uns anzunehmen, dafs einige reiche Juden von Flamels Bekanntschaft (denn es scheint doch, dafs er immer viel mit Juden zu verkehren hatte) beym Ausbruch dieses Ungewitters ihr Gold und Silber in der Eile zu ihm geflüchtet haben könnten; dafs zufälliger Weise gerade diese Juden hernach das Unglück betroffen hätte, unter denen zu seyn, die im Tumult ums Leben kamen; und dafs Flamel diese Gelegenheit, sich zum Intestat-Erben derselben zu machen, um so getroster ergriffen haben könnte, da so etwas in jenen

4) Siehe Meusels Geschichte von Frankreich, zweyter Theil, S. 459, und die daselbst angezogenen Gewährsmänner.

verwirrten und gesetzlosen Zeiten sich mit ziemlicher Sicherheit unternehmen liefs? Diefs wäre doch wohl eine ganz natürliche und begreifliche Erklärung, wie Flamel sein bereits durch Schreiberey, Mahlerey und gute Wirthschaft erworbenes Vermögen auf einmahl beträchtlich genug hätte vermehren können, um einen überflüssigen Fond zu den milden Stiftungen zu haben, die ihm zugeschrieben werden.

„Aber wie gerieth der Mann, wenn er auf eine so unchristliche Art zu seinem Reichthum gekommen war, auf den frommen Entschlufs, einen so christmilden Gebrauch davon zu machen?" — Ich berühre diesen Einwurf nur, weil er mir gemacht werden könnte; denn an sich bedeutet er sehr wenig. Wäre Flamel etwa der erste gewesen, der Leder gestohlen und dann ein Paar Schuhe um Gottes willen verschenkt hätte? War es nicht natürlich, wenn ihm bey seinem auf die eine oder andere Art, aber nicht durch die gewissenhaftesten Wege erlangten Reichthum ein wenig unheimlich wurde? War es dem Geiste des vierzehnten Jahrhunderts nicht sehr gemäfs, unrecht erworbenes Gut — das denn doch am Ende nur Ungläubigen, nur dem Volke das unsern Herrn gekreuziget hatte, abgenommen worden war — dadurch zu entsündigen, dafs man einen Theil davon dem lieben Gott abtrat und zu frommen Stiftungen verwendete? Vermuthlich befand sich noch mancher Ehrenmann seines Schlages in eben demselben Falle; denn die letzten Jahre des vierzehnten und die ersten des funfzehnten Jahrhunderts sind gerade der Zeitraum, worin eine Menge Kirchen und Spitäler zu Paris durch milde Beyträge begüterter Bürger erbaut und begabt wurden.

Indessen fand Flamel, wie es scheint, so viel Geschmack an dieser Art seinen Nahmen auf die Nachwelt zu bringen, und zugleich seiner armen Seele ein Recht an ewige Messen und tägliche Fürbitten zu erkaufen, daſs er durch das Mittel selbst, wodurch er die Aufmerksamkeit des Publikums von den Wegen, worauf er zu seinem Vermögen gekommen war, abzuleiten suchte, endlich verdächtig werden muſste. Flamel, der wohl so einfältig nicht war als er sich in seinem *Livre des Explications* stellt, konnte leicht voraus sehen, daſs es (zumahl unter einer so heillosen und immer gelddürftigen Regierung wie Karls des Sechsten war) gar leicht zu miſslichen Erörterungen kommen könnte. Er hielt also eine Erklärung bereit, womit sich zwar in unsern Tagen weder die Requetenmeister noch die Könige so leicht abfertigen lieſsen, die aber in den seinigen die klügste war, die er nur immer hätte ersinnen können. Er gab vor, daſs er von Gottes und des heiligen Jakobs zu Kompostella Gnaden, ohne sein Verdienst, den gebenedeiten Stein der Weisen gefunden habe; er lieferte das Bilderbüchlein des Adepten Abraham (wovon er vermuthlich so wenig verstand als irgend ein *Clerc* des Königs) dem Hofe aus, hielt (wie man wahrscheinlich voraus setzen kann) den König oder vielmehr die Königin, so lang' es nur immer möglich war, mit Versprechungen und Zurüstungen zu dem groſsen Werke hin, (was unter der unsäglichen Verwirrung und Zerrüttung des Staats, welche auf die Ermordung des Herzogs von Orleans, des Schwagers und Günstlings der Königin Ysabeau folgte, um so leichter war) und starb darüber im Jahre 1413 in einem sehr hohen Alter, und in dem Rufe, daſs er das Geheimniſs der weisen Meister, womit seit mehrern

Jahrtausenden so viele arme Teufel vornehme und reiche Thoren zum Besten gehabt haben, nicht nur selbst besessen, sondern der Welt sogar schriftlich hinterlassen habe.

Eine gründliche Untersuchung und Berichtigung dieses von ihm selbst veranlaſsten Rufs war weder von dem Geiste seiner Zeit, noch von der damahligen Regierung zu erwarten. Hingegen können wir sicher seyn, daſs es unter den Alchymisten des funfzehnten Jahrhunderts nicht an mehr als Einem gefehlt haben werde, der seine Rechnung dabey zu finden glaubte, wenn er unter Flamels Firma und Kredit solche Werklein, wie das *Sommaire philosophique* und das *Desir desiré*, in die goldbegierige Welt ausgehen lieſse. Denn daſs Flamel selbst Verfasser derselben gewesen sey, ist nichts weniger als erweislich. Zu einer Zeit, wo diese Betrüger unverschämt genug waren, ihre Hirngeburten Männern wie Robert Bakon, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, ja sogar dem Papst Johann XXII. (der doch in der Bulle *Spondent quas non exhibent divitias pauperes Alchymistae* den Fluch des Ernulfus über die Meister dieser losen Kunst aussprach) unterzuschieben, 5) — von solchen Leuten

5) „Papst Johann XXII. (sagen die Alchymisten) brachte es unter der Führung des groſsen Adepten Arnold von Villanova so weit in der Kunst, daſs er bey seinem im Jahre 1334 erfolgten Tode bereits zwey hundert Zentner Goldes mit eignen Händen gemacht hatte: ja er hielt es sogar für Pflicht eines wahren allgemeinen Vaters der christlichen Welt, ein so wohlthätiges Geheimniſs nicht mit sich ins Grab zu nehmen, sondern es, der ganzen werthen Christenheit zum Besten, in einem Lateinischen Traktat, *de arte transmutandi metalla*, (von der Kunst die Metalle zu verwandeln) öffentlich bekannt zu machen.“ —

läſst sich doch wohl erwarten, daſs sie nicht ermangelt haben werden, auch den Nahmen und Ruf eines Flamels zu benutzen.

Die Gründe, womit man der Ehrlichkeit des guten Flamels hat zu Hülfe kommen wollen, scheinen mir von keiner Erheblichkeit zu seyn. „Er erzählt alles mit einer so treuherzigen Einfalt," sagt man. — Aber dieſs war überhaupt der Ton seiner Zeit, und ein groſser Theil davon liegt in der damahligen Sprache. Die abenteuerlichsten Wundergeschichten, Ammen - und Rittermährchen überschleichen unsre Unbefangenheit in dieser Sprache, durch diesen Ton: und läſst nicht schon der alte Vater Homer seinen Odysseus den gastfreyen Fäaziern oder Fajaken (wenn man lieber will) seine Lästrigonen - und Cyklopengeschichten, seine Mährchen von der schönen Circe, von den Sirenen, von den Sonnenrindern

Daher kam es vermuthlich, daſs Gold und Silber in diesen glücklichen Tagen so gemein wurde wie die Gassensteine; daſs die Schatzkammern der Könige und Fürsten davon voll waren; daſs man in der ganzen Christenheit nicht mehr nöthig hatte Steuern und Gaben von den Unterthanen zu verlangen; kurz, daſs die von Lucian gepriesenen Saturnischen Zeiten sich überall wieder einstellten, wie die Geschichtschreiber des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts auf allen Blättern beurkunden! — Ohne Ironie zu reden, Johann XXII. verstand sich allerdings aufs Goldmachen so gut und besser als irgend einer seiner Vor - und Nachfahrer. Besonders trug ihm seine Sündentaxe groſse Summen ein; vielleicht eine nicht geringere als ihm die *pauperes Alchymistae* aus dem Schmelztiegel ziehen lassen. Und, wenn es wahr ist, daſs er achtzehn Millionen Goldgulden bares Geld hinterlassen, wie Villani als Augenzeuge versichert: so hätte Se. Heiligkeit einen schönen Traktat, „von der Kunst die Sünden und Thorheiten der Welt in Gold zu verwandeln," schreiben können.

die im Kessel und am Bratspieſse wieder lebendig werden, u. s. w. mit einer eben so einfältigen Miene, in eben dem treuherzigen Ton eines arglosen Augenzeugen dem man keine Lüge zutraut, erzählen? Thun dieſs nicht von Homer an alle Dichter die ihre Kunst verstehen? Flamel war zwar kein Poet, (wiewohl man ihn in mehrern Wörterbüchern als einen berühmten Poeten, [6]) Filosofus und Mathematikus seiner Zeit aufgeführt findet) aber warum sollte er das, was die Dichter, um uns zu unserm Vergnügen zu täuschen, thun, nicht haben thun können, um sich selbst zu nützen oder vor Schaden zu bewahren. ?

Mit eben so wenig Wirkung, däucht mich, hat man den historischen Beweis des Lenglet du Fresnoy, daſs Flamel nicht von der Vertreibung der Juden aus Frankreich Vortheil gezogen haben könne, geltend zu machen gesucht: denn dieser hebt die Möglichkeit nicht auf, daſs Flamel nicht auf irgend eine andere Art Mittel gefunden, Jüdische Reichthümer heimlich an sich zu bringen; und ich glaube die Möglichkeit, wie dieſs bey dem Aufstand der Pariser im Jahre 1393 der Fall seyn konnte, hinlänglich gezeigt zu haben.

Gesetzt aber auch, es fände sich über lang oder kurz ein historischer Beweis, daſs Flamel schon im Jahre 1380 oder noch früher zum Besitz seines geheimniſsvollen Reichthums gekommen sey, so würde sein Mährchen dadurch um nichts

6) Die Lexikografen, die ihn mit diesem Nahmen beehren, gründen vermuthlich sein Recht an denselben darauf, daſs das unverständliche alchymistische Traktätlein, *Sommaire philosophique* genannt, (welches unter Flamels Nahmen geht) in elenden Reimen geschrieben ist.

glaubwürdiger werden. Ehe man sich für genöthigt halten kann, ihm zu glauben, daſs er durch den Stein der Weisen reich geworden sey, müſste erst bewiesen seyn, daſs von allen andern möglichen Wegen, wie er es werden konnte, keiner wirklich habe Statt finden können. Um nur noch eines einzigen zu erwähnen: wäre es nicht möglich, daſs er einen Schatz in seinem Hause gefunden hätte, der seit König Filipp Augusts Zeiten in seinem Keller vergraben seyn konnte? Konnte dieses Haus damahls nicht von reichen Juden bewohnt worden seyn? Konnten sie nicht, da sie zu einer eilfertigen Flucht genöthigt waren, den gröſsten Theil ihres baren Goldes und Silbers in der Eile vergraben haben, und in der Folge durch tausenderley Zufälle in ihrer Hoffnung, diesen Schatz in irgend einem günstigen Augenblick wieder zu erheben, betrogen worden seyn? — Ich sehe in allem diesem nichts unmögliches. Aber, bliebe zuletzt auch nichts andres übrig, als den frommen und wohlthätigen Flamel noch vier hundert Jahre nach seinem Abscheiden der heimlichen Ermordung irgend eines reichen Hebräers, oder eines jeden andern denkbaren Verbrechens wodurch man reich werden kann, zu beschuldigen: so würde ich mich, ohne Bedenken und meiner Menschenliebe unbeschadet, weit eher dazu entschlieſsen, als mir so ein Mährchen weiſs machen lassen wie das Flamellische ist. Ein Mensch kann ein Betrüger, ein Heuchler, ein unseliges Mittelding von Devozion, Geitz und Wollust, ein Dieb oder ein Meuchelmörder seyn; davon hat man unläugbare Beyspiele ohne Zahl: aber daſs ein Mensch mit Hülfe eines Pülverchens oder einer Tinktur Quecksilber in Silber, und Silber in Gold verwandelt habe, davon hat man kein einziges unläugbares

Beyspiel; und es kann also für Leute, die nach den Gesetzen der Vernunft urtheilen, gar keine Frage seyn, ob einer, der sich für einen Adepten ausgiebt, ein Betrüger sey oder nicht?

Von dieser Seite möchte denn wohl dem guten Nikolas Flamel nicht zu helfen seyn. Aber was sollen wir zu dem neuen wunderbaren Zeugen sagen, den der berühmte Wanderer Paul Lukas, drey hundert Jahre nach Flamels allgemein geglaubtem Tode, mitten in Natolien aufstehen, und die Wahrheit des Flamellischen Mährchens nicht nur in allen seinen Hauptstücken bestätigen, sondern sogar noch durch Zusätze, die das Wunderbare desselben auf die höchste Spitze des Unglaublichen treiben, vermehren und verschönern läſst? Die Sache ist in der That mehr als sonderbar.

Oder was könnte wohl seltsamer seyn, als daſs ein gelehrter Arzt, den Ludwig der Vierzehnte in der Levante reisen läſst, um alte Münzen und Manuskripte aufzusuchen, auf seiner zweyten Reise, den neunten Julius 1705 zu Burnus-Baschi bey Brussa, in einem Kiosk neben einer kleinen Moschee, einen Derwisch aus dem Lande der Usbeckischen Tartarn finden muſs, der, ohne jemahls in Frankreich gewesen zu seyn, von der ganzen Wundergeschichte eines schon im Jahre 1413 verstorbenen Parisischen Bürgers so gut (und noch besser, wie wir sehen werden) unterrichtet ist, als es ein Liebhaber der abenteuerlichen und fabelhaften Fächer der Litteratur mitten in Paris seyn kann?

Nach unsern gewöhnlichen Begriffen von den Türkischen Derwischen, die wir uns als der Europäischen Sprachen wenig kundige und mit unsrer Geschichte und Litteratur ganz unbekannte Leute vorzustellen pflegen, muſs uns diese Begebenheit

ganz unglaublich scheinen. Aber das ist noch nichts! Der Usbeckische Derwisch ist auf die simpelste und natürlichste Weise von der Welt zu seinen Kenntnissen von der Person und Geschichte des alten Parisischen Adepten gekommen; — denn, kurz und gut, er hat sie aus seinem eigenen Munde; er kennt Flameln und Frau Pernellen von Person, sie leben noch, sie befinden sich wirklich in Ostindien, Flamel ist einer seiner vertrautesten Freunde, und es sind kaum drey Jahre, seitdem er ihn zum letzten Mahl gesprochen hat. Denn Flamel, als einer von den auserwählten Weisen, die des dreymahl grofsen gebenedeiten Geheimnisses des filosofischen Steins theilhaftig gemacht worden sind, besitzt in ihm auch die berühmte Jugendquelle, (*Fontaine de jouvence*) oder das Mittel sein Leben in einer Art fortdauernder Jugend tausend Jahre lang zu erhalten; er ist jetzt, da ich dieses schreibe, noch nicht völlig fünf hundert Jahr alt: und, da die Weisen seines gleichen nach und nach auf dem ganzen Erdboden herum kommen, und von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte bald an diesem bald an jenem Orte mit einander abreden; warum sollte nicht mir selbst noch das Vergnügen aufbehalten seyn können, den weisen Flamel und seine diskrete Frau Pernelle persönlich kennen zu lernen, und dadurch von meinem Unglauben an die heilige Kabbala, den Stein der Weisen, den Siegelring Salomons, und alle Jugendquellen, Medeenkessel, Fortunatushütchen und Oberonshörner, von der Wurzel aus geheilt zu werden?

Indessen, bis dieser glückliche Tag anbrechen wird, ist es sehr natürlich, dafs man sich eine so wunderbare Sache, wie die Erzählung des Usbeckischen Derwisch im zwölften

Kapitel des ersten Theils von Paul Lukas zweyter Reise, auf irgend eine begreifliche Art zu erklären sucht.

Die erste Vermuthung, die einem Leser, dem die Vernunft nun einmahl in den Kopf gesetzt hat, daſs alles Wunderbare in der Welt natürlich zugehe, einfallen muſs, ist: ob Herr Paul Lukas (übrigens allen seinen Ehren unbeschadet) diese ganze Geschichte nicht etwa bloſs zur unschuldigen Belustigung seiner Leser, und um etwa ihren Menschenverstand auf eine kleine Probe zu setzen, erdichtet haben könnte?

Wahr ists, Paul Lukas passiert (wie der Ungenannte zu bemerken nicht unterlassen hat) — trotz dem gerechten Vorurtheil, welches alle Erzähler, die aus fernen Landen kommen, gegen sich haben — für einen der ehrlichern Reisebeschreiber. Aber freylich könnte eine so unglaubliche Erzählung, wie diese, die Ehrlichkeit eines Heiligen selbst verdächtig machen! Die Glaubwürdigkeit eines Mannes entsteht ja eben daher, wenn er, wenigstens als Augenzeuge, lauter glaubliche Dinge erzählt.

Ich möchte nicht auf mich nehmen zu behaupten, daſs Paul Lukas von der fast allgemeinen Schwachheit gereister Leute, das Gesehene zu vergröſsern und gern unerhörte Dinge zu erzählen, immer so ganz frey geblieben sey. Um nur ein paar Proben anzuführen, wer wird nicht die Erzählung von der ungeheuern Menge von Pyramiden übertrieben finden, die er zu Jurkup-Estant in dem Karamanischen Distrikt Kaiserie gefunden zu haben versichert? Jede dieser Pyramiden (sagt er) ist aus einem ganzen Felsen gehauen, und inwendig so ausgehöhlt, daſs sie eine schöne Thür zum Eingange, eine schöne Treppe, und verschiedene Gemächer

über einander hat, die durch groſse Fenster erleuchtet werden. Diese sonderbaren Gebäude sind in dieser Gegend, zu beiden Seiten der Berge, zwischen welchen der Irmak (Iris) flieſst, einige Meilen von Hadschi-Bestasch, in unzähliger Menge zu sehen. Viele schienen unserm Wanderer noch gar nicht ausgehöhlt, viele zwar angefangen aber unvollendet. Er versichert, es wären ihrer nur auf der Seite des Gebirges, durch welches seine Karawane gezogen, über zwanzig tausend, und man hätte ihm gesagt, daſs auf der andern Seite und in der Gegend von Jurkup-Kasabas noch weit mehrere zu sehen wären. Kann etwas unglaublicher seyn als eine so ungeheure Menge zu ordentlichen Wohnungen ausgehauener Pyramiden, (die doch wahrlich nicht wie Pilze aus der Erde haben gewachsen seyn können) von denen weder in irgend einem alten Autor noch in einem andern Reisebericht die geringste Spur zu finden ist? Es möchte hingehen, wenn er sie in der groſsen Syrischen Wüste entdeckt hätte: aber in einem so bekannten Lande, wie das alte Kappadocien! Gleichwohl, da Paul Lukas sie mit eignen Augen gesehen zu haben versichert, so müssen sie da seyn; nur von der Anzahl, die sich nach seiner Angabe über funfzig tausend belaufen muſste, dürfte doch wohl eine Nulle wenigstens abgehen. Fünf tausend solche pyramidalische Felsenhäuser machten noch immer eine ansehnliche Menge aus; und bey der eilfertigen und äuſserst flüchtigen Art, wie er sie sah, (da die Karawane ihm zu Gefallen nicht still halten und ihm nicht einmahl sich von ihr zu entfernen erlauben wollte) hätte er doch in die Rechnung seiner Augen einiges Miſstrauen setzen sollen.

Eben so zuversichtlich sagt er im zwölften Kapitel des zweyten Theils von den Löwen, deren es eine groſse Menge in einem Walde zwischen Momette und Tunis gebe: Die Einwohner des Landes erzählten von diesen Löwen Geschichten, die ganz fabelhaft und unglaublich schienen; aber dieſs sey gewiſs, daſs die Weiber dieser Gegenden die Gabe hätten, diese Löwen durch bloſses Schimpfen (*en leur disant des injures*) in die Flucht zu jagen.

Noch an einem andern Orte sagt er uns mit der treuherzigsten Miene von der Welt: Ein (Armenischer) Bürger von Isnik (Nicäa) habe ihm etwas sehr auſserordentliches erzählt, das sich auf dem See, (ehemahls Askanios genannt) an welchem diese Stadt liegt, zur Zeit der ersten Nicäischen Kirchenversammlung zugetragen habe. „Unter der groſsen Anzahl von Bischöfen, die zu derselben aus allen Enden der christlichen Welt zusammen kamen, befand sich auch ein Armenischer, der überaus arm, sonst aber ein sehr tugendhafter und heiliger Mann war, und sogar im Rufe stand daſs er Wunder thue. Der gröſsere Theil der übrigen heiligen Väter des Konciliums waren keine Leute, die sich des Wunderthuns anmaſsten; dafür machten sie hingegen einen bessern Aufzug als ihr Armenischer Mitbruder, waren aber doch schlecht denkend genug, ihm die Wundergabe, die er vor ihnen voraus hatte, zu miſsgönnen, und ihn bey allen Gelegenheiten mit seiner Armuth und mit seinen Mirakeln aufzuziehen. Der gute Bischof war bey aller seiner Frömmigkeit und Demuth doch gegen diese Spöttereyen nicht gleichgültig; und da es die hochwürdigsten Herren gar zu arg machten, ging ihm endlich die Geduld aus, und er beschloſs bey sich selbst, sie auf eine

Art zu prostituieren, daſs sie ihn künftig wohl ungeneckt lassen sollten. Eines Tages, da der gröſste Theil der Bischöfe am Ufer des Sees beysammen war, nahm er einen Pflug, setzte ihn aufs Wasser, spannte ein paar Ochsen davor, und fuhr damit vor ihrer aller Augen ganz gelassen, wie ein Bauer der sein Feld pflügt, über den See hin und her. Man kann sich vorstellen, ob die Herren Konfratres groſse Augen machten. Nun, hochwürdige Herren, (sagte er zu ihnen, da er seinen Pflug wieder ans Land geführt hatte) ich habe gepflügt, geht ihr nun hin und säet, indeſs ich hier ein wenig ausruhe. — Das muſsten die Herren nun wohl bleiben lassen! Aber das Wunder des heiligen Bischofs brachte doch die gute Frucht, daſs sie sich schämten eines solchen Mannes gespottet zu haben, ihn um Verzeihung baten, und ihm von Stund' an mit gröſster Ehrerbietung begegneten.“ — Und so eine Historie erzählt Paul Lukas ohne nur den Mund zu verziehen! Er sagt zwar nicht, daſs er sie für wahr halte; aber er findet sie doch auch nur sehr auſserordentlich, und man sieht es ihm ordentlich an, daſs er sie recht gern glauben möchte, wenn er es nur irgend möglich zu machen wüſste.

Indessen beweist doch das alles nichts gegen seine Ehrlichkeit. Das schlimmste, was sich daraus folgern lieſse, wäre: daſs Paul Lukas ein Mann war, der allenfalls noch wohl betrogen werden konnte, aber nicht, daſs er eines Vorsatzes seine Leser zu betrügen fähig war. Und warum hätte er ihnen einen solchen Bären aufbinden wollen? Was konnte er für einen Vortheil davon haben? — Ersten Blickes wenigstens läſst sich keiner absehen. Daſs er aber aus bloſser Schalkheit, bloſs um die Leichtgläubigen zum besten zu haben, so etwas

ersonnen und auf eine so ernsthafte Art vorgetragen haben sollte, ihm dieſs zuzutrauen, dazu finden wir uns auch nicht durch den mindesten Zug in allen seinen Schriften berechtigt.

Wir sehen uns also genöthigt, statt seiner den Usbeckischen Derwisch in eine etwas schärfere Untersuchung zu nehmen. Daſs Paul Lukas zufälliger Weise zu Brussa mit ihm bekannt ward, und alles das aus seinem Munde hörte, was er uns als Ohrenzeuge berichtet, hat (wie wir Ursache haben zu glauben) seine Richtigkeit: der Lügner, der Betrüger ist also der Derwisch.

Aber wer war dieser Derwisch? Wie kam er zu seiner Kenntniſs von Flameln? Und was für Bewegungsgründe konnte er wohl haben, dem ehrlichen Paul ein so unsinniges Mährchen mit solcher Dreistigkeit als die gewisseste Sache von der Welt aufzuhängen?

Der Usbeckische Derwisch war, nach allem was unser Wanderer von ihm berichtet, ein Derwisch wie es wenige in der Welt giebt. Auch sein Äuſserliches, sagt Lukas, war in der That auſserordentlich; doch meldet er uns nicht, worin dieſs Auſserordentliche bestanden habe. Er schien nicht über dreyſsig Jahre alt zu seyn, und sprach, wie es scheint, Latein, Spanisch, Italiänisch und Französisch mit gleicher Fertigkeit: das letztere wie ein geborner Pariser, wiewohl er nie in Frankreich gewesen zu seyn versicherte. — Sollte dieser Usbeckische Derwisch am Ende wohl gar ein Europäischer — vielleicht ein mitten in Frankreich geborner Derwisch gewesen seyn? Wenigstens müſste er mir einen sehr beglaubten Geburtsbrief vorweisen, wenn ich ihn für einen gebornen Usbeck halten sollte! Bey dem Gegenbesuche,

den der Derwisch dem Paul Lukas gab, „theilte er ihm sehr schöne Sachen über die Arzneywissenschaft mit, (ich übersetze hier absichtlich von Wort zu Wort, weil diese Redensart für uns Leser — Nichts sagt) und versprach ihm in der Folge noch mehrere. Aber, setzte er hinzu: dieſs erfordert gewisse Vorbereitungen von Deiner Seite, und ich hoffe, du werdest noch einst des Lichtes fähig werden, welches ich über deinen Verstand ausgieſsen kann.“ 7) Man bemerke diese Erregung unbestimmter Hoffnungen — und besonders die Vorbereitungen, die dazu nöthig sind, um des Lichts und der Aufschlüsse, die ihm der Derwisch geben kann, empfänglich zu werden.

Natürlicher Weise wurde die Aufmerksamkeit unsers Reisenden durch diese Reden verdoppelt. Es war also schicklich, ihm allmählich mehr zu sagen. Der Derwisch sprach ihm von den groſsen Reisen, die er gethan habe, auf eine Art, woraus Lukas schlieſsen muſste, daſs dieser Mann, dem er kaum dreyſsig Jahre gab, schon über hundert seyn müsse. — Ich sehe Paul Lukassen immer gröſsere Augen machen: dafür wird ihm aber auch immer mehr Licht gegeben! — „Es sind unser sieben Freunde, fährt der Derwisch fort, die in der Absicht immer vollkommner zu werden die Welt durchstreichen. 8) So oft wir uns trennen, bestellen wir einander nach zwanzig Jahren an einen gewissen

7) *J'espere que vous serez quelque jour en état de profiter des lumieres, que je suis en état de repandre dans votre entendement.*

8) Die Absicht läſst sich hören; aber das Mittel dazu möchte nicht das sicherste seyn.

Ort, wo wir wieder zusammen kommen. Dieſsmahl ist es Brussa: vier von uns sind bereits da, und wir erwarten täglich die drey übrigen.“

Paul Lukas bemerkte ein solches Einverständniſs unter den vier Derwischen, daſs man wohl sah, „es sey kein Zufall, sondern eine langwierige Bekanntschaft, was sie hier zusammen gebracht habe.“ — Diese sonderbaren Menschen machten also, wie man sieht, einen geheimen Orden von einer sehr merkwürdigen Art aus. Daſs sie in Brussa in Gestalt Muhamedanischer Derwische erscheinen, muſs uns nicht irre machen. Was den Mönch macht, ist nicht die Kutte.

Die Unterhaltung zwischen dem Usbeckischen Derwisch und unserm neugierigen Reisenden wird immer wichtiger. Sie gerathen auf Alchymie und Kabbala; und Lukas (der noch immer nicht merkt mit wem ers zu thun hat) sagt ihm in der Unschuld seines Herzens: „Diese Wissenschaften, und besonders der Stein der Weisen, passierten in Europa bey vielen Leuten für sehr schimärische Dinge.“

Das war Wasser auf die Mühle des Derwisch. Seiner Meinung nach war gerade die höchste, die einzige diesen Nahmen verdienende Filosofie in der Kabbala und in der Wissenschaft, die zum Besitz des Steines der Weisen führt, eingeschlossen — kurz, er war (wie man es nennen will) ein magischer, oder theurgischer, oder Hermetischer Filosof, und ein Adept in dieser übernatürlichen Filosofie, folglich ein herzlicher Verächter aller Wissenschaften, die sich auf allgemeine Erfahrung, Beobachtung, Experimente, auf Messen, Rechnen und vernunftmäſsige Kombinazionen gründen. Als ein solcher erklärt er sich nun auch gegen unsern

Mann in ziemlich derben Ausdrücken, und giebt deutlich zu verstehen, daſs Filosofen, die von der Vernunft gegängelt zu werden nöthig haben, in seinem Urtheil nur unwissender Pöbel sind, deren blöde Augen das Licht des wahren Weisen nicht ertragen können. „Der echte Weise, sagt er, ist der einzige Mensch, dem es zukommt sich des Filosofierens anzumaſsen. Er hängt durch nichts an der Welt. Er sieht alles um sich her sterben und wieder geboren werden, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern. Er kann sich gröſsere Reichthümer verschaffen, als die gröſsten Könige je gehabt haben: aber er tritt das alles unter seine Füſse; und diese groſsmüthige Verachtung giebt ihm in der Dürftigkeit selbst eine Gröſse, die ihn über alle Zufälle erhebt.“

Man kennt diese Sprache! — Es ist das alte Rothwälsch aller Goldmacher, Kabbalisten, Hermes-Schüler, Magier, kurz aller angeblicher Wiederhersteller der Menschheit in ihre ursprünglichen Vorrechte — d. i. in das Vermögen, der ganzen Natur zu gebieten, die Sprache aller Thiere zu verstehen, sich die Geister gewogen oder dienstbar zu machen, tausend Jahre alt zu werden, an Einem Tage zu Paris und zu Kairo zu seyn, sich unsichtbar zu machen, zu fliegen, auf dem Wasser zu gehen, u. s. w. Das Seltsame ist nur, daſs solche Rodomontaden einem sonst so verständigen Manne, wie Paul Lukas, nicht stärker auffielen. Mit allem dem, meinte er, wie viel der Weise auch vor uns gemeinen Menschen voraus haben möchte, müsse er doch wenigstens so gut wie andere Leute sterben. — „Man sieht wohl, erwiederte der Derwisch, daſs du noch nie einen wahren Filosofen gesehen hast.“ —

Und nun bewies er ihm, das natürliche Alter, das dem Menschen von Anfang an bestimmt gewesen, sey kein geringerer Zeitraum als tausend Jahre; und dieses hohe Alter zu erreichen, sey eines der Vorrechte der Besitzer des Steines der Weisen, in welchem die wahre Medicin liege, durch die der Mensch nicht nur alles, was das Temperament seiner Natur in Unordnung bringen und zerstören kann, von sich entferne, sondern überhaupt alle die Kenntnisse erhalte, welche Gott in den Verstand des ersten Menschen gelegt habe, und deren dieser durch den Miſsbrauch seiner Vernunft verlustig geworden sey.

Aber, wendete Lukas ein, unser berühmter Flamel besaſs diesen Stein auch, und gleichwohl ist es eine ausgemachte Sache, daſs er gestorben und begraben ist wie sichs gebührt. Der Derwisch lachte über die Einfalt des guten Lukas, der sich einbilden konnte, ein Mann wie Flamel sey gestorben wie jeder andre gemeine Erdensohn. „Da ich ihm schon beynahe alles, was er bisher gesagt hatte, glaubte, (spricht unser Wanderer naiv genug) so erstaunte ich über alle Maſsen, wie ich ihn an dem von mir behaupteten Tode Flamels zweifeln sah.“ — Das heiſst auf gut Deutsch: ich fing an zu glauben, Flamel könnte am Ende doch wohl nicht gestorben seyn.

Der Derwisch las in der Seele des ehrlichen Lukas. „Du bist also wirklich, sagte er lachend, so treuherzig, und glaubst Flamel sey gestorben?“ — Man bemerke dieses Lachen! Es gehört mit zum Kostum dieser dreisten Gattung von Betrügern, über die simpelsten Äuſserungen des gemeinen Menschenverstandes, wenn sie mit ihren absurden Behauptungen im

Widerspruch stehen, ein mitleidig spöttisches Gelächter zu erheben, und durch diesen äuſsersten Grad der Unverschämtheit schwache Seelen so zu überraschen, daſs sie zweifelhaft werden, ob sie, indem sie bloſs der gesunden Vernunft gemäſs sprechen, nicht etwa gar etwas albernes gesagt haben könnten.

„Du glaubst also, fuhr der Derwisch fort, Flamel sey gestorben? Da irrst du dich sehr. Er lebt noch stark; es sind kaum drey Jahre, seit ich ihn und seine Frau in Indien gesehen habe; er ist einer meiner besten Freunde.“ — Der Derwisch war im Begriff, ihm sogar die Zeit zu nennen, da er und Flamel zuerst mit einander bekannt geworden seyen: aber er hielt auf einmahl wieder an sich, 9) um ihn vor allen Dingen mit der wahren Geschichte des Französischen Adepten bekannt zu machen. Was jetzt folgt, verdient die gröſste Aufmerksamkeit, weil es uns vielleicht auf die Spur, und dem Geheimniſs der Person des Usbeckischen Derwisch näher bringen wird.

„Unsrer Weisen, sprach er, sind zwar nur wenige in der Welt; aber sie finden sich unter allen Sekten, und haben in dieser Rücksicht wenig vor einander voraus. Zu Flamels Zeit war einer von ihnen der Jüdischen Religion zuge-

9) Warum das? Vermuthlich weil er nicht zu viel Licht auf einmahl in Lukassens Verstand fallen lassen wollte. Es war schon genug, daſs er sich ihm als einen Wundermann, als einen wahren Weisen und Adepten, gezeigt hatte: alles übrige muſste noch unter einem geheimniſsvollen Schleier verborgen gehalten werden; denn es gehören ja Vorbereitungen, vermuthlich auch Prüfungen dazu, bis Paul Lukas zum Anschauen des vollen Lichtes zugelassen werden konnte.

than. In seinen jüngern Jahren [10] hatte er sich eine Angelegenheit daraus gemacht, die Abkömmlinge seiner Brüder nicht aus dem Gesichte zu verlieren; und da er wuſste, daſs die meisten sich in Frankreich niedergelassen hatten, so brachte ihn sein Verlangen sie zu besuchen dahin, daſs er sich von uns trennte, [11] um diese Reise zu machen. Wir thaten unser möglichstes ihn davon abzuhalten, [12] und er stand verschiedene Mahle auf unsern Rath von seinem Vorhaben ab. Endlich aber gewann sein gar zu heftiges Verlangen nach dieser Reise dennoch die Oberhand, und er verlieſs uns, jedoch mit dem Versprechen, so bald als immer möglich wieder bey uns zu seyn. Er kam nach Paris, welches schon damahls, wie jetzt, die Hauptstadt des Reiches war. Er fand, daſs die Nachkömmlinge seines Vaters unter der dortigen Judenschaft in groſsem Ansehen standen; und unter andern lernte er auch einen Rabbiner seines Stammes kennen, der die wahre Filosofie suchte und an dem groſsen Werke (dem Stein der Weisen) arbeitete. Unser Freund lieſs sich mit diesem Verwandten in eine vertraute Freundschaft ein, und theilte ihm

10) D. i. in den ersten Jahrhunderten seines Lebens.

11) Unser Usbeckischer Derwisch war also auch dabey? Wie sorgfältig er ist, das, was er nicht geradezu heraus sagen will, doch so handgreiflich zu verstehen zu geben, daſs man ihm eine deutlichere Erklärung gern erläſst!

12) Auch dieſs ist nicht ohne Absicht. Da diese Reise (wie die Folge ausweist) übel für den Jüdischen Adepten ablief, so giebt das so ernstliche Abrathen seiner Ordensbrüder zu erkennen, daſs ein gewisser hoher Grad der Divinazionskraft mit zu den Vorrechten ihrer erhabenen Gesellschaft gehörte.

wichtige Aufschlüsse mit. Da aber die Verfertigung der *Materia prima* eine langwierige Operazion erfordert, so begnügte er sich, die ganze Wissenschaft der Zubereitung des filosofischen Steins schriftlich für ihn aufzusetzen; und um ihn von der Wahrheit dessen was er geschrieben zu überzeugen, machte er in seiner Gegenwart eine Projekzion von neunzig Pfund schlechtem Metall, die er in das reinste Gold verwandelte. Der Rabbiner, den diese Operazion mit Bewunderung für unsere Brüder erfüllte, that sein Äuſserstes um ihn bey sich zu behalten: aber vergebens, weil dieser sein uns gegebenes Wort nicht brechen wollte. Da der Rabbiner nichts über ihn gewinnen konnte, verwandelte sich seine bisherige Freundschaft in den tödtlichsten Haſs. Er faſste den schwarzen Entschluſs, eines der Lichter der Welt auszulöschen, und fand Mittel ihn auszuführen. Kurz, er ermordete den Weisen, und bemächtigte sich seiner Tinkturen und seines ganzen Apparats. Allein er genoſs der Früchte seiner Bosheit nicht lange; sein Verbrechen wurde entdeckt, und da deren noch mehrere auf ihn heraus kamen, wurde er lebendig verbrannt. Kurz darauf nahm die Verfolgung der Juden zu Paris ihren Anfang, und sie wurden bekannter Maſsen alle ins Elend gejagt. Flamel, der besser dachte als seine meisten Mitbürger, hatte kein Bedenken getragen mit einigen Juden gute Freundschaft zu halten, und passierte bey ihnen für einen Mann von ausgemachter Rechtschaffenheit. Dieſs war die Ursache, daſs ihm ein Jüdischer Kaufmann seine Handlungsbücher und sämmtlichen Papiere anvertraute, in der Überzeugung, daſs er keinen schlimmen Gebrauch davon machen und sie vor dem allgemeinen Brande retten würde. Unter diesen Papieren waren auch die des vor-

besagten Rabbiners und die Bücher unsers Weisen. Vermuthlich hatte der Kaufmann, der den Kopf von seinen Handlungsgeschäften voll hatte, keine grofse Aufmerksamkeit auf diese Dinge verwandt. Aber Flamel besah sie genauer; und da er Figuren von Schmelzöfen, Brennkolben und andern solchen Gefäfsen darin fand, und mit Recht daraus schlofs, dafs das grofse Geheimnifs der Weisen darin verborgen seyn könnte, liefs er sich das erste Blatt davon übersetzen, (denn die Bücher waren Hebräisch) und wie er sich dadurch in seiner Meinung bestärkt fand, gab ihm seine Klugheit folgendes Mittel, um unentdeckt hinter das Geheimnifs zu kommen, an die Hand. Er ging nach Spanien, wo es beynahe überall Juden gab, und liefs sich an jedem Orte, wo er hinkam, von einem derselben ein Blatt übersetzen. Als er sich auf diese Art eine Übersetzung von dem ganzen Buche verschafft hatte, kehrte er nach Paris zurück. Auf der Rückreise machte er sich einen getreuen Freund, und nahm ihn mit, in der Absicht ihm sein Geheimnifs zu entdecken, damit er ihm an dem grofsen Werke arbeiten hälfe: aber eine Krankheit raubte ihm diesen Freund vor der Zeit. Wie er nun zu Paris wieder angekommen war, beschlofs er mit seiner Frau zu arbeiten. Es gelang ihnen; und da sie zu unermefslichem Reichthum gekommen waren, liefsen sie verschiedene grofse öffentliche Gebäude aufführen, und bereicherten mehrere Personen. Diefs erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit. Flamel sah voraus, man werde sich seiner Person versichern, so bald man von ihm glaube, dafs er den Stein der Weisen besitze; und es war nicht zu erwarten, dafs man ihm, nach dem Aufsehen das seine grofsen Schenkungen gemacht hatten, diese Wissenschaft nicht sehr

bald zutrauen werde. Er fand also, als ein wahrer Filosof, dem nichts daran gelegen ist ob er in der Meinung der Menschen lebt oder todt ist, ein Mittel zu entfliehen, indem er seinen eigenen und seiner Frauen Tod unter die Leute brachte."

Hier fährt der Derwisch fort, die ziemlich romanhafte Art, wie Flamel diesen Gedanken ins Werk gerichtet habe, mit allen den Umständen zu erzählen, die wir oben schon von Herrn *G — e* vernommen haben. „Und dieſs, setzte er hinzu, ist Flamels wahre Geschichte, und nicht das, was du davon glaubst, noch das, was man thörichter Weise zu Paris davon denkt, wo wenige Personen von der wahren Weisheit Kenntniſs haben." 13)

Bey Vergleichung dieser Erzählung des Derwisch mit derjenigen, die uns der Ungenannte aus Flamels eigener Beichte gemacht, wird man finden, daſs sie der letztern nicht nur in vielen wesentlichen Umständen widerspricht, sondern auch, daſs sie in einem ganz andern Geiste und zu einer ganz andern Absicht gemacht ist, als die Flamellische. Der Pariser Bürger wollte sich (wie ich oben ausführlich gezeigt habe) durch sein Mährchen nur aus einer Verlegenheit helfen; er war so weit entfernt zu besorgen, daſs ihm die Entdeckung seiner so wunderbar erlangten geheimen Wissenschaft böse Händel zuziehen werde, daſs er sich vielmehr im Gegentheil dadurch sicher zu stellen hoffte. Mit dem Mährchen des Derwisch hingegen hat es eine ganz andere Bewandtniſs. Er fängt seine Ilias beym Ey der Leda an, und erzählt Flamels Geschichte, die er im Grunde nur als Episode behandelt, wie es seinem

13) Also doch einige?

System und seiner Absicht gemäfs ist, unbekümmert ob sie mit den alten Urkunden, die zu Paris liegen, und ihm vermuthlich eben so unbekannt waren als dem Paul Lukas, zusammen treffen oder nicht.

Alles was der Usbeckische Derwisch in dieser zweyten Konversazion mit unserm Reisebeschreiber von sich, von seinen Brüdern, von Flameln, und von der wahren Filosofie überhaupt gesprochen hat, scheint mir so beschaffen zu seyn, dafs auch Ungeweihte meines gleichen mit dem Geheimnisse seiner Person ziemlich bekannt dadurch werden.

Er ist mit noch sechs andern Adepten auf eine sehr enge Art verbunden, und der noch lebende Flamel ist keiner von diesen Sechsen, ungeachtet er einer seiner vertrautesten Freunde ist. Sollte diefs nicht sehr klüglich von dem Derwisch ausgedacht seyn, damit Lukas nicht auf den ganz natürlichen Einfall kommen könne, seine Ankunft abzuwarten? — Doch dem sey wie ihm wolle, es giebt also mehrere solche Weise unter allen Religionsparteyen; sie stehen (wie natürlich) in sehr enger Verbindung mit einander, sie sind Brüder. Das was sie zu den aufserordentlichen Menschen macht, die sie sind, ist, dafs sie sich im Besitze der wahren Filosofie befinden.

Diese Filosofie ist auf die kabbalistische Theorie vom Menschen, nehmlich auf den Grundbegriff gebaut: Dafs der Mensch in seiner ursprünglichen Vollkommenheit ganz etwas andres gewesen sey als er jetzt ist; dafs er ein lebendiges Abbild des grofsen Adam Kadmon oder urbildlichen Gottmenschen, (des ersten und reinsten Ausflusses aller göttlichen Kräfte und Eigenschaften) und daher im Genufs

einer ewigen Jugend und Unsterblichkeit, ein vertrauter Freund der höhern Geister, ein Herr der ganzen sichtbaren Welt, und der Besitzer einer unendlichen Menge geheimer Wissenschaften und wundervoller Künste gewesen sey.

Die Wiederherstellung der menschlichen Natur in diese ihre ursprüngliche, oder wenigstens in eine derselben nahe kommende Vollkommenheit, ist das grofse Geheimnifs jener wahren Filosofie, die, mit Einwilligung des allerhöchsten Urwesens, schon dem Vater aller Menschen, Adam, nach seinem Falle, und nach der langwierigen ernstlichen Bufse die er defswegen that, von höhern Geistern aus mitleidiger Freundschaft mitgetheilt worden ist, und sich von dieser Zeit an, durch Tradizion und hieroglyfische oder andere geheime Schriften, unter einer kleinen Anzahl auserwählter Adamskinder erhalten und fortgepflanzt hat. Seth, Henoch, Noah, Moses, Salomon, Elias, Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orfeus, in den ältern, und König Geber, die Arabischen Ärzte Adfar und Avicenna, der Einsiedler Morien, Artefius, [14] Raymund Lullus, Nikolas Flamel, Basilius Valentin, u. v. a. in neuern Zeiten, waren Glieder dieses wundervollen Ordens, der sich (wie unser Derwisch sehr richtig sagt) unter Juden, Christen, Muhamedanern und Heiden ausgebreitet, — und, da er verschmitzten und dreisten Betrügern so aufserordentlich grofse Vortheile über die schwächste Seite der Menschheit giebt,

14) Es existiert ein geheimes Buch von diesem Adepten, worin er sagt, er habe es in einem Alter von tausend Jahren geschrieben.

sich, aller Aufklärung zu Trotz, sogar mitten in Europa bis auf diesen Tag erhalten hat.

Das höchste Geheimniſs dieses Ordens, das unter dem Nahmen des Steins der Weisen verborgen wird, begreift also unendliche Mahl mehr in sich, als die bloſse Operazion, geringere Metalle in Gold zu verwandeln. Diese sowohl, als das Geheimniſs, tausend Jahre und noch länger im Genuſs einer vollkommnen Gesundheit zu leben, ist nur ein kleiner Theil der wundervollen Wissenschaften und Vorrechte des wahren Weisen. Daher sprechen alle Adepten, d. i. diejenigen, die uns gern bereden möchten daſs sie es seyen, von der Kunst Gold zu machen als einer armseligen Kleinigkeit, die in ihren Augen so verächtlich ist, daſs sie sich nicht einmahl damit abzugeben würdigen; — eine sehr sinnreiche Art uns begreiflich zu machen, warum diese Herren meistens in ziemlich lumpiger Gestalt erscheinen, und alle ihre zeitliche Habe ganz bequem in einem Schweiſstüchlein mit sich führen können.

Daſs der Usbeckische Derwisch mit seinen sechs Freunden zu diesem Orden gehört habe, wird nun wohl, nach allem dem was uns Lukas aus seinem eigenen Mund erzählt hat, schwerlich einem meiner Leser zweifelhaft scheinen können. Denn wiewohl das, was er unserm ehrlichen Wanderer davon eröffnet, nur einzelne Lichtstrahlen sind, die er nach und nach in seine Seele fallen läſst: so hat er doch, alles zusammen genommen, genug gesagt, um uns zu überzeugen, daſs seine Filosofie und diejenige, die ich so eben nach ihren Hauptzügen skizziert habe, eine und eben dieselbe sey. — Lukas sagt am Ende seines Berichts von seiner Unterredung mit diesem Derwisch ausdrücklich: „Ich übergehe verschiedene

andere noch weniger glaubliche Dinge, die er mir in einem eben so zuversichtlichen Ton erzählte." — Vielleicht betrafen gerade diese noch weniger glaublichen Dinge einen Punkt, worüber das Stillschweigen des Derwisch manchem unsrer Leser aufgefallen seyn mag: nehmlich die Verbindung der Weisen mit der Geisterwelt, ihre Freundschaft mit den guten Geistern, ihre Gewalt über die bösen, ihr Vermögen Verstorbene erscheinen zu lassen, und dergleichen. Gesetzt aber auch, der Derwisch hätte von diesem allen nichts erwähnt, so ist die Art, wie er sich selbst als einen wirklichen Adepten ankündigt, und wie er sich über die Natur und den Gebrauch des Steins der Weisen erklärt, vollkommen zureichend, ihn ganz unverkennbar als einen Anhänger der mehr besagten schwärmerischen Morosofie zu karakterisieren.

Es gab also im Jahre 1705 eine geheime Gesellschaft solcher Adepten in dem Türkischen Reiche, die sich vermuthlich irgend eines besondern, des Geheimnisses bedürftigen Zweckes, worin er auch bestanden haben mag, bewufst waren, vielleicht auch (wie man aus ihrem beständigen Herumreisen und aus ihrer Kenntnifs mehrerer Europäischen Sprachen natürlich schliefsen mufs) mit andern ihres Gelichters in Europa in Verbindung standen, und unsichtbarer Weise allerley Dinge wirkten, von deren wahren Triebrädern wir andern Profanen und unsre Vorfahren uns wenig träumen liefsen. Aber, so wie allerdings zu glauben ist, dafs diese geheime Brüderschaft zu Brussa (die aller Wahrscheinlichkeit nach ihre tausend Jahre noch nicht vollendet hat, und also noch gegenwärtig bey Leben ist) für die Fortpflanzung ihres Ordens gehörige Sorge tragen werde, so ist nicht weniger zu vermuthen, dafs sie auch in den drey

bis vier letzt verflossenen Jahrhunderten nicht immer so unsichtbar und unthätig geblieben seyn könne, daſs sich nicht schon lange vor der zufälligen Bekanntschaft, die der ehrliche Lukas mit ihnen gemacht, Spuren ihres Daseyns und ihrer Wirksamkeit finden sollten.

Ich müſste mich sehr betrügen, oder der gewaltige Lärm, den im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts das durch die ganze Christenheit in Europa ausgestreute Gerücht von der Gesellschaft des Rosenkreuzes verursachte, war nicht so ganz blinder Lärm, wie uns einige Gelehrte haben bereden wollen. Immer mag in die Erzählung von dem angeblichen Stifter dieses geheimen Ordens, Christian Rosenkreuz, viel unrichtiges eingemischt seyn; vielleicht mit Absicht, vielleicht auch, weil die im Jahre 1610 in fünferley Sprachen ausgestreute Broschüre, *Fama Fraternitatis Ordinis Roseae Crucis*, nicht aus der Quelle selbst, sondern wirklich aus bloſsen Gerüchten, worin das Wahre immer mit falschen Zusätzen legiert zu seyn pflegt, entsprungen war: aber Etwas wahres, das mit unserm Usbeckischen Derwisch und seinen Brüdern in Beziehung steht, mag doch immer an der Sache seyn.

„Christian Rosenkreuz, heiſst es, geboren im Jahre 1388, unternahm eine Wallfahrt zum heiligen Grabe, und wurde darauf zu Damas mit Chaldäischen Weisen bekannt, die ihn in den Geheimnissen der magischen und kabbalistischen Filosofie einweihten. Er erweiterte seine auf diesem Wege erworbenen Wissenschaften durch Reisen in Ägypten und Afrika, und wurde nach seiner Zurückkunft der Stifter einer durch die Bande der engesten Freundschaft, Treue und Verschwiegen-

heit verbundenen Brüderschaft, die nur aus wenigen Mitgliedern bestand, und in deren Schoofs er die Mysterien der erhabenen Weisheit, die er aus den Morgenländern mitgebracht hatte, vornehmlich den Stein der Weisen, und kraft dessen auch die Universalmedicin, und die Kunst die unedeln Metalle in Silber und Gold zu verwandeln, als ein ewiges und heiliges Fideikommifs, niederlegte. Nach seinem Tode, der in seinem hundert und zwanzigsten Jahre ohne Krankheit erfolgte, erhielt sich die von ihm gestiftete geheime Gesellschaft (als eine Schwester oder Tochter jener morgenländischen zu Damas) noch eine geraume Zeit im Verborgenen, bis ihr Daseyn endlich, ohne dafs man sagen kann wie und durch wen, um vorbesagte Zeit entdeckt wurde."

In dieser Erzählung ist das Falsche leicht vom Wahren abzusondern. Jedermann weifs, dafs es damahls keine eigentlich so genannten Chaldäer mehr gab. Unter den Chaldäischen Weisen, von welchen Rosenkreuz in der heiligen Magie und Kabbala unterrichtet wurde, können also keine andre, als Weise von dem Orden unsers Usbeckischen Derwisch, gemeint seyn: und was hindert uns zu glauben, dafs es eben dieselbe Gesellschaft war, mit welcher Paul Lukas im Jahre 1705 zu Brussa bekannt wurde, da wir wissen, dafs sie schon zu Flamels Zeiten in voller Aktivität, und mit dem Jüdischen Kabbalisten, dem Verfasser des Buches, woraus Flamel das Geheimnifs des Steines der Weisen lernte, in Bündnifs stand? — Aber irrig und lächerlich ist es, wenn vorgegeben wird, Christian Rosenkreuz, der doch den Stein der Weisen besafs, sey in einem Alter von hundert und zwanzig Jahren gestorben.

Wie? Ein Mann wie Er sollte so jung gestorben seyn? Verschwunden, aus den Augen seiner Brüder von den geringern Graden verschwunden mag er seyn: gestorben ist er so wenig als Flamel; ganz gewiſs lebt er noch, und regiert vermuthlich mit ihm und dem Usbeckischen Derwisch und seinen Brüdern, unsichtbarer und unbekannter Weise, die in diesem unserm Jahrhundert so weit ausgebreitete Brüderschaft des weisen Volkes, das an Magie und Kabbala, Geisterseherey, Goldmacherey und künstliche Verlängerung des Lebens glaubt; — eine Menschenklasse, die vermuthlich nicht aussterben wird, so lange das Verlangen nach den wundervollen Ringen, die sich Lucians Timolaus wünschte, die blinde Seite der Menschheit bleiben wird.

Sollte ich nach allem bisher gesagten nöthig haben, die Person, die Brüderschaft, das Geschäft und den groſsen Zweck des Usbeckischen Derwisch noch mehr zu enthüllen, oder mich deutlicher über das, was ich von ihnen halte, zu erklären? Der muſs wohl sehr blind seyn, der nicht durch ein Sieb sehen kann, sagt das Sprichwort. Wer Augen hat zu sehen, der sehe.

Paul Lukas hatte, wie es scheint, keine Augen zu sehen. Es ist beynahe unbegreiflich, wie er mit so vieler Neugier nicht noch mehr und gerade so viel hatte, als nöthig war um tiefer in das Geheimniſs einer so auſserordentlichen Person einzudringen; — eines Menschen, der wie ein Mann von dreyſsig Jahren aussah und wie einer von fünf hundert sprach, — der den Stein der Weisen zu haben vorgab, — der ihm sogar Hoffnung machte, ihm, nach gehöriger Vorbereitung, die erhabensten Kenntnisse mitzutheilen! Wie konnte er an einem

Menschen, der solche Dinge vorgab, solche Mährchen für Wahrheit erzählte, nichts andres als einen Mann von seltner Wissenschaft und ungewöhnlich groſsem Genie sehen? Wie konnte ihm an einem Menschen, an dem alles Verdacht erwecken muſste, nichts verdächtig vorkommen? Ich gestehe, beynahe wird er mir durch eine so unbegreifliche Arglosigkeit selbst verdächtig.

Herr *G — e* läſst ihn zwar sagen: er könne alles dieses (nehmlich was ihm der Derwisch bey Gelegenheit Flamels erzählt hatte) nicht glauben. Aber, mit Erlaubniſs, Lukas sagt nur: er übergehe viele andere, noch weniger glaubliche Dinge, (*des choses encore moins croyables*) die er von ihm gehört habe. Und gesteht er nicht besser oben: er hätte ihm beynahe alles übrige (was er ihm gesagt hatte, ehe noch von Flameln die Rede war) geglaubt? und dieses übrige waren doch sehr wenig glaubliche Dinge! — Das Wahre von der Sache scheint: daſs der gute Lukas, wie so viele andre wackere Leute, selbst nicht recht wuſste was er glaubte oder glauben sollte. Er scheint, nach seinem ganzen Buche zu urtheilen, ein Mann von ziemlich gesundem Menschenverstande, aber wenig Imaginazion, vielerley aber nichts weniger als tiefen Kenntnissen, ein Liebhaber kurioser Dinge, ohne alle Anlage zur Schwärmerey, wiewohl von den Vorurtheilen des groſsen Haufens nicht ganz frey, gewesen zu seyn. Billig kommt auch etwas von den letztern auf Rechnung seiner Zeit. Überdieſs war er kein müſsiger Reisender: er hatte Aufträge von seinem Könige; sein Geschäft war alte Münzen und Manuskripte aufzusuchen und einzuhandeln; sein künftiges Glück hing an guter Ausrichtung dieses Geschäftes, und er

verlor es daher nie aus den Augen. Wirklich hatte er auch (wie es scheint) mit dem Usbeckischen Derwisch bloſs deſswegen Bekanntschaft gemacht, um ihm gewisse Handschriften, die er gekauft hatte, zu zeigen und sein Urtheil darüber einzuhohlen: alles übrige war zufällig. Das Auſserordentliche in der Person und den Reden dieses Derwisch interessierte ihn, — er lieſs sich also näher mit ihm ein: es interessierte ihn nicht so sehr, daſs er Lust bekommen hätte sich tief einzulassen; dazu müſste er einen ganz anders organisierten Kopf und keine so weit von dergleichen Spekulazionen abführende Geschäfte gehabt haben; aber es interessierte ihn doch genugsam, um dem Derwisch mit so viel Aufmerksamkeit, und mit einem Erstaunen, das so nahe an Glauben grenzte, zuzuhören, daſs dieser, auch ohne eine andere Absicht, unvermerkt Lust bekommen muſste ihm recht viel vorzulügen.

Alles zusammen genommen, scheint mir Lukas bey dieser ganzen Sache aufrichtig und arglos zu Werke gegangen zu seyn; er erzählt sie in eben dem Tone, wie er von den zwanzig tausend Pyramiden spricht, die er zu Jurkup gesehen hat. „Ich habe (sagt er in seiner Zueignungsschrift an Ludwig den Vierzehnten) mehr als Einmahl Griechenland, Kleinasien, Persien, Syrien, Ägypten und Afrika durchwandert, und habe dort mit vielen Gefahren eine groſse Menge Münzen, geschnittne Steine, alte Handschriften, und andere nützliche Kuriositäten gesammelt, die im Kabinet und in der Bibliothek Ew. Majestät Platz gefunden haben. Aber, Sire, es giebt Raritäten, deren man nur mit dem Verstande habhaft werden, und die man andern nur durch die Rede mittheilen kann. Da diese nicht weniger kostbar sind als die andern, so habe ich groſse

Sorge getragen, sie zu sammeln, um sie Ew. Majestät ebenfalls anzubieten: und diese sind in dem Buche enthalten, das ich Ihnen zu überreichen mir die Freyheit nehme." — Ganz gewifs dachte hier Lukas auch an seinen Derwisch von Brussa; denn der ist doch wohl die gröfste Rarität in seinem ganzen Buche.

Wenn ich nicht irre, so liegt in dem, was ich von dem Karakter des Paul Lukas gesagt habe, auch die Beantwortung der Frage: was für Bewegungsgründe der Derwisch haben konnte, ihm so viel unsinniges Zeug aufheften zu wollen. — Ohne jemanden in seinem eigenen Urtheile über diese aufserordentliche Person Mafs geben zu wollen, betrachte ich den mehr besagten Derwisch, offenherzig zu reden, als einen Menschen von der Klasse und Brüderschaft eines St. Germain, Schröpfer, Kagliostro, oder, was bey mir einerley ist, des Armeniers in Schillers Geisterseher, und des weisen Misfragmutosiris im Stein der Weisen. Diese Herren (deren Zweck bekannter Mafsen blofs die Veredlung der menschlichen Natur sowohl als der Steine und Metalle, und die schon von den Rosenkreuzern des vorigen Jahrhunderts angekündigte Beschleunigung des goldnen Weltalters ist) machen, wie es scheint, schon seit Jahrhunderten eine Art von unsichtbarer Kirche oder Republik aus: und wiewohl man eben nicht verbunden ist, das, was der Derwisch von ihrem langen Leben rühmt, im buchstäblichen Verstande zu nehmen; so glaube ich doch gern, dafs man in gewissem Sinne sagen könne, ihre Gesellschaft sterbe nicht, weil sie (so gut als die Mönche) dafür sorgen, dafs keine leer gewordene Stelle unbesetzt bleibe. Es versteht sich also von selbst,

daſs sie immer bereit sind, ihrem Orden Proselyten, Gläubige und Beförderer anzuwerben, so bald ihnen Leute aufstoſsen, an welchen sie einige Kennzeichen der Empfänglichkeit für ihre Geheimnisse zu entdecken glauben. Findet sich dann schon, daſs einer, mit dem man sich bis auf einen gewissen Punkt eingelassen hat, nicht zu einem wirklichen Ordensgliede taugt: so ist er doch vielleicht, auch ohne sein Wissen und Wollen, zu Beförderung irgend einer Absicht der erhabenen Adepten, die an der Spitze der löblichen Brüderschaft stehen, zu gebrauchen. Dieſs scheint nun gerade bey Paul Lukas der Fall gewesen zu seyn. Es ist wohl möglich, daſs die Disposizion, die der hochwürdige Bruder Derwisch Anfangs an ihm wahrzunehmen glaubte, ihn bewogen haben könne, ihm solche Notizen von den Geheimnissen des Ordens zu geben, die seine Empfänglichkeit für das kabbalistische Licht auf die Probe stellen konnten. Da sichs aber zeigte, daſs Lukas in den Grenzen einer kalten Bewunderung stehen blieb, und kein Verlangen bezeigte, in das innere Heiligthum des mysteriösen Tempels, dessen Auſsenseite er anstaunte, eingeführt zu werden: so lieſs es der Derwisch bey dem Gesagten bewenden; zufrieden, es einem Manne gesagt zu haben, der es wieder sagen und bey seiner Nachhausekunft nicht ermangeln würde, es durch seine Reisebeschreibung bekannt genug zu machen. Konnte Lukas nicht auf diese Weise, ohne sein Wissen, ein Werkzeug seyn, die *Famam fraternitatis* (die vielleicht damahls einen solchen Trompetenstoſs nöthig hatte) von neuem durch alle Lande erschallen zu machen? Konnte dadurch nicht mancher schlummernde Bruder wieder erweckt, mancher *Homo bonae voluntatis*

aufmerksam gemacht und zum Suchen angetrieben, ja vielleicht dem ganzen Institut wieder neues Leben, neue Thätigkeit, auch wohl in der Folge eine bessere Form, ein bestimmterer Plan und unsern Zeiten angemeſsnere Zwecke gegeben werden?

Ich will diese Vermuthung für nichts mehr als was sie ist gehalten wissen, und unterwerfe sie, wie diesen ganzen Aufsatz, dem Urtheil der Leser, allenfalls auch der Berichtigung oder weitern Aufklärung derjenigen, die mehr als ich von solchen Dingen wissen, und begnüge mich zum Schlusse mit Oberon zu sagen:

Nur wer das Licht nicht scheut, der ist mit mir verbrüdert!

DER STEIN DER WEISEN.

Eine Erzählung.

Als Zugabe zu Nikolas Flamel. 1786.

In den Zeiten, da Kornwall noch seine eigenen Fürsten hatte, regierte in dieser kleinen Halbinsel des grofsen Britanniens ein junger König Nahmens Mark, ein Enkel desjenigen, der durch seine Gemahlin, die schöne Yselde, auch Yseult die Blonde genannt, und ihre Liebesgeschichte mit dem edeln und unglücklichen Tristan von Leonnois so berühmt geworden ist.

Dieser König Mark hatte viel von seinem Grofsvater: er war hoffärtig ohne Ehrgeitz, wollüstig ohne Geschmack, und geitzig ohne ein guter Wirth zu seyn. So bald er zur Regierung kam, welches sehr früh geschah, fing er damit an, sich seinen Leidenschaften und Launen zu überlassen, und auf einem Fufs zu leben, der ein weit gröfseres und reicheres Land als das seinige hätte zu Grunde richten müssen. Als seine gewöhnlichen Einkünfte nicht mehr zureichen wollten, drückte

er seine Unterthanen mit neuen Auflagen; und als sie nichts mehr zu geben hatten, machte er sie selbst zu Gelde, und verkaufte sie an seine Nachbarn.

Bey allem dem hielt König Mark einen glänzenden Hof, und wirthschaftete als ob er eine unerschöpfliche Goldquelle gefunden hätte. Nun hatte er sie zwar noch nicht gefunden, aber er suchte sie wenigstens sehr eifrig; und so bald diefs ruchtbar wurde, stellten sich allerley sonderbare Leute an seinem Hofe ein, die ihm suchen helfen wollten. Schatzgräber, Geisterbeschwörer, Alchymisten, und Beutelschneider die sich Schüler des dreymahl grofsen Hermes nannten, kamen von allen Enden herzu, und wurden mit offnen Armen aufgenommen; denn der arme Mark hatte zu allen seinen übrigen Untugenden auch noch die, dafs er der leichtgläubigste Mensch von der Welt war, und dafs der erste beste Landstreicher, der mit geheimen Wissenschaften prahlte, alles aus ihm machen konnte was er wollte. Es wimmelte also an seinem Hofe von solchem Gesindel.

Der eine gab vor, er hätte eine natürliche Gabe alle Schätze zu wittern, die unter der Erde vergraben lägen; ein andrer wufste sie mit Hülfe der Wünschelruthe zu entdecken; ein dritter versicherte, dafs das eine und das andere vergeblich sey, wenn man nicht das Geheimnifs besitze, die Geister, die in Gestalt der Greifen, oder unter andern noch fürchterlichern Larven, die unterirdischen Schätze bewachten, einzuschläfern, zu gewinnen, oder sich unterwürfig zu machen; und er liefs sichs auf eine bescheidene Art anmerken, dafs er im Besitze dieser Geheimnisse sey.

Noch andere sahen auf alle magischen Künste mit Verachtung herab: bey ihnen ging alles natürlich zu. Sie verwarfen alle Talismane, Zauberworte, Kreise, Karaktere, und was in diese Rubrik gehört, als eitel Betrügerey und Blendwerk. Was jene durch übernatürliche Kräfte zu leisten vorgaben, das leisteten sie, wenn man ihnen glaubte, durch die bloſsen Kräfte der Natur. Wer in das innerste Heiligthum derselben eingedrungen ist, sagten sie; wer in dieser ihrer geheimen Werkstätte die wahren Elemente der Dinge, ihre Verwandtschaften, Sympathien und Antipathien kennen gelernt hat; wer den allgestaltigen Naturgeist mit dem allauflösenden Natursalze zu vermählen weiſs, und durch Hülfe des alldurchdringenden Astralfeuers diesen Proteus fest halten und in seiner eigenen Urgestalt zu erscheinen zwingen kann: der allein ist der wahre Weise. Er allein verdient den hohen Nahmen eines Adepten. Ihm ist nichts unmöglich, denn er gebietet der Natur, welcher alles möglich ist. Er kann die geringern Metalle in höhere verwandeln; er besitzt das allgemeine Mittel gegen alle Krankheiten; er kann, wenn es ihm und den Göttern gefällt, Todte ins Leben zurück rufen, und es steht in seiner Macht, selbst so lange zu leben, bis es ihm angenehmer ist in eine andere Welt überzugehen.

König Mark fand dieſs alles sehr nach seinem Geschmacke: aber weil er sich doch nicht entschlieſsen konnte, nur Einen von seinen Wundermännern beyzubehalten und die übrigen fortzuschicken, so behielt er sie alle, und versuchte es mit einem nach dem andern. Der Tag wurde mit Laborieren, die Nacht mit Geisterbannen und Schatzgraben

zugebracht; und wie die Betrüger sahen, daſs er kein Freund von Monopolien war, so vertrugen sie sich, zu seiner groſsen Freude, gar bald so gut zusammen, als ob alles in Einen Beutel ginge.

Verschiedene Jahre verstrichen auf diese Weise, ohne daſs König Mark dem Ziele seiner Wünsche um einen Schritt näher kam. Er hatte die Hälfte seines kleinen Königreichs aufgraben lassen und keinen Schatz gefunden; und über der Hoffnung, alles Kupfer und Zinn seiner Bergwerke in Gold zu verwandeln, war alles Gold, das seine Vorfahren daraus gezogen hatten, zum Schorstein hinaus geflogen.

Einem andern wären nach so vielen verunglückten Versuchen die Augen aufgegangen; aber Mark, dessen Augen immer trüber wurden, wurde desto hitziger auf den Stein der Weisen, je mehr er sich vor ihm zu verbergen schien. Seine Hoffnung, den allgestaltigen Proteus endlich einmahl fest zu halten, stieg in eben dem Verhältnisse, wie die Schale seines Verlustes sank: er glaubte daſs er nur noch nicht an den rechten Mann gerathen sey; und indem er zehn Betrüger fortjagte, war ihm der eilfte neu angelangte willkommen.

Endlich lieſs sich ein Ägyptischer Adept aus der echten und geheimen Schule des groſsen Hermes bey ihm anmelden. Er nannte sich Misfragmutosiris, trug einen Bart, der ihm bis an den Gürtel reichte, eine pyramidenförmige Mütze, auf deren Spitze ein goldner Sfinx befestigt war, einen langen mit Hieroglyfen gestickten Rock, und einen Gürtel von vergoldetem Blech, in welchen die zwölf Zeichen des Thierkreises gegraben waren. König Mark schätzte sich für den glücklichsten aller Menschen, einen Weisen von so viel

versprechendem Ansehen an seinem Hofe ankommen zu sehen; und wiewohl der Ägypter sehr zurückhaltend that, so wurden sie doch in kurzem ziemlich gute Freunde. Alles an ihm, Gestalt, Kleidung, Sprache, Manieren und Lebensart, kündigte einen auſserordentlichen Mann an. Er aſs immer allein und nichts was andere Menschen essen; er hatte einige groſse Schlangen und ein ausgestopftes Krokodill bey sich in seinem Zimmer, denen er mit groſser Achtung begegnete, und mit welchen er von Zeit zu Zeit geheime Unterredungen zu halten schien. Er sprach die wunderbarsten und räthselhaftesten Dinge mit einer Offenheit und Gleichgültigkeit, als ob es die gemeinsten und bekanntesten Dinge von der Welt wären: aber auf Fragen antwortete er entweder gar nicht; oder wenn er es that, so geschah es in einem Tone, als ob nun weiter nichts zu fragen übrig wäre, wiewohl der Fragende jetzt noch weniger wuſste als zuvor. Von Personen, die vor vielen hundert Jahren gelebt hatten, sprach er als ob er sie sehr genau gekannt habe; und überhaupt muſste man aus seinen Reden schlieſsen, daſs er wenigstens ein Zeitgenosse des Königs Amasis gewesen sey, wiewohl er sich nie deutlich darüber erklärte. Was ihm bey Mark den meisten Kredit gab, war, daſs er viel Gold und eine Menge seltner Sachen bey sich hatte, und von sehr groſsen Summen als von einer Kleinigkeit sprach. Alle diese Umstände schraubten nach und nach die Neugier des leichtgläubigen Königs von Kornwall so hoch hinauf, daſs er es nicht länger aushalten konnte; und, wie er es nun auch angefangen haben mochte, genug, der weise Misfragmutosiris lieſs sich endlich erbitten, oder sein Herz erlaubte ihm nicht länger undankbar gegen die Ehrenbezeigungen und Geschenke zu seyn,

womit ihn der König überhäufte; und so entdeckte er ihm endlich — doch nicht eher als bis er ihn mittelst verschiedener Iniziazionen durch einige höhere Grade des Hermetischen Ordens geführt hatte — das ganze Geheimniſs seiner Person.

Die Götter, sagte Misfragmutosiris, geben ihre kostbarsten Gaben wem sie wollen. Ich war nichts weiter als ein Mensch wie andere, noch jung, doch nicht ganz unerfahren in den Mysterien der Ägyptischen Filosofie; als mich die Neugier anwandelte, in das Innere der groſsen Pyramide zu Memfis, deren Alter den Ägyptern selbst ein Geheimniſs ist, einzudringen. Eine gewisse hieroglyfische Aufschrift, die ich schon zuvor über dem Eingang des ersten Sahles entdeckt und abgeschrieben hatte, brachte mich, nach vieler Mühe ihren Sinn zu errathen, auf die Vermuthung, daſs diese Pyramide das Grabmahl des groſsen Hermes sey. Ich beschloſs, mich in einer Stunde hinein zu wagen, worin gewiſs noch kein Sterblicher sich dessen unterfangen hat; und noch jetzt wäre mir meine Verwegenheit unbegreiflich, wenn ich nicht überzeugt wäre, daſs dieser Gedanke, dessen meine eigene Seele nicht fähig war, von einer höhern Macht in mir erschaffen wurde. Genug, ich stieg um Mitternacht, ohne Licht und mit gänzlicher Ergebung in die Führung desjenigen, der mir ein so kühnes Unternehmen eingegeben, in die Pyramide hinab. Ich war auf einem sanften Abhang eine Zeit lang abwärts, und dann wieder eben so unvermerkt empor gestiegen, als ich auf einmahl ein helles Licht erblickte, das wie eine Kugel vom reinsten gediegenen Feuer vor mir her schwebte.

Hier hielt Misfragmutosiris einige Augenblicke ein. — Und ihr hattet den Muth diesem Lichte zu folgen? fragte

König Mark, der in der Stellung eines versteinerten Horchers, den Leib schräg vorwärts gebogen, mit straff zurück gezogenen Füſsen, beide Hände auf die Knie gestützt, ihm gegenüber saſs, und furchtsam nur eine Sylbe von der Erzählung zu verlieren, wiewohl unter beständigem Schaudern vor dem was kommen würde, mit zurück gehaltnem Athem und weit offnen Augen zuhörte.

Ich folgte dem Lichte, fuhr der Ägypter fort, und kam durch einen immer niedriger und enger werdenden Gang in einen viereckigen Sahl von poliertem Marmor, dessen Ausgang mich in einen andern Gang leitete. Als ich ungefähr funfzig Schritte fortgekrochen war, fand ich zwey Wege vor mir. Der eine schien ziemlich steil in die Höhe zu führen, der andere, linker Hand, lief gerade fort. Ich folgte der Lichtkugel auf diesem letztern, bis ich an den Rand eines tiefen Brunnens gelangte. Bey dem sehr lebhaften Lichte, das die Kugel umher streute, wurde ich gewahr, daſs eine Anzahl kurzer eiserner Stangen, eine ungefähr zwey Spannen weit von der andern, von oben bis unten aus der Mauer hervorragten; eine gefährliche Art von Treppe, auf welcher man zur Noth in den Brunnen hinab steigen konnte. Ohne mich lange zu bedenken, schickte ich mich an, diese schwindlige Fahrt anzutreten, und war schon drey oder vier Stufen hinab gestiegen, als die Lichtkugel plötzlich verschwand, und mich in der schrecklichsten Dunkelheit zurück lieſs.

Ich begreife nicht, wie ich in diesem entsetzlichen Augenblicke nicht vor Schrecken in den Abgrund hinunter stürzte. Genug, ich faſste mich, und fuhr mit verdoppelter Behutsamkeit fort hinab zu klettern, indem ich mich mit Einer Hand

an einer Stange über mir fest hielt, während ich eine andere unter mir mit den Füſsen suchte. Endlich merkte ich, daſs keine Stangen mehr folgten; ich hörte das Wasser unter mir rauschen; aber zugleich ward ich an der Seite, woran ich herunter gestiegen, einer Öffnung gewahr, aus welcher mir ein dämmernder Schein entgegen kam. Ich sprang in diese Öffnung hinein, und gelangte auf einem abschüssigen Weg in eine ungeheure Höhle von glimmerndem Granit, die durch einen mitten aus der gewölbten Decke herab hangenden groſsen Karfunkel erleuchtet war. Wie groſs war meine Bestürzung, als ich mich auf einmahl an dem Rande eines reiſsenden Stromes sah, der sich mit entsetzlichem Geräusch aus einer Öffnung dieser Höhle über schroffe Felsenstücke herab stürzte! Indessen bedachte ich mich nur einen Augenblick was ich zu thun hätte. Ich war schon zu weit gegangen um wieder zurück zu gehen, und ein Genius schien mir zuzuflüstern, daſs mir alle diese Schwierigkeiten nur um meinen Muth zu prüfen entgegen gestellt würden. Ich zog alle meine Kleider aus, band sie in einen Bündel über meinem Kopfe zusammen, und stürzte mich in den Strom. In wenigen Augenblicken wurde ich von der Gewalt desselben durch ein dunkles Gewölbe fortgerissen. Nun merkte ich, daſs das Wasser unter mir seicht wurde; bald darauf verlor es sich gänzlich, und lieſs mich in einer groſsen Höhle auf einem moosigen Grunde sitzen. Eine ungewöhnliche Hitze, die ich hier verspürte, trocknete mich so schnell, daſs ich mich sogleich wieder anzog, um zu sehen, wohin mich eine ziemlich enge Öffnung führen würde, aus welcher ein lebhafter Schein in die Höhle eindrang. So wie ich der Öffnung näher kam, hörte ich ein zischendes Geprassel, wie

von einem lodernden Feuer. Ich kroch hinein, die Öffnung erweiterte sich allmählich, und ich befand mich am Eingang eines gewölbten Raumes, wo mein Fortschritt durch ein neues Hindernifs gehemmet wurde, das noch viel fürchterlicher als alle vorigen war.

Ich sah einen feurigen Abgrund vor mir, der beynahe den ganzen Raum erfüllte, und dessen wallende Flammen, wie aus einem Feuersee, über die Ufer von Granitfelsen, womit es rings um eingefafst war, empor loderten, und bis an meine Füfse herauf zu zücken schienen. Statt einer Brücke war eine Art von Rost, aus vierfach neben einander liegenden schmalen Kupferblechen zusammen gefügt, hinüber gelegt, der von einem Ufer zum andern reichte, aber kaum drey Palmen breit war. Ich gestehe aufrichtig, ungeachtet der grofsen Hitze dieses schrecklichen Ortes lief mirs eiskalt durchs Rückenmark auf und nieder: aber was war hier anders zu thun, als auch dieses Abenteuer zu wagen, ohne mich lange über die Möglichkeit zu bedenken? Wie ich hinüber gekommen, weifs ich selbst nicht; genug ich kam hinüber; und eh' ich Zeit hatte wieder zu mir selbst zu kommen, fühlte ich mich von einem Wirbelwind ergriffen, und mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit durch die grauenvolleste Finsternifs fortgezogen. Ich verlor alle Besinnung, kam aber bald wieder zu mir selbst, indem ich mich etwas unsanft gegen eine Pforte geworfen fühlte. Sie sprang auf, und ich befand mich auf meinen Füfsen stehend, in einem herrlich erleuchteten Sahle, dessen gewölbte mit Azur überzogene Decke die Halbkugel des Himmels vorstellte, und mit einer unendlichen Menge von Karfunkeln, als eben so viel Sternbildern, eingelegt war. Sie ruhete auf zwey Reihen massiv

goldener Säulen, an welchen unzählige Hieroglyfen aus Edelsteinen von allen möglichen Farben schimmerten. Ich stand etliche Minuten ganz verblendet und entzückt von der Herrlichkeit dieses Ortes.

Das glaub' ich, rief König Mark, und nach solchen ausgestandenen Fährlichkeiten! Ich möchte da wohl an euerm Platze gewesen seyn.

Als ich mich wieder in etwas gefaſst hatte, (fuhr Misfragmutosiris in seiner Erzählung fort, ohne auf die lebhafte Theilnehmung des Königs Acht zu geben) fiel mir eine hohe Pforte von Ebenholz in die Augen, vor welcher zwey Sfinxe von kolossalischer Gröſse einander gegenüber lagen. Sie waren aus Elfenbein geschnitzt, und von wunderbarer Schönheit: aber, zu meinem groſsen Bedauern, lagen sie so dicht an der Pforte und so nahe beysammen, daſs es schlechterdings für mich unmöglich schien, sie zu öffnen, und die Begierde zu befriedigen, welche mich in ein so gefahrvolles Abenteuer verwickelt hatte. Indem ich nun, der verbotenen Pforte gegenüber stehend, vergebens auf ein Mittel sann diese Schwierigkeit zu überwinden, erblickte ich über der Thür, in diamantnen Karakteren der heiligen Priesterschrift, die mir nicht unbekannt war, den Nahmen Hermes Trismegistos. Ich las ihn mit lauter Stimme; und kaum hatte ich ihn ausgesprochen, so öffnete sich die Pforte von selbst, die beiden Sfinxe belebten sich, sahen mich mit funkelnden Augen an, und wichen so weit zurück, daſs ich zwischen ihnen durchgehen konnte. So bald ich über die Schwelle der Pforte von Ebenholz geschritten war, schlossen sich ihre Flügel, wie von einem inwohnenden Geiste bewegt, von sich selbst wieder zu,

und ich befand mich in einem runden Dome von schwarzem Jaspis, dessen furchtbares Dunkel nur von Zeit zu Zeit, in Pausen von zehn bis zwölf Sekunden, durch eine Art von plötzlichem Wetterleuchten erhellt wurde, das an den schwarzen glatt geschliffnen Wänden herum zitterte, und eben so schnell verschwand als entstand.

Bey dieser majestätischen und geheimnifsvollen Art von Beleuchtung erblickte ich in der Mitte des Doms ein grofses Prachtbette von unbeschreiblichem Reichthum, worauf ein langer ehrwürdiger Greis, mit kahlem Haupte und einem schlofsweifsen Barte, die Hände auf die Brust gelegt, sanft zu schlummern schien. Zu seinen Häupten lagen zwey Drachen, von so seltsamer und schrecklicher Gestalt, dafs ich sie noch jetzt, nach so viel Jahrhunderten, vor mir zu sehen glaube. Sie hatten einen flachen Kopf mit langen herab hangenden Ohren, runde gläserne Augen, die weit aus ihren Kreisen hervorragten, einen Rachen gleich dem Krokodill, einen langen äufserst dünnen Schwanenhals, und ungeheure lederne Flügel, wie die Fledermäuse; der vordere Theil des Leibes war mit starren spiegelnden Schuppen bedeckt und mit Adlersfüfsen bewaffnet, und der Hinterleib endigte sich in eine dicke siebenmahl um sich selbst gewundene Schlange. Ich bemerkte bald, dafs das Wetterleuchten, das diesen Dom alle zehn Sekunden auf einen Augenblick erhellte, aus den Nasenlöchern dieser Drachen kam, und dafs diefs ihre Art zu athmen war. Wie schauderhaft auch der Anblick dieser gräfslichen Ungeheuer war, so schienen sie doch nichts feindseliges gegen mich im Sinne zu haben, sondern erlaubten mir, den majestätischen Greis, der hier den langen Schlaf des Todes schlief, bey dem flüchtigen Lichte

das sie von sich gaben, so lang' ich wollte zu betrachten. Ich bemerkte eine dicke Rolle von Ägyptischem Papier, die zu den Füſsen des Greises lag, und mit Hieroglyfen und Karakteren beschrieben schien. Eine unsägliche Begierde, der Besitzer dieser Handschrift zu seyn, bemächtigte sich meiner bey diesem Anblick; denn ich zweifelte nicht, daſs sie die verborgensten Geheimnisse des groſsen Hermes enthalte. Zehnmahl streckte ich die Hand nach ihr aus, und zehnmahl zog ich sie wieder mit Schaudern zurück. Endlich wurde die Begierde Meister, und meine Hand berührte schon den heiligen Schatz, gegen welchen ich alle Schätze über und unter der Erde verachtete; als mich ein Blitz aus dem Munde eines der beiden Drachen plötzlich zu Boden warf, und alle meine Glieder dergestalt lähmte, daſs ich unfähig war wieder aufzustehen. Sogleich fuhr eine kleine geflügelte und gekrönte Schlange, die den hellsten Sonnenglanz von sich warf, aus der Kuppel des Doms herab und hauchte mich an: ich fühlte die Kraft dieses Anhauchs, gleich einer lieblich scharfen geistigen Flamme, alle meine Nerven dergestalt durchdringen, daſs ich etliche Augenblicke wie betäubt davon war. Als ich mich aber wieder aufraffte, sah ich einen Knaben vor mir, der auf einem Lotusblatte saſs, und, indem er den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund drückte, mir mit der linken die Rolle darreichte, die ich zu den Füſsen des schlafenden Greises gesehen hatte. Ich erkannte den Gott des heiligen Stillschweigens, und warf mich vor ihm zur Erde: aber er war wieder verschwunden; und nun wurde ich erst gewahr, daſs ich mich, ohne zu begreifen wie es damit zugegangen, anstatt in der groſsen Pyramide bey Memfis, in meinem Bette befand. —

Wunderbar! seltsam, bey meiner Ehre! rief König Mark, mit allen Zeichen des Erstaunens und der Überraschung auf dem glaubigsten Gesichte von der Welt.

So kam es mir auch vor, erwiederte Misfragmutosiris; und ich würde mich sicher selbst beredet haben, daſs mir alle diese wunderbaren Dinge bloſs geträumt hätten, wenn die geheimniſsvolle Rolle in meiner Hand mich nicht von der Wirklichkeit derselben hätte überzeugen müssen. Ich betrachtete sie nun mit unbeschreiblichem Entzücken, ich betastete und beroch sie auf allen Seiten, und konnte es gleichwohl kaum meinen eignen Sinnen glauben, daſs ein so unbedeutender Mensch als ich der Besitzer eines Schatzes sey, um welchen Könige ihre Kronen gegeben hätten. Das Papier war von der schönsten Purpurfarbe, die Hieroglyfen gemahlt, und die Karaktere von dünn geschlagenem Golde.

Das muſs ein schönes Buch seyn, sprach König Mark; ich weiſs nicht was ich nicht darum gäbe, es nur eine Minute lang in meiner Hand zu haben. Dürft' ich bitten? —

Von Herzen gern, wenn es noch in meinen Händen wäre.

Wie? Es ist nicht mehr in euern Händen? rief Mark mit kläglicher Stimme.

Ich besaſs es nur sieben Tage. Am achten erschien mir der Knabe auf dem Lotusblatte wieder, nahm die Rolle aus meiner Hand, und verschwand damit auf ewig. Aber diese sieben Tage waren für mich hinreichend, mich zum Meister von sieben Geheimnissen zu machen, deren geringstes von unschätzbarem Werth in meinen Augen ist. Seit dieser merkwürdigen Nacht sind nun über tausend Jahre verstrichen —

Über tausend Jahre? unterbrach ihn König Mark abermahl — Ists möglich? über tausend Jahre?

Alles ist möglich, antwortete der tausendjährige Schüler des groſsen Hermes, mit seinem gewöhnlichen Kaltsinne: dieſs ist es kraft des siebenten Geheimnisses. Seitdem ich im Besitze desselben bin, ist der ganze Erdboden mein Vaterland, und ich sehe Königreiche und Geschlechter der Menschen um mich her fallen wie die Blätter von den Bäumen. Ich wohne bald hier bald da, bald in diesem bald in jenem Theile der Welt; ich rede alle Sprachen der Menschen, kenne alle ihre Angelegenheiten, und habe bey keiner zu gewinnen noch zu verlieren. Ich verlange über niemand zu herrschen und bin niemanden unterthan: aber wenn ich (was mir selten begegnet) einen guten König antreffe, so habe ich mein Vergnügen daran, sein Vermögen Gutes zu thun zu vermehren.

König Mark versicherte, er wünsche und hoffe einer von den guten Königen zu seyn: wenigstens habe er immer seine Lust daran gehabt Gutes zu thun; und bloſs, um unendlich viel Gutes thun zu können, habe er sich immer gewünscht, den Stein der Weisen in seine Gewalt zu bekommen.

Misfragmutosiris gab ihm zu verstehen, dazu könne wohl noch Rath werden; er schien die Sache als eine Kleinigkeit zu betrachten, wollte sich aber dieſsmahl nicht näher darüber erklären.

König Mark, der einen Mann, dem nichts unmöglich war, zum Freunde hatte, glaubte den Stein der Weisen schon in seiner Tasche zu fühlen, und gab, auf Abschlag der Goldberge, in welche er seine Kupferberge bald zu verwandeln hoffte, alle Tage glänzendere Feste; denn der Wundermann

mit dem goldnen Sfinx auf der Mütze, der schon tausend Jahre alt war, alle Krankheiten heilen konnte, und einen Krokodill zum *Spiritus familiaris* hatte, war bereits im ganzen Land erschollen, und mit der hohen Meinung, die das Volk von ihm gefaſst hatte, war auch der gesunkene Kredit des Königs wieder höher gestiegen. Die Königin Mabillje mit ihren Damen und Jungfrauen trug nicht wenig bey, diese Hoflustbarkeiten lebhafter und schimmernder zu machen. Es war zwar schon lange, daſs König Mark, der die Veränderung liebte, seiner Gemahlin einige Ursachen gab, sich von ihm für vernachlässiget zu halten; und die Eifersucht, womit sie ihm ihre Zärtlichkeit zu beweisen sich verbunden hielt, war ihm so beschwerlich gefallen, daſs ihm zuweilen der Wunsch entfahren war, daſs sie (ihrer Tugend unbeschadet) irgend ein anderes Mittel, sich die lange Weile zu vertreiben, ausfündig machen möchte, als das Vergnügen, das sie daran zu finden schien, wenn sie ihm seine kleinen Zeitkürzungen verkümmern konnte. Er schien es daher entweder nicht zu bemerken, oder (wie einige Hofleute wissen wollten) es heimlich ganz gern zu sehen, daſs ein schöner junger Ritter, der seit kurzem unter dem Nahmen Floribell von Nikomedien an seinem Hoflager erschienen war, sich auf eine sehr in die Augen fallende Art um die Gunst der Königin bewarb, und alle Tage gröſsere Fortschritte in derselben machte. In der That war es schon so weit gekommen, daſs Mabillje ihre Parteylichkeit für den schönen Floribell sich selbst nicht länger läugnen konnte: da sie aber fest entschlossen war einen tapfern Widerstand zu thun, so nahmen ihr die Angelegenheiten ihres eigenen Herzens

so viel Zeit weg, daſs sie keine hatte, den König in den seinigen zu beunruhigen.

Wie lebhaft auch König Mark seine Geschäfte auf dieser Seite treiben mochte, so verlor er doch das Ziel seiner Hauptleidenschaft keinen Augenblick aus dem Gesichte. Es waren nun bereits einige Monate verstrichen, seit der Erbe des groſsen Trismegistos an seinem Hofe wie ein König bewirthet wurde, und Mark glaubte sich einiges Recht an seine Freundschaft erworben zu haben. Misfragmutosiris hatte sich zwar bey aller Gelegenheit gegen Belohnungen und groſse Geschenke erklärt; aber kleine Geschenke, pflegte er zu sagen, die ihren Werth bloſs von der Freundschaft erhalten, deren Symbole sie sind, kann sich kein Freund weigern von dem andern anzunehmen. Weil aber die Begriffe von klein und groſs relativ sind, und unser Adept von Sachen, die nach der gemeinen Schätzung einen groſsen Werth haben, als von sehr unbedeutenden Dingen sprach: so hatten die kleinen Geschenke, die er nach und nach von seinem Freunde Mark anzunehmen die Güte gehabt hatte, die Schatzkammer des armen Königs ziemlich erschöpft, und es war hohe Zeit ihr durch neue und ergiebige Zuflüsse wieder aufzuhelfen. Der Ägypter schien die Billigkeit hiervon selbst zu fühlen; und bey der ersten Anregung, welche der König von den sieben Geheimnissen that, trug er kein Bedenken mehr, ihm zu gestehen, daſs das erste und geringste derselben die Kunst, den Stein der Weisen zu bereiten, sey. Mark betheuerte, daſs er mit diesem geringsten gern fürlieb nehmen wolle, und der Adept machte sich ein Vergnügen daraus, ihm ein Geheimniſs zu entdecken, worauf er selbst zwar keinen groſsen Werth legte,

das aber gleichwohl, wie er weislich sagte, um des Mifsbrauchs willen allen Profanen ewig verborgen bleiben müsse.

Der wahre Hermetische Stein der Weisen, sagte er, kann aus keiner andern Materie als aus den feinsten Edelsteinen, Diamanten, Smaragden, Rubinen, Saffiren und Opalen gezogen werden. Die Zubereitung desselben, vermittelst Beymischung eines grofsen Theils Zinober, und einiger Tropfen von einem aus verdickten Sonnenstrahlen gezogenen flüchtigen Öhle, ist weniger kostbar oder verwickelt, als mühsam, und erfordert beynahe nichts als einen ungewöhnlichen Grad von Aufmerksamkeit und Geduld; und diefs ist die Ursache, warum es der Mühe nicht werth wäre, einen Versuch im Kleinen zu machen. Das Resultat der Operazion, welche unter meinen Händen nicht länger als dreymahl sieben Tage dauert, ist eine Art von purpurrother Masse, die sehr schwer ins Gewicht fällt, und sich zu einem feinen Mehle schaben läfst, wovon eines halben Gerstenkorns schwer hinreichend ist, zwey Pfund Bley zu eben so viel Gold zu veredeln: und diefs ist, was man den Stein der Weisen zu nennen pflegt.

König Mark brannte vor Begierde, so bald nur immer möglich einige Pfund dieser herrlichen Komposizion zu seinen Diensten zu haben. Er fragte also ein wenig furchtsam: ob wohl eine sehr grofse Quantität Edelsteine vonnöthen wäre, um ein Pfund des filosofischen Steines zu gewinnen?

O, sagte Misfragmutosiris, ich merke wo die Schwierigkeit liegt. An Edelsteinen soll es uns nicht fehlen; denn ich besitze auch das Geheimnifs die feinsten und echtesten Edelsteine zu machen. Ich mufs gestehen, die Operazion ist

etwas langweilig; sie erfordert gerade so viel Monate als der Stein der Weisen Tage: aber —

Nein, fiel ihm Mark in die Rede, so lange kann ich unmöglich warten! Lieber will ich meine Kronen und mein ganzes übriges Geschmeide dazu hergeben! Ein und zwanzig Monate sind eine Ewigkeit! Wenn wir nur erst den Stein aller Steine haben, so soll es uns an dem übrigen nicht fehlen. Für Gold ist alles zu bekommen; und allenfalls habe ich nichts dagegen, wenn ihr bey guter Muſse auch Edelsteine machen wollt.

Wie es beliebig ist, sagte der Adept. Von zwey Unzen Diamanten und zweymahl so viel Rubinen, Smaragden, und dergleichen, erhalten wir genau einen Stein von zwölf tausend Gran an Gewicht, und damit läſst sich schon was machen. Ich für meinen Theil brauche in hundert Jahren nicht so viel.

Kleinigkeit, rief König Mark; ich wette, an meiner schlechtesten Hauskrone müssen mehr Steine seyn als ihr verlangt: aber, wenn wir einmahl an die Arbeit gehen, so muſs es auch der Mühe werth seyn. Laſst mich dafür sorgen! Wir müssen einen Stein von vier und zwanzig tausend Gran bekommen, oder ich heiſse nicht König Mark!

Das beste ist, sagte der Adept, daſs ich mit dem Sonnenöhle schon versehen bin, welches von allen Ingredienzien das kostbarste ist, und dessen Zubereitung ein und zwanzig Jahre dauert. Ich bin immer besorgt, einige Fiolen davon vorräthig zu haben; denn, auſserdem daſs es bey Verfertigung des Steins die Hauptsache ist, so ist es auch die Materie, woraus, vermittelst einer Koncentrazion welche dreymahl ein und zwanzig Jahre erfordert, das Hermetische Öhl der

Unsterblichkeit bereitet wird, von dessen wunderbaren Kräften ich dir künftig so viel entdecken werde als mir erlaubt seyn wird.

König Mark war vor Freude auſser sich, einen Freund zu besitzen, der solche Entdeckungen zu machen hatte, und eilte was er konnte, alles nöthige zu dem groſsen Werke veranstalten zu helfen. An Öfen und allen Arten chymischer Werkzeuge konnte es an einem Hofe, wo schon so lange laboriert wurde, nicht fehlen: aber Misfragmutosiris erklärte sich, daſs er auſser einem kleinen Herde, den er in einem Kabinette seines Zimmers bauen lieſs, und einem Sacke voll Kohlen, nichts vonnöthen habe, weil er alles, was zur Operazion erforderlich sey, bey sich führe. Als man mit den Zurüstungen fertig war, zog er die Gestirne zu Rathe, und setzte den Anfang der geheimen Arbeiten auf einen gewissen Tag um die erste Stunde nach Mitternacht fest. Vorher aber iniziierte er den König in einem neuen Grade der Hermetischen Mysterien, welcher ihn fähig machte, ein Augenzeuge aller zu dem groſsen Werke gehörigen Arbeiten zu seyn. Eine einzige höchst geheimniſsvolle war hiervon ausgenommen, bey welcher der Geist des dreymahl groſsen Hermes selbst erscheinen muſste, um zu dem vorhabenden Werke seinen Beyfall zu geben. Die Gegenwart dieses Geistes ertragen zu können, war ein Vorrecht der Eingeweihten des höchsten Grades; und Misfragmutosiris gab dem Könige zu verstehen, daſs er selbst unter allen Lebendigen der einzige, der sich dieses Vorrechtes rühmen könne, und kraft desselben das unsichtbare Oberhaupt des ganzen Hermetischen Ordens sey.

Endlich, als die sehnlich erwartete Mitternacht heran nahte, übergab König Mark dem Adepten eigenhändig ein goldenes Kästchen, mit Dicksteinen, Smaragden, Rubinen, Saffiren und morgenländischen Opalen angefüllt, die er aus zwey oder drey von seinen Vorfahren geerbten Kronen hatte ausbrechen lassen. Bey dieser Gelegenheit wurde er zum ersten Mahle in das geheime Kabinet eingelassen, welches bisher, außer dem Adepten, kein sterblicher Fuß hatte betreten dürfen. Es war um und um mit Ägyptischen Götterbildern und Hieroglyfen ausgeziert, und nur von einer einzigen Lampe, die von der Decke herab hing, beleuchtet; in der Mitte stand ein kleiner runder Herd von schwarzem Marmor, in Form eines Altars, auf welchem das große Werk zu Stande kommen sollte. Misfragmutosiris, in der Kleidung eines alten Ägyptischen Oberpriesters, fing die Ceremonie damit an, daß er den König mit einem angenehm betäubenden Rauchwerk beräucherte. Er zog hierauf einen großen Hermetisch-magischen Kreis um den Altar, und in denselben einen kleinern, den er mit sieben, wie jenen mit neun, hieroglyfischen Karakteren bezeichnete. Er befahl dem Könige in dem äußern Kreise stehen zu bleiben: er selbst aber trat in den innern Kreis vor den Altar, warf etliche Körner Weihrauch in die Gluthpfanne, und murmelte einige dem König unverständliche Worte. So wie der Rauch in die Höhe stieg, erschien über dem Altar ein langöhriger Knabe auf einem Lotusblatte sitzend, den Zeigefinger der rechten Hand an den Mund gelegt, und in der linken eine brennende Fackel tragend. Mark wurde bey dieser Erscheinung leichenblaß und konnte sich kaum auf den Beinen erhalten: aber der Adept näherte seinen Mund

dem rechten Ohre des Knaben, und flüsterte ihm etwas zu, worauf dieser mit einem bejahenden Kopfnicken antwortete, und verschwand. Misfragmutosiris hieſs den König gutes Muthes seyn, gab ihm, um seine Lebensgeister wieder zu stärken, einen Löffel voll von einem Elixier von groſser Tugend, und empfahl ihm morgen in der siebenten Stunde sich wieder einzufinden, indessen aber sich zur Ruhe zu begeben, während er selbst wachen werde, um der Erscheinung des groſsen Hermes, welche ihm angekündigt worden, abzuwarten, und die Mysterien zu vollziehen, womit das groſse Werk angefangen werden müsse, wenn man sich eines glücklichen Ausgangs versichern wolle.

König Mark begab sich voll Glauben und Erwartung in sein eigenes Gemach; und weil das, was ihm der Adept gegeben hatte, ein Schlaftrunk gewesen war, so schlief er hart und ununterbrochen zwey Stunden länger als die Zeit, auf welche er bestellt war. Endlich erwachte er, warf sich in seine Kleider und eilte dem geheimen Zimmer zu. Er fand alles in eben dem Stande wie er es verlassen hatte: nur der weise Misfragmutosiris und das goldene Kästchen mit den Edelsteinen waren unsichtbar geworden.

Es giebt keine Worte, um die Bestürzung des Königs zu schildern, wie er seine sanguinischen Hoffnungen und sein grenzenloses Vertrauen auf das Haupt des Hermetischen Ordens so grausam betrogen sah. Auf die erste Betäubung des Erstaunens folgte Unwillen über sich selbst, und dieser brach endlich in Verwünschungen und wüthende Drohungen gegen den Betrüger aus, der in einer sichern Freystätte seiner Leichtgläubigkeit spottete. Er war im Begriff in die Halle herunter

zu steigen, und alle seine Reisigen und Knechte aufsitzen zu lassen, um dem Flüchtling auf allen Seiten nachzusetzen; als auf einmahl ein wunderschöner Jüngling, in einem hell glänzenden Gewande, mit einer goldnen Krone auf dem Haupte und einem Lilienstängel in der Hand vor ihm stand, und ihn anredete. Ich kenne den Unfall, sprach der Jüngling, der dich beunruhiget, und bringe dir Entschädigung. Du suchest den Stein der Weisen. Nimm diesen Stein, bestreiche dreymahl mit ihm deine Stirne und deine Brust hin und wieder, und du wirst die Erfüllung deines Wunsches sehen. Mit diesen Worten gab ihm der Jüngling einen purpurrothen Stein in die Hand und verschwand.

König Mark sank aus einer Bestürzung in die andre. Er betrachtete den Stein, den er auf eine so wunderbare und unverhoffte Art empfangen hatte, von allen Seiten: und wiewohl er nicht begriff, wie die Erfüllung seiner Wünsche und das Bestreichen seiner Stirne und seiner Brust mit diesem Steine zusammen hange; so war er doch zu sehr gewohnt, Dinge, von denen er nichts begriff, zu glauben und zu thun, als dafs er hätte Anstand nehmen sollen, dem Befehle des Genius Folge zu leisten. Er bestrich sich also Stirne und Brust dreymahl mit dem magischen Steine hin und wieder, und stand beym dritten Mahl — in einen Esel verwandelt da.

Während dafs dieses mit dem Könige vorging, erhob sich auf einem andern Flügel des Schlosses, wo die Königin wohnte, auf einmahl ein entsetzlicher Lärm. Der schöne junge Ritter Floribell (der, wie wir nicht läugnen können, im Verdacht stand, die Nacht im Schlafzimmer der Königin zugebracht zu haben) hatte sich mit dem besten Theile ihrer Juwelen diesen

Morgen unsichtbar gemacht. Mabillje war die erste Person am Hofe die es gewahr wurde. Sie war im Begriff vor Scham und Ärger sich ihre schönen Haare aus dem Kopfe zu raufen; als eine Dame von unbeschreiblicher Schönheit, in rosenfarbnem Gewand und mit einer Krone von Rosen auf dem Haupte, vor ihr stand und zu ihr sagte: Ich kenne dein Anliegen, schöne Königin, und komme dir zu helfen. Nimm diese Rose und stecke sie an deine Brust, so wirst du glücklicher werden als du jemahls gewesen bist. Mit diesen Worten reichte sie ihr eine Rose aus ihrer Krone und verschwand. Die Königin wuſste nichts besseres zu thun als zu gehorchen: sie steckte die Rose an ihren Busen, und sah sich in dem nehmlichen Augenblick in eine rosenfarbne Ziege verwandelt, und in eine unbekannte wilde Einöde versetzt.

Als die Kammerfrauen des Morgens um die gewöhnliche Stunde herein kamen, und weder die Königin, noch ihre Juwelen, noch den schönen Floribell fanden, war die Bestürzung und der Lärm so arg als man sichs vorstellen kann. Man konnte nicht zweifeln, daſs sie sich von dem jungen Ritter habe entführen lassen, und man ging, es dem König anzuzeigen. Aber wie groſs ward erst der Schrecken und die Verwirrung, da auch der König und sein neuer Günstling, der Mann mit dem groſsen weiſsen Barte, nirgends zu finden waren! Sich vorzustellen, daſs König Mark sich von dem alten Graubart habe entführen lassen, war keine Möglichkeit. Man stellte sich also gar nichts vor, wiewohl acht Tage lang in ganz Kornwall von nichts anderm gesprochen wurde. Die Ritter und Knappen setzten sich alle zu Pferde, und suchten den König und die Königin vier Monate lang in allen Winkeln

von Britannien. Aber alles Suchen war umsonst. Sie kamen wieder so klug nach Hause wie sie ausgezogen waren; und das einzige, womit sich das Volk tröstete, war die Überzeugung, daſs es ihnen leicht seyn werde wieder einen König zu finden, wenn sie keinen weisern haben wollten als König Mark.

Der königliche Esel hatte sich indessen mit vieler Behutsamkeit, um nicht entdeckt zu werden, aus seiner Burg ins Freye hinaus gemacht, und war, miſsmuthig und mit gesenkten Ohren, schon einige Stunden lang durch Wälder und Felder daher getrabt, als er in einem Hohlwege eine junge mit einem Quersack beladene Bäuerin antraf, deren Wohlgestalt, frische Farbe und schönen blonden Haare ihm beym ersten Anblick etwas einflöſsten, das sich besser für seinen vorigen als gegenwärtigen Zustand schickte. Er blieb stehen um das junge Weib anzugaffen, die sich ganz auſser Athem gelaufen hatte, und vor Müdigkeit nicht weiter konnte. Die Theilnehmung, die sie diesem allem Ansehen nach herrenlosen Thiere einzuflöſsen schien, erregte ihre Aufmerksamkeit: sie näherte sich ihm, streichelte ihn mit einer sehr weiſsen atlaſsweichen Hand; und, da er ganz ruhig und (zum Zeichen daſs es ihm wohl behage von einer so weichen Hand gekrabbelt zu werden) die Zähne blökte und beide Ohren Ellen lang vorstreckte, so bekam sie auf einmahl Lust, ihn in ihre Dienste zu nehmen, und schwang sich auf seinen Rücken. Der Esel bequemte sich zu dem ungewohnten Dienste mit einer Gefälligkeit, von deren geheimem Beweggrunde die schöne Bäuerin sich wenig träumen lieſs; er schien stolz auf die angenehme Bürde zu seyn, und trabte so munter mit ihr davon, wie der beste Maulesel aus Andalusien. Wiewohl sie nichts hatte womit sie ihn lenken konnte, als

seine kurze Mähne, schien er doch die Bewegungen ihrer Hände, ja sogar den Sinn ihrer Worte zu verstehen; und so brachte er sie, durch eine Menge Abwege die sie ihm andeutete, gegen Einbruch der Nacht in eine wilde Gegend an der Seeküste, die von Felsen und Gehölz eingeschlossen und nur gegen die benachbarte See ein wenig offen war.

Sie hielten vor einer mit Kiefern und wildem Gebüsche umwachsenen Höhle still, wo die junge Bäuerin kaum mit etwas heller Stimme zwey- oder dreymahl Kasilde rief, als ein feiner wohl gewachsner Mann von dreyſsig bis vierzig Jahren, in Matrosenkleidung, aus der Höhle hervor eilte, und, mit groſser Freude über ihre Ankunft, ihr von dem lastbaren Thier herunter half. Dank sey dem Himmel, rief er, sie umarmend, daſs du da bist, liebe Kasilde; mir war schon herzlich bang, es möchte dir ein Unfall zugestoſsen seyn. — Sage lieber, Dank diesem guten Esel, versetzte die Bäuerin lachend; denn ohne ihn würdest du mich schwerlich so bald, vielleicht gar nicht wieder gesehen haben. — Dafür soll er nun auch ausrasten, und so viel Gras oder Disteln fressen als er in dieser hungrigen Gegend finden kann, sagte jener: ich bin unendlich in seiner Schuld, daſs er dich, und, wie ich sehe, auch den lieben Quersack so glücklich in meine Arme geliefert hat.

Der König-Esel stutzte mächtig, da er eine Stimme hörte, die ihm nur gar zu wohl bekannt war. Er betrachtete die beiden Personen (denen er unvermerkt in die Höhle gefolgt war) beym Schein einer Lampe, die aus dem Felsen herab hing, und es kam ihm vor, als ob ihm die Züge des Matrosen und der jungen Bäuerin nicht ganz fremde wären. Er schaute dem ersten schärfer ins Gesicht; die Ähnlichkeit schien immer

grölser zu werden; und, wie er von ungefähr nach einer Art von steinernem Tische sah, der aus einer von den Felsenwänden hervorragte, fiel ihm ein langer weißer Bart in die Augen, der auf einmahl ein verhaßtes Licht in seinen dumpfen Schädel warf.

Ha, ha, rief die Bäuerin lachend; da ist ja auch der Hermetische Bart! — Ich weiß wahrlich nicht, sagte der Mann im nehmlichen Tone, warum ich ihn nicht unterwegs in eine Hecke geworfen habe: er hat nun seine Dienste gethan, und wir werden ihn schwerlich wieder nöthig haben. — Dafür ist gesorgt, versetzte jene, indem sie auf den Quersack klopfte. Sieh einmahl, und sage, ob ich nicht würdig bin die Geliebte eines Zeitgenossen des Königs Amasis zu seyn.

O gewiß, rief der weise Misfragmutosiris, und des dreymahl großen Hermes selbst, wenn du willst. Aber, fuhr er fort, indem er den Sack ausleerte, wo hast du deine schimmernde Hofritter - Kleidung gelassen, Kasilde? — „Wie du siehst, hab' ich sie mit der ersten hübschen Bäuerin, die ich nach der Stadt zu Markte gehen sah, vertauscht." — Der Schade ist zu verschmerzen, sagte das unsichtbare Haupt des Hermetischen Ordens, indem er den kostbaren Inhalt des Quersackes durchmusterte: aber, damit du mir nicht gar zu stolz auf deine Talente wirst, Mädchen, — sieh einmahl her, ob ich mir die Abenteuer in der großen Pyramide zu Memfis, und den Schrecken, den mir die wetterleuchtenden Drachen am Prachtbette des großen Hermes eingejagt, nicht theuer genug habe bezahlen lassen.

Man stelle sich vor, wie des armen Esels Majestät dabey zu Muthe war, da er alle die Geschenke, die der schelmische

Adept nach und nach von ihm erhalten hatte, mit den gesammten Edelsteinen seiner Kronen und dem gröſsten Theile des Schmuckes der Königin, in funkelnder Pracht auf dem steinernen Tisch ausgebreitet sah. Wär' ihm nicht die unbegrenzte Duldsamkeit zu Statten gekommen, die als eine karakteristische Tugend der Gattung, zu welcher er seit kurzem gehörte, von jeher gepriesen worden ist, er würde sich unmöglich haben halten können, die Wuth, die in seinem Busen kochte, auf die fürchterlichste Art ausbrechen zu lassen. O warum muſste ich nun auch gerade in einen Esel verwandelt werden? dacht' er: wär' ich ein Leopard, ein Tieger, ein Nashorn, wie wollte ich! — Aber wozu kann das helfen? Mit einem Esel würden sie bald fertig werden. — So sprach der arme König Mark zu sich selbst, und lag in seinem Winkel so still und in einen so kleinen Raum zusammen geschmiegt, als ihm nur immer möglich war, um wenigstens seine Neugier zu befriedigen, indem er dem vertraulichen Gespräche dieser zu seinem Unglück verschwornen Schlauköpfe zuhörte.

Nachdem sie ihre Augen an der kostbaren Beute satt geweidet hatten, regte sich ein Bedürfniſs von einer dringendern Art; denn sie hatten beide den ganzen Tag nichts gegessen. Der Adept, der immer an alles dachte, hatte, da ihm in der Burg noch alles zu Gebote stand, sich aus der königlichen Küche mit Vorrath auf etliche Tage reichlich versehen lassen. Er zog einen Theil davon nebst einer Flasche köstlichen Weins aus seinem Sacke, und, während sie sichs trefflich schmecken lieſsen, vergaſsen sie nicht, sich durch tausend leichtfertige Einfälle über die Leichtgläubigkeit des Königs von Kornwall und die Schwachheit seiner tugendreichen Gemahlin lustig zu machen.

Nun mufs ich dir doch erzählen, lieber Gablitone, sagte die schöne Spitzbübin, wie ich es anfing, um die Tugend der guten Königin so kirre zu machen, dafs ich Gelegenheit bekam, unsern Anschlag auszuführen.

„Wie du das anfingst, Kasilde? So wie du in deiner Hofritter-Kleidung aussahest, und bey allen deinen übrigen Gaben, welche Königin in der Welt hätte sich nicht von dir fangen lassen?“

Schmeichler! Die meinige zappelte noch im Garne so heftig, dafs sie es beynahe zerrissen hätte. Meinen Verführungskünsten würde sie vielleicht widerstanden haben: aber die Eifersucht über die Buhlereyen des Königs, die lange Weile, die Gelegenheit, eine gereitzte Einbildungskraft und unbefriedigte Sinne kämpften für mich, und sie wurde endlich überwältigt, indem sie sich bis auf den letzten Augenblick wehrte. Das Fest, das der König am Tage vor unsrer Entweichung gab, beförderte mein Glück nicht wenig. Ich verdoppelte die Lebhaftigkeit meiner Anfälle auf ihr Herz; Tanz und Griechische Weine hatten ihr Blut erhitzt; eine gewisse Fröhlichkeit, der sie sich überliefs, machte sie sorglos und zuversichtlich; sie that, was sie noch nie gethan hatte, sie machte sich ein Spiel aus meiner Leidenschaft, und verwickelte sich unvermerkt immer stärker, je weniger sie Gefahr zu sehen schien. Endlich wirkte das Opiat, das ich zu gehöriger Zeit in ihren Wein hinein prakticiert hatte. Eine angenehme Mattigkeit überfiel ihre Sinne, ihre Augen funkelten lebhafter, aber ihre Knie erschlafften; sie schrieb es der Müdigkeit vom Tanze zu, und begab sich in ihr Schlafgemach. So bald ihre Jungfrauen sie zu Bette gebracht hatten, kamen sie in den Tanzsahl zurück,

und ich schlich mich davon. Mabillje erschrak nicht wenig, da sie, schon halb eingeschlummert, mich vor ihrem Bette sah. Gleichwohl merkte ich, daſs ich nicht ganz unerwartet kam, und daſs ein anderer an meinem Platze klüger gethan hätte, etwas später zu kommen. Genug, die Delikatesse, womit ich, vermöge der Vortheile meines Geschlechts, meine vorgebliche Leidenschaft in diesen kritischen Augenblicken zu mäſsigen wuſste, ohne darum weniger zärtlich und feurig zu scheinen, gewann unvermerkt so viel über die gute Dame, daſs ich mich, wenn der Schlaftrunk nicht so wirksam gewesen wäre, in keiner geringen Verlegenheit befunden haben würde. Aber er überwältigte sie gar bald unter so zärtlichen Liebkosungen, daſs sie beym Erwachen sich vermuthlich für viel strafbarer halten wird als ich sie machen konnte: und dieses Kästchen von Ambra mit dem besten Theil ihres Geschmeides ist der Beweis, daſs ich meine Zeit nicht mit Betrachtung ihrer schlummernden Reitze verlor, wie vielleicht der weise Misfragmutosiris selbst an meinem Platze gethan haben möchte.

Spitzbübin, sagte Gablitone, indem er sie auf die Schulter klopfte: jedes von uns war auf seinem gehörigen Posten. Du hast deine Rolle wie eine Meisterin gespielt; und weniger konnt' ich auch nicht von dir erwarten, als ich dich beredete das Theater zu Alexandria zu verlassen, und mir den Plan ausführen zu helfen, der uns so glücklich gelungen ist. Wir haben nun genug, um künftig bloſs unsre eignen Personen zu spielen. Morgen soll uns ein Fischerboot nach Kleinbritannien hinüber bringen, und von dort wird es uns nicht an Gelegenheit fehlen in unser Vaterland zurückzukehren. Inzwischen, schöne Kasilde, laſs uns dem guten Beyspiel unsers Esels folgen,

der dort im Winkel eingeschlafen ist. Wir sind hier vor allen Nachsetzern sicher, und bedürfen der Ruhe.

Der königliche Esel war nichts weniger als eingeschlafen, wiewohl er sich so gestellt hatte. Der Verdruſs, sich so schändlich hintergangen zu sehen, ein Augen- und Ohrenzeuge der Ränke und des glücklichen Erfolges der Betrüger, und (was noch das ärgste war) aus einem König in einen Esel verwandelt zu seyn, seine Feinde vor Augen zu sehen und sich nicht an ihnen rächen zu können, ja in seiner Eselsgestalt noch sogar selbst ein Werkzeug ihres Glückes gewesen zu seyn, alles das schnürte ihm die Kehle so zusammen, daſs er kaum noch athmen konnte. Aber eine andre Scene, die in alle Leidenschaften, welche in seinem Busen kochten, noch das Furiengift des Neides goſs, setzte ihn auf einmahl in solche Wuth, daſs er nicht länger von seinen Bewegungen Meister war. Er sprang mit einem gräſslichen Geschrey von seinem Lager auf, und über die beiden Glücklichen her, die sich einer solchen Ungezogenheit zu ihrem Esel so wenig versehen hatten, daſs sie etliche tüchtige Hufschläge davon trugen ehe sie sich seiner erwehren konnten. Aber der Handel fiel doch zuletzt, wie natürlich, zum Nachtheil des unglücklichen Königs aus; denn der ergrimmte Adept fand bald einen Knüttel, womit er einen so dichten Hagel von Schlägen auf den Kopf und Rücken des langöhrigen Geschöpfes regnen lieſs, daſs es halb todt zu Boden fiel, und zuletzt, nachdem jener auf inständiges Bitten der mitleidigen Kasilde seiner Rache endlich Grenzen setzte, in einem höchst kläglichen Zustande zur Höhle hinaus geschleppt wurde.

Der arme Mark war nunmehr auf einen Grad von Elend gebracht, wo der Tod das einzige zu seyn scheint, was einem, der ein Mensch und ein König gewesen war, in einer solchen Lage noch zu wünschen übrig ist. Aber der mächtige Trieb der Selbsterhaltung ringt in jedem lebenden Wesen dem Tode bis zum letzten Hauch entgegen. Der gemiſshandelte Esel kroch so weit er konnte von der verhaſsten Höhle ins Gebüsche, und ein paar Stunden Ruhe, die freye Luft, und etwas frische Weide, die er auf einem offnen Platze des Waldes fand, brachten ihn so weit, daſs er mit Anbruch des Tages seine Beine wieder ziemlich munter heben konnte. Er lief den ganzen Tag in der Wildniſs herum, ohne einen andern Zweck, als sich von den Wohnungen der Menschen zu entfernen, in deren Dienstbarkeit zu gerathen er nun für das einzige Unglück hielt, das ihm noch begegnen konnte; denn von Wölfen und andern reiſsenden Thieren war das Land ziemlich gereinigt. So trabte er den ganzen Tag auf ungebahnten Pfaden daher, stillte seinen Hunger so gut er konnte, trank, wenn er Durst hatte, aus einer Quelle oder Pfütze, und schlief des Nachts in irgend einem dicken Gebüsche, wiewohl ihn die Erinnerung an seinen vorigen Zustand wenig schlafen lieſs. Das seltsamste bey dem allen war, daſs er die unselige Grille, die ihm so theuer zu stehen kam, das Verlangen nach dem Besitze des Steins der Weisen, auch in seinem Eselsstande nicht aus dem Kopfe kriegen konnte. Den Tag über dachte er an nichts andres, und des Nachts träumte ihm von nichts anderm.

Der wohlthätige Genius, der den Entschluſs gefaſst hatte, ihn von dieser Thorheit zu heilen, machte sich diese Disposizion seines Gehirnes zu Nutze, und wirkte durch einen Traum,

was vielleicht die Vorstellungen und Gründe aller Weisen des Erdbodens wachend nicht bey ihm bewirkt haben würden.

Ihm träumte, er sey noch König von Kornwall, wie ehemahls, und stehe voll Unmuth über einen miſslungnen Versuch an seinem chemischen Herde. Auf einmahl sah er den schönen Jüngling wieder vor sich stehen, von welchem er den purpurrothen Stein empfangen zu haben sich sehr wohl erinnerte. König Mark, sprach der Genius mit einer Stirne voll Ernstes zu ihm, ich sehe, daſs das Mittel, wodurch ich dich von deinem Wahnsinne zu heilen hoffte, nicht angeschlagen hat. Du verdienst, durch die Gewährung deiner Wünsche bestraft zu werden. Vergeblich würdest du bis ans Ende der Tage den Stein der Weisen suchen, denn es giebt keinen solchen Stein; aber nimm diese Lilie, und alles was du mit ihr berührst wird zu Golde werden. Mit diesen Worten reichte ihm der Jüngling die Lilie dar und verschwand.

König Mark stand einen Augenblick zweifelhaft, ob er dem Geschenke trauen sollte; aber seine Neugier und sein Durst nach Golde überwogen bald alle Bedenklichkeiten: er berührte einen Klumpen Bley, der vor ihm lag, mit der Lilie, und das Bley wurde zum feinsten Golde. Er wiederhohlte den Versuch an allem Bley und Kupfer, womit das Gewölbe angefüllt war, und immer mit dem nehmlichen Erfolge. Er berührte endlich einen groſsen Haufen Kohlen: auch dieser wurde in einen eben so groſsen Haufen Gold verwandelt. Die Wonnetrunkenheit des bethörten Königs war unaussprechlich. Er lieſs unverzüglich zwölf neue Münzhäuser errichten, wo man Tag und Nacht genug zu thun hatte, alles Gold, das er mit seiner Lilie machte, in Münzen aller Arten auszuprägen. Da

in Träumen alles sehr schnell von Statten geht, so befanden sich in kurzem alle Gewölbe seiner Burg mit mehr barem Gelde angefüllt, als jemahls auf dem ganzen Erdboden im Umlauf gewesen ist. Nun, dachte Mark, ist die Welt mein. Er fragte sich selbst was ihn gelüstete, und sein Gold verschaffte es ihm, es mochte noch so kostbar oder ausschweifend seyn. Mit der Willkühr über eine unerschöpfliche Goldquelle zu gebieten, gerieth er sehr natürlicher Weise in den Wahn, daſs er alles vermöge: er wollte also auch seine Wünsche eben so schleunig ausgeführt wissen als sie in ihm entstanden, und was er gebot, sollte auf den Sturz da stehen. Seine Unterthanen zogen daher wenig Vortheil von dem unermeſslichen Aufwande, den er machte; denn er lieſs ihnen keine Zeit, weder die zu seinen Unternehmungen nöthigen Materialien herbey zu schaffen, noch sie zu verarbeiten. Zudem fehlte es auch in seinem Lande an Künstlern; und zu warten, bis er durch seine Unterstützung welche erzogen hätte, konnte ihm gar nicht einfallen. Wozu hätte er das auch nöthig gehabt? Es fanden sich Künstler und Arbeiter aus allen Enden der Welt bey ihm ein, und alle nur ersinnliche Produkte und Waaren wurden ihm aus Italien, Griechenland und Ägypten in unendlichem Überfluſs zugeführt. Er lieſs Berge abtragen, Thäler ausfüllen, Seen austrocknen, schiffbare Kanäle graben; er führte herrliche Paläste auf, legte zauberische Gärten an, erfüllte diese und jene mit allen Reichthümern der Natur, mit allen Wundern der Künste, und das alles, so zu sagen, wie man eine Hand umwendet. Die schönsten Weiber, die vollkommensten Virtuosen, die sinnreichsten Erfinder neuer Wollüste, alles was jede seiner Leidenschaften, Gelüste und

Launen reitzen und befriedigen konnte, stand zu seinem Gebot. Er gab Turniere, Schauspiele und Gastmähler, wie man noch keine gesehen hatte, und verschwendete oft in einem Tage mehr Gold, als die reichsten Könige im ganzen Jahre einzunehmen hatten.

Bey allem diesem zog die ungeheure Menge Gold, die er auf einmahl in die Welt ergoſs, einige sehr beträchtliche Unbequemlichkeiten nach sich. Die erste war, daſs die Fremden, die aus allen Ländern der Welt herbey strömten, ihm ihre Waaren, ihre Köpfe, Hände oder Füſse anzubieten, so bald sie von der Unerschöpflichkeit seiner Goldquelle benachrichtigt waren, ihre Preise in kurzer Zeit erst um hundert, dann um tausend, zuletzt um zehn tausend pro Cent steigerten. Alle Produkte des Kunstfleiſses wurden so theuer, das Gold hingegen wegen seines Überflusses so wohlfeil, daſs es endlich ganz unfähig ward als ein Zeichen des Werthes der Dinge im Handel und Wandel gebraucht zu werden. Aber bevor es so weit kam, zeigte sich eine noch weit schlimmere Folge der magischen Lilie, die in den Händen des Königs die Stelle des Steins der Weisen vertrat: denn während seine grenzenlose Hoffart, Üppigkeit und Verschwendung die halbe Welt mit Gold überschwemmte, verhungerte der gröſste Theil seiner eigenen Unterthanen, weil ihnen beynahe alle Gelegenheit etwas zu verdienen abgeschnitten war. Ackerbau und Gewerbe lagen darnieder; denn wer hätte sich im Lande noch damit abgeben sollen, da man alle Nothwendigkeiten und Überflüssigkeiten des Lebens in allen Häfen des Königreiches zu allen Zeiten in gröſsrer Güte und Vollkommenheit haben konnte, und da überdieſs alle hübschen jungen Leute vom Lande nur

nach der Hauptstadt zu gehen brauchten, um tausend Gelegenheiten zu finden, durch Müſsiggehen dort ein ganz anderes Glück zu machen, als sie an ihrem Orte durch Arbeit und Wirthschaft zu machen hoffen konnten?

König Mark, so bald er von der Noth des Volkes Bericht erhielt, glaubte ein unfehlbares Mittel dagegen zu besitzen, und säumte nicht, in allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes so viel Gold austheilen zu lassen, daſs sich der ärmste Tagelöhner auf einmahl reicher sah, als es vormahls sein Edelmann gewesen war. Mark glaubte dadurch dem Übel abgeholfen zu haben: aber er hatte aus übel ärger gemacht. Denn nun hörte vollends aller Fleiſs und alle häusliche Tugend auf: jedermann wollte sich nur gute Tage machen; und in kurzem waren alle diese Reichthümer, die so wenig gekostet hatten, in Saus und Braus und unter den zügellosesten Ausschweifungen durchgebracht. Der König konnte nicht Gold genug machen; und, wie es endlich seinen Werth gänzlich verlor, so stellte sich wieder der vorige Mangel ein, der aber nun durch die Erinnerung der goldnen Tage des Wohllebens desto unerträglicher fiel, und unter einem Volke, das alles sittliche Gefühl und alle Scheu vor den Gesetzen verloren hatte, ein allgemeines Signal zu Raub, Mord und Aufruhr wurde. Der König, der sich und sein Volk vor lauter Reichthum in Bettler verwandelt sah, wuſste sich nicht zu helfen: aber er hatte noch nicht alle Früchte seines wahnsinnigen Wunsches gekostet. Sie blieben nicht lange aus. Sein von allen Arten der Schwelgerey erschöpfter und zerrütteter Körper erlag endlich den übermäſsigen Anstrengungen der Lüste; sein Magen hörte auf zu verdauen, seine Kräfte waren dahin, seine abgenützten Sinne

taub für jeden Reitz des Vergnügens; scheuſsliche Krankheiten, von den empfindlichsten Schmerzen begleitet, rächeten die gemiſsbrauchte Natur, und lieſsen ihn in den besten Jahren seines Lebens alle Qualen einer langsamen Vernichtung fühlen.

In diesem Zustande merkte König Mark, daſs es noch ein elenderes Geschöpf gebe als einen halb todt geprügelten Esel, und daſs dieses elendeste aller Geschöpfe ein König sey, dem irgend ein feindseliger Dämon die Gabe Gold zu machen gegeben, und der unsinnig genug habe seyn können, ein so verderbliches Geschenk anzunehmen. Aber wie unbeschreiblich war dafür auch seine Freude, da er mitten in diesem peinvollen Zustand erwachte, und im nehmlichen Augenblicke fühlte, daſs alles nur ein Traum, und er selbst glücklicher Weise der nehmliche Esel sey, wie zuvor! Er stellte jetzt, in der lebhaften Spannung, die dieser Traum seinem Gehirne gegeben hatte, Betrachtungen an, wie sie vermuthlich noch kein Geschöpf seiner Gattung vor ihm angestellt hat; und das Resultat davon war, daſs er aus voller Überzeugung bey sich selbst festsetzte, lieber ewig ein Esel zu bleiben, als ein König ohne Kopf und ein Mensch ohne Herz zu seyn.

Während der Nutzanwendung, welche der königliche Esel aus seinem Traume zog, war der Morgen angebrochen, und wie er sich aufmachte, um die Gegend, in die er gerathen war, ein wenig auszukundschaften, ward er am Fuſs eines mit Tannen und Kiefern bewachsenen Felsens eine Art von Einsiedeley gewahr, um welche einige Ziegen herum kletterten, und hier und da, wo sich zwischen den Spalten oder auf den flächern Theilen des Felsens etwas Erde angesetzt hatte, ihre Nahrung suchten. Vor der Einsiedeley zog sich ein schmaler sanft an

den Felsen angelegter Hügel hin, wovon der Fleiſs des Menschen, der auch die wildeste Gegend zu bezähmen weiſs, einen Theil zu einem Küchengarten angebaut, und den andern mit allerley Arten von Obstbäumen bepflanzt hatte, die unter dem Schirme der benachbarten Berge sehr wohl zu gedeihen schienen, und das romantische Ansehen dieser Wildniſs vermehrten. Indem der gute Mark ziemlich nahe, aber von einem dünnen Gesträuche bedeckt, alles dieſs mit einigem Vergnügen betrachtete, sah er eine Magd mit einem groſsen Krug auf dem Kopf aus der Hütte hervor gehen, um an einer Quelle, welche funfzig Schritte davon aus dem Felsen hervor sprudelte, Wasser zu hohlen. Sie schien eine Person von vier und zwanzig Jahren zu seyn, wohl gebildet, schlank, etwas bräunlich, aber dem Ansehen nach von blühender Gesundheit und munterm gutlaunigem Wesen, wie Mark, der jetzt seine Menschheit wieder fühlte, aus ihrem leichten Gange und einem Liedchen, das sie vor sich her trallerte, zu erkennen glaubte. Sie ging in einem leichten aber reinlichen bäurischen Anzuge daher, ohne Halstuch, die Haare in einen Wulst zusammen gebunden, und, indem sie sich im Vorbeygehen bückte, um eine frisch aufgeblühte Rose zu brechen und vorzustecken, hatte er einen Augenblick Gelegenheit eine Bemerkung zu machen, die den Hofbusen, an die er gewöhnt war, wenig schmeichelte. Das Wenige, was ihm ein nicht allzu langer Rock von ihrem Fuſse sehen lieſs, bestärkte ihn vollends in der günstigen Meinung, die er nach diesem Muster von den Töchtern der kunstlosen Natur zu fassen anfing. Aber mit allen diesen Bemerkungen ward auch der Verdruſs über seine gegenwärtige Gestalt wieder so lebhaft, daſs er Kopf und Ohren voll Verzweiflung sinken

liefs, und (was noch nie ein Esel gethan hat noch jemahls thun wird) mit dem Gedanken umging, sich von einem der benachbarten Felsen in die Schlucht herab zu stürzen. Er entfernte sich mit einem schweren Seufzer von dem Orte, wo er ein so schmerzliches Gefühl seiner zur Hälfte verlornen Menschheit bekommen hatte, und war im Begriff den Gedanken der Verzweiflung auszuführen, als ihm unversehens eine aus dem Grase empor prangende Lilie in die Augen fiel. Ihm schauderte vor ihrem Anblick; aber zu gleicher Zeit wandelte ihn eine so starke Begierde an, diese Lilie aufzuessen, dafs er sich dessen nicht enthalten konnte. Kaum hatte er sie mit Blume und Stängel hinab geschlungen, o Wunder! so verschwand seine verhafste Eselsgestalt, und er fand sich in einen wohl gewachsnen, nervigen, von Kraft und Gesundheit strotzenden Bauerkerl von dreyfsig Jahren verwandelt, der (aufser dem was in der menschlichen Bildung allen gemein ist) mit dem, was er sich erinnerte vor seiner ersten Verwandlung gewesen zu seyn, wenig ähnliches hatte. Das sonderbarste dabey war, dafs er mit dem völligsten Bewufstseyn, noch vor wenig Tagen Mark, König von Kornwall, gewesen zu seyn, und mit deutlicher Erinnerung aller Thorheiten, die er in dieser Periode seines Lebens begangen, eine ganz andere Vorstellungsart in seinem Gehirn eingerichtet fand, eine ganz andre Art von Herz in seinem Busen schlagen fühlte, und an Leib und Seele bey diesem Tausche stark gewonnen zu haben glaubte.

Man kann sich einbilden, wie grofs seine Freude über eine so unverhoffte Veränderung war. Er dachte mit Schaudern daran, was sein Schicksal hätte seyn können, wenn er wieder König Mark geworden wäre; und so lebhaft war der Eindruck,

den er von seinem Traume noch in seiner Seele fand, daſs ihn däuchte, wenn er wählen müſste, er wollte lieber wieder zum Esel als zum König Mark von Kornwall werden.

Unter diesen Gedanken befand er sich unvermerkt wieder vor der Hütte, aus welcher er die Frauensperson mit dem Krug auf dem Kopfe hatte hervor gehen sehen. Ihm war als ob ihn eine unsichtbare Gewalt nach der Hütte hinzöge. Er ging hinein, und fand einen steinalten Mann mit einem eisgrauen Bart in einem Lehnstuhle, und gegenüber ein zusammen geschrumpftes Mütterchen an einem Spinnrocken sitzen. Beym Anblick des eisgrauen Bartes wandelte ihn eine Erinnerung an, die ihn einen Schritt zurück warf: aber alles übrige in dem Gesichte des alten Mannes paſste so gut zu diesem ehrwürdigen Barte, und flöſste zugleich so viel Ehrfurcht und Liebe ein, daſs er sich augenblicklich wieder faſste, und die ehrwürdigen Bewohner dieser einsamen Hütte um Vergebung bat, daſs er ohne Erlaubniſs sich bey ihnen eingedrungen habe. Ich irre, sprach er, durch einen Zufall, der mich aus meinem Wege warf, schon zwey Tage in dieser wilden Gegend herum, und meine Freude, endlich eine Spur von Menschen darin anzutreffen, war so groſs, daſs es mir unmöglich gewesen wäre vorbey zu gehen, ohne die Bewohner dieser Hütte zu grüſsen, wenn mich auch kein anderes Bedürfniſs dazu getrieben hätte. Die beiden alten Leutchen hieſsen ihn freundlich willkommen, und da die Magd inzwischen ihr Frühstück herein gebracht hatte, nöthigten sie ihn sich zu ihnen zu setzen und mitzuessen. In kurzem wurden sie so gute Freunde, daſs Mark, der sich den Nahmen Sylvester gab, sich aufgemuntert fühlte, ihnen seine Dienste anzubieten. Ich bin, sprach er, ein rüstiger

junger Mann, wie ihr seht; ihr seyd alt, und die junge Frauensperson hier mag doch wohl einen Gehülfen zu Beschickung dessen, was das Haus erfordert, nöthig haben, wiewohl sie flink und von gutem Willen scheint. Ich habe Lust und Kräfte zum Arbeiten: wenn ihr mich annehmen wollt, so will ich alle Arbeit, die einen männlichen Arm erfordert, übernehmen, und euch in Ehren halten wie meine leiblichen Ältern.

Die Magd, die inzwischen ab- und zugegangen war, und den Fremden seitwärts, wenn sie nicht bemerkt zu werden glaubte, mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, erröthete bey dieser Erklärung, schien aber vergnügt darüber zu seyn, wiewohl sie that als ob sie nicht zugehört hätte, und ungesäumt wieder an ihre Arbeit ging.

Die Alten nahmen das Erbieten des jungen Mannes mit Vergnügen an, und Sylvester, der unter einer Schuppe neben der Wohnung das nöthige Feld- und Gartengeräthe fand, installierte sich noch an demselben Tage in seinem neuen Amte, indem er rings um die Wohnung alle noch unbepflanzten Plätze auszustocken und umzugraben anfing, um sie theils zu Kohl- und Rübenland, theils zum Anbau des nöthigen Getreides zuzurichten. Diese Arbeit beschäftigte ihn mehrere Wochen; und wie er damit fertig war, fing er an, einen Keller in den Felsen zu hauen, und brachte alle Zeit damit zu, die ihm die Garten- und Feldarbeit übrig liefs. Das alte Paar gewann ihn so lieb, als ob er ihr leiblicher Sohn gewesen wäre, und er fühlte sich alle Tage glücklicher bey einer Lebensart, die ihm so leicht und bekannt vorkam, als ob er dazu geboren und erzogen gewesen wäre. Nie hatte ihm als König Essen und Trinken so gut geschmeckt, denn ihn hatte nie gehungert noch gedürstet; nie

hatte er so wohl geschlafen, denn er hatte sich nie müde gearbeitet, noch sich mit so ruhigem Herzen niedergelegt; nie war er zu den Lustbarkeiten des Tages so fröhlich aufgestanden, als jetzt zu mühsamer Arbeit; nie hatte er das angenehme Gefühl nützlich zu seyn gekannt: kurz, nie hatte er solche Freude an seinem Daseyn, solche Ruhe in seinem Gemüth, und so viel Wohlwollen und Theilnehmung an den Menschen, mit denen er lebte, empfunden; denn nun war er selbst ein Mensch, und nichts als ein Mensch; und wie hätte er das seyn können, als er König, und, was noch ärger ist, ein thörichter und lasterhafter König war?

Mittlerweile hatten Sylvester und die junge Frauensperson, die sich Rosine nannte, täglich so manche Gelegenheit sich zu sehen, daſs es in ihrer Lage ein gewaltiger Bruch in die Naturgesetze gewesen wäre, wenn die Sympathie, welche sich schon in der ersten Stunde bey ihnen zu regen anfing, nicht zu einer gegenseitigen Freundschaft hätte werden sollen, die in kurzem alle Kennzeichen der Liebe hatte, und, ungeachtet sie einander noch kein Wort davon gesagt, sich auf so vielfältige Art verrieth, daſs das Einverständniſs ihrer Herzen und Sinne keinem von beiden ein Geheimniſs war. Endlich kam es an einem schönen Sommerabend zur Sprache, da sie im Walde, Er, bey der Beschäftigung dürres Reisholz zusammen zu binden, Sie, indem sie junges Laub für ihre Ziegen abstreifte, wie von ungefähr zusammen kamen. Anfangs war der Kreis, innerhalb dessen sie in der Entfernung eines ganzen Durchmessers arbeiteten, ziemlich groſs; aber er wurde unvermerkt immer kleiner und kleiner; und so geschah es zuletzt, daſs sie, ohne daſs es eben ihre Absicht zu seyn schien, sich

nahe genug beysammen fanden, um während der Arbeit ein freundliches Wort zusammen zu schwatzen. Die Wärme des Tages und die Bewegung hatte Rosinens bräunlichen Wangen eine so lebhafte Röthe, und ich weiſs nicht was andres, das ihren Busen aus seinen Windeln zu drängen schien, ihren Augen einen so lieblichen Glanz gegeben, daſs Sylvester sich nicht erwehren konnte, vor ihr stehen zu bleiben, und sie mit einer Sehnsucht zu betrachten, die den beredtesten Liebesantrag werth war. Rosine war vier und zwanzig Jahr alt und eine unverfälschte Tochter der Natur. Sie stellte sich nicht, als ob sie nicht merke was in ihm vorging, noch fiel es ihr ein, ihm verbergen zu wollen, daſs sie eben so gerührt war wie er. Sie sah ihm freundlich ins Gesicht, erröthete, schlug die Augen nieder und seufzte. Liebe Rosine! sagte Sylvester, indem er sie bey der Hand nahm, und konnte kein Wort weiter heraus bringen, so voll war ihm das Herz.

Ich merke schon lange, sagte Rosine, nach einer ziemlichen Pause, mit leiserer Stimme, daſs du — mir gut bist, Sylvester.

Daſs ich dir gut bin, Rosine? Was in der Welt wollt' ich nicht für dich thun und für dich leiden, um dir zu zeigen wie gut ich dir bin! — rief Sylvester, und drückte ihr die Hand stark genug an sein Herz, daſs sie sein Schlagen fühlen konnte.

So ist mirs auch, versetzte Rosine, aber —

„Aber was? Warum dieſs Aber, wenn ich dir nicht zuwider bin, wie du sagst?“

Ich weiſs nicht was ich dir antworten soll, Sylvester: ich bin dir herzlich gut; ich wollte lieber dein seyn als die

vornehmste Frau in der Welt heiſsen — aber — mir ist es werde nicht angehen können.

„Und warum sollte es nicht angehen können, da wir uns beide gut sind?“

Weil es — eine gar besondere Sache mit mir ist, sagte Rosine stockend.

„Wie so, Rosine?“ fragte Sylvester, indem er ihre Hand erschrocken fahren lieſs.

Du wirst mirs nicht glauben, wenn ich dirs sage.

„Ich will dir alles glauben, liebe Rosine, rede nur!“

Ich bin nur zwey Tage, eh' ich dich zum ersten Mahl sah, eine — rosenfarbne Ziege gewesen.

„Eine rosenfarbne Ziege? — Doch, wenns nichts weiter ist als dieſs, so haben wir einander nichts vorzuwerfen, liebes Mädchen; denn um eben dieselbe Zeit war ich, mit Respekt, ein Esel.“

Ein Esel? rief Rosine eben so erstaunt wie er; das ist sonderbar! Aber wie ging es zu, daſs du es wurdest, und daſs du nun wieder Mensch bist?

„Mir erschien in einem Augenblicke, da ich mir aus Verzweiflung das Leben nehmen wollte, ein wunderschöner Jüngling mit einer Lilie in der Hand, gab mir einen Stein mit welchem ich mich bestreichen sollte, und sagte mir, dieſs würde mich glücklich machen. Ich bestrich mich mit dem Stein, und wurde zum Esel.“

Erstaunlich! sprach Rosine. Mir erschien, da ich mir eben vor Herzeleid alle Haare aus dem Kopfe raufen wollte, eine wunderschöne Dame mit einer Rosenkrone auf der Stirne. Sie gab mir eine von diesen Rosen. Stecke sie vor den Busen,

sagte sie, so wirst du glücklicher werden als du jemahls gewesen bist. Ich gehorchte ihr, und wurde stracks in eine rosenfarbne Ziege verwandelt.

„Wunderbar! Aber wie kam es daſs du wieder Rosine wurdest?“

Ich irrte beynahe einen ganzen Tag in Wäldern und Gebirgen herum, bis ich von ungefähr in diese Wildniſs und an die Hütte der beiden Alten kam. Nicht weit davon, am Fuſssteige der nach der Quelle führt, erblickte ich einen groſsen Rosenbusch. Da wandelte mich eine unwiderstehliche Begierde an von diesen Rosen zu essen; und kaum hatte ich das erste Blatt hinab geschluckt, so war ich wie du mich hier siehest, aber nicht was ich zuvor gewesen war.

Mit mir gings gerade eben so, erwiederte Sylvester. Ich fand eine Lilie dort im Walde; mich kam eine unwiderstehliche Begierde an sie zu verschlingen; und da ward ich was du siehest, und was ich vorher nicht gewesen war. Es ist eine wunderbare Ähnlichkeit in unsrer Geschichte, liebe Rosine. Aber was warst du denn vorher ehe du in eine Ziege verwandelt wurdest?

„Die unglücklichste Person von der Welt. Ein Betrüger, der sich durch die feinste Verstellung in meine Gunst eingeschlichen hatte, fand, ich weiſs nicht wie, ein Mittel, sich in mein Schlafzimmer zu schleichen, und machte sich mit allen meinen Juwelen aus dem Staube.“

Immer wunderbarer! rief Sylvester. Ein andrer Betrüger spielte ungefähr die nehmliche Geschichte mit mir. Er machte mir weiſs, er besitze ein Geheimniſs, mich zum reichsten Mann in der Welt zu machen; aber es war ein Mittel, mich um den

Werth einiger Tonnen Goldes zu prellen und damit unsichtbar zu werden. Aber diesemnach müssen wir, wie es scheint, alle beide sehr vornehme Leute gewesen seyn?

„Du magst mirs glauben oder nicht, aber ich war wirklich eine Königin.“

Desto besser, liebste Rosine! rief Sylvester, so kannst du mich ohne Bedenken heirathen; denn ich selbst war auch nichts geringers als ein König.

„Seltsam genug, wenn es dein Ernst ist! — Aber —“

Wie, Rosine? schon wieder ein Aber, da ichs mir am wenigsten versehen hätte?

„Du kannst mich nicht heirathen, denn mein Gemahl ist noch am Leben.“

Die Wahrheit zu sagen, ich fürchte dieſs ist auch bey mir der Fall.

„Du liebtest also deine Gemahlin nicht?“

Sie war eine ganz hübsche Frau, wiewohl bey weitem nicht so hübsch wie du. Aber, was willst du? ich war ein König, und in der That keiner von den besten. Ich liebte die Veränderung; meine Gemahlin war mir zu einförmig, zu zärtlich, zu tugendhaft, und zu eifersüchtig. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr sie mir mit allen diesen Eigenschaften zur Last war.

„So warst du ja um kein Haar besser als der König, dessen Gemahlin ich war, als ich noch die Königin Mabillje hieſs.“

Wie, Rosine? dein Gemahl war der König Mark von Kornwall?

„Nicht anders.“

Und der schöne junge Ritter, der sich in dein Schlafzimmer schlich und dir deine Juwelen stahl, nannte sich Floribell von Nikomedien?

Himmel! rief Rosine bestürzt, wie kannst du das alles wissen, wenn du nicht —

Mein Mann selber bist? fiel ihr Sylvester ins Wort, indem er ihr zugleich um den Hals fiel. Das bin ich, liebste Rosine, oder Mabillje, wenn du dich lieber so nennen hörst; und wenn du mir als Sylvester nur halb so gut seyn kannst wie ich dir als Rosine bin, so haben der Jüngling mit dem Lilienstängel und die Dame mit der Rosenkrone ihr Wort treulich gehalten.

„O wie gern wollt' ich nichts als Rosine für dich seyn! Aber, armer Sylvester! sprach sie weinend, indem sie sich aus seinen Armen wand, ich fürchte ich bin deiner nicht mehr werth. Zwar mit meinem Willen geschah es nicht; aber der Bösewicht muſs Zauberey gebraucht haben. Denn es überfiel mich ein übernatürlicher Schlaf, leider! gerade da ich aller meiner Kräfte am nöthigsten hatte, um mich von ihm los zu machen; und was kann ich besorgen, als daſs er sich —"

Über diesen Punkt kannst du ruhig seyn, sagte Sylvester lachend; dein Bösewicht war ein verkleidetes Mädchen, eine Tänzerin von Alexandrien, die sich mit dem Goldmacher Misfragmutosiris heimlich verbunden hatte, uns in Gesellschaft zu bestehlen. Ein glücklicher Zufall brachte mich, da ich noch ein Esel war, in die Höhle, wohin sie sich mit ihrer Beute flüchteten, und ich hörte alles aus ihrem eigenen Munde.

Wenn dieſs ist, sprach Rosine, indem sie sich in seine Arme warf, so bin ich das glücklichste Geschöpf, so lange du Sylvester bleibst. —

Und ich der glücklichste aller Männer, wenn du nie aufhörst Rosine zu seyn.

Seyd ihr das? hörten sie zwey bekannte Stimmen sagen; und als sie sich umsahen, wie erschraken sie, den Greis mit dem eisgrauen Bart und das gute alte Mütterchen vor sich zu sehen!

Sylvester wollte eben eine Entschuldigung vorbringen: aber bevor er noch zu Worte kommen konnte, verwandelte sich der Greis in den Jüngling mit dem Lilienstängel und das Mütterchen in die Dame mit der Rosenkrone. Ihr sehet, sprach der schöne Jüngling, diejenigen wieder, die es auf sich nahmen, euch glücklich zu machen, als ihr euch für die unglücklichsten aller Wesen hieltet, und ihr seht uns zum letzten Mahle. Noch steht es in eurer Willkühr, ob ihr wieder werden wollt was ihr vor eurer Verwandlung waret, oder ob ihr Sylvester und Rosine bleiben wollt. Wählet!

Laſst uns bleiben was wir sind, riefen sie aus Einem Munde, indem sie sich den himmlischen Wesen zu Füſsen warfen; der Himmel bewahre uns einen andern Wunsch zu haben!

So haben Wir unser Wort gehalten, sprach die Dame, und Ihr habt in dieser Wildniſs den Stein der Weisen gefunden!

Mit diesen Worten verschwanden die beiden Geister, und Sylvester und Rosine eilten beym lieblichen Scheine des Mondes Arm in Arm nach ihrer Hütte zurück.

DIE SALAMANDRIN UND DIE BILDSÄULE.

Eine Erzählung.

Als Gegenstück der Vorgehenden. 1787.

Es war an einem schwülen Sommertage, da die Sonne sich bereits zu neigen anfing, als ein plötzlich einbrechendes Ungewitter einen wandernden Fremdling, dessen äufserliches Ansehen eher Dürftigkeit als Wohlstand ankündigte, in einer ziemlich wilden und ihm gänzlich unbekannten Gegend überfiel, und ihn nöthigte sich nach irgend einem Orte umzusehen, wo er Schirm gegen den daher brausenden Sturm finden könnte. Die natürliche Dunkelheit eines finstern Tannenwaldes, durch die Schwärze der Gewitterwolken, womit der ganze Horizont umzogen war, verdoppelt, hüllte ihn auf einmahl in eine so grauenvolle Nacht ein, dafs er ohne das blendende Licht der Blitze nicht zwanzig Schritte vor sich hätte sehen können. Glücklicher Weise entdeckte er bey dieser furchtbaren Art von Beleuchtung einen alten halb verfallnen Thurm, der auf einer kleinen Anhöhe aus wildem Buschwerk hervorragt, und ihm,

wenn er ihn erreichen könnte, eine erwünschte Zuflucht anzubieten schien.

Bey diesem Anblick fiel ein Strahl von Freude in die Seele des Wanderers; eine Freude, die sich in Entzücken verwandelte, da ein neuer sehr heller Strahl ihn wahrnehmen liefs, dafs unter den zerfallenen Zinnen dieses Thurms noch drey ganz unbeschädigt waren.

Endlich, rief er, hab' ich gefunden, was ich schon so lange vergebens suche; denn es ist unmöglich, dafs mich Kalasiris betrügen könnte. Ganz gewifs ist diefs der Thurm, wo ich das Ziel meiner Wünsche finden soll.

Indem erblickte er einen schmalen Fufspfad, der sich durch das Gebüsche zu dem Thurm hinauf zu winden schien. Eine gute Vorbedeutung! dacht' er; und wirklich führte ihn dieser Pfad einen so kurzen Weg, dafs er in wenigen Minuten bey dem Thurm anlangte, dem einzigen Überbleibsel eines dem Ansehen nach uralten zerstörten Schlosses, dessen majestätische Ruinen, mit Buschwerk und Farnkraut durchwachsen, in wilden seltsamen Gestalten umher lagen.

Der Fremdling, dem der einfallende Platzregen keine Zeit liefs diese rauhen Schönheiten zu betrachten, eilte was er konnte das Innere des Thurms zu gewinnen, dessen Eingang offen stand; und er befand sich nun in einer grofsen gewölbten Halle, die durch den Eingang und von oben herab durch eine schmale Öffnung in der dicken Mauer nur gerade so viel Licht empfing, dafs er eine Wendeltreppe gewahr werden konnte, die in den obern Theil des Gebäudes führte. Ungeachtet des freudigen Ausgangs, den sich seine Seele weissagte, überfiel ihn eine Art von Grauen, und das Herz klopfte ihm,

wie einem der zwischen Furcht und Hoffnung der Entscheidung seines Schicksals entgegen geht, indem er, mit beiden Händen um sich tappend, die finstre Treppe hinauf stieg. Er fand, daſs sie ohne Stufen sich in ziemlich sanfter Erhebung dreymahl um den Thurm herum wand, bis sie ihn zu einem kleinen Vorsahl führte, der so schwach beleuchtet war, daſs er nichts darin erkennen konnte, als eine steinerne Bank an der einen Seitenwand, und den schmalen Eingang in ein anderes Gemach, aus welchem das wenige Licht hervor brach, das in dem kleinen Sahle dämmerte. Er blickte durch diesen Eingang hinein, und was er auf den ersten Blick entdeckte, gab seiner Erwartung auf einmahl eine solche Gewiſsheit, daſs er zurück bebte, und, um einen ruhigern Schlag seines Herzens abzuwarten, sich auf die mit Natten belegte Bank im Vorsahl niedersetzte. Er betrachtete seinen Aufzug, und schämte sich zum ersten Mahl der armseligen Figur, die er darin machte. In der That sah er keiner Person gleich, die zum Eintritt in ein so prächtiges Gemach berechtigt war. Ein brauner Leibrock von grober Leinwand, der ihm bis an die Knöchel reichte, und ein sehr abgetragener, an den Enden zerrissener Mantel von blauem Tuche, mit einem ledernen Gürtel um den Leib, machte seine ganze Kleidung aus. Er trug eine Art von Halbstiefeln, denen man es nur zu sehr ansah, daſs sie durch lange Dienste mitgenommen waren; und den Kopf hatte er in einer groſsen Mütze von braunem Tuche stecken, die von seinem schwarzbraunen, runzligen und abgezehrten Gesichte nur so viel sehen lieſs, als nöthig war, seinen Anblick widerlicher zu machen. Dieſs alles, mit einem auf die Brust herab hangenden rothen Bart, machte ein Ganzes aus, das jedermann

beym ersten Anblick für — einen Bettler halten mußte, und war nicht sehr geschickt weder das Auge noch das Herz für ihn einzunehmen. Indessen, da er mit dieser nehmlichen Figur schon über ein ganzes Jahr durch die Welt gekommen war, raffte er sich zusammen, und entschloß sich es darauf ankommen zu lassen, wie er in dem schimmernden Zimmer würde aufgenommen werden.

Er ging hinein, und es däuchte ihn, er trete in das Schlafgemach einer Göttin. Der Fußboden war mit einer Decke von goldnem Stoffe belegt; die Wände mit blaßgrünen atlaßnen Tapeten beschlagen, und ringsum mit Kränzen von vergoldetem Schnitzwerk eingefaßt, woran große Ketten von frischen natürlichen Blumen herab hingen. Mit eben dergleichen waren auch die rosenfarbnen Vorhänge eines prächtigen zeltförmigen Ruhebettes aufgebunden, welches nebst einigen an den Wänden aufgeschichteten Polstern von blaßgelbem Atlaß, mit Silber durchwirkt, alle Geräthschaft in diesem Zimmer ausmachte. Das Ganze empfing durch die bunt bemahlten Glasscheiben eines einzigen großen eyrunden Fensters eine Art von gebrochnem Lichte, das die angenehmste Wirkung that, und diesen Ort zum unbelauschten Genuß eines geheimnißvollen Glückes zu bestimmen schien.

So unerwartet alles dieß unserm Wanderer in dem halb verfallnen Thurm eines alten zertrümmerten Schlosses war, so war ihm doch noch unerwarteter, daß er, anstatt dessen was er hier zu finden hoffte, einen jungen Menschen auf dem Ruhebette liegen sah, der bey seiner Annäherung sich aufrichtete, und einen finstern aber ruhigen Blick auf ihn warf, ohne das mindeste Zeichen von Furcht oder Verlegenheit über

die plötzliche Erscheinung einer Gestalt von so schlimmer Vorbedeutung von sich zu geben.

Der Jüngling war in einen abgenutzten Mantel von Scharlach gehüllt; seine Haare (die schönsten gelben Haare die man sehen konnte) hingen nachlässig in langen natürlichen Locken um seine Schultern; seine Augen lagen tief im Kopfe, seine Gesichtsfarbe war blaſs und kränklich, und über sein ganzes Wesen war ein Ausdruck von Schwermuth ausgegossen, der den Resten einer welkenden, aber noch immer seltnen Schönheit etwas unwiderstehlich rührendes gab.

Der Fremde fühlte sich beym ersten Blick so stark zu dem liebenswürdigen Unbekannten hingezogen und mit so viel Theilnehmung für ihn erfüllt, daſs er verlegen war, Worte für das zu finden, was er ihm auf einmahl hätte sagen mögen. Er fing an eine Entschuldigung hervor zu stottern, die ihn der Jüngling nicht zu Ende bringen lieſs. Du scheinst, sagte er, nach deinem Ansehen zu urtheilen, dem Glücke wenig schuldig zu seyn. Wenn du unglücklich bist, so bist du mein Bruder, und mir willkommen, wer du auch seyn magst.

Ich bin ein Fremdling, antwortete der Wanderer; ein Ungewitter, das mich in diesem Walde überfiel, trieb mich hierher. Ich erblickte, indem ich nach einem Schirmort mich umsah, diesen Thurm; und das Wunderbarste ist, daſs es gerade der war, den ich schon seit fünf bis sechs Monaten in diesem Lande suche.

Bey diesen Worten richtete der schöne Jüngling sich noch mehr in die Höhe, um den Fremden mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu betrachten. Wie abschreckend auch das Äuſserliche desselben war, so glaubte er doch den Klang seiner

Stimme im Innersten seines Herzens wiederhallen zu hören; und bloſs um dieses Klanges willen, der auf einmahl die süſsesten und schmerzlichsten Erinnerungen in ihm rege machte, fühlte er sein Herz gegen den Unbekannten aufgehen, der ihm, ohne daſs er sich sagen konnte warum, ganz etwas andres zu seyn schien, als seine Auſsenseite zu erkennen gab. Kurz, sie wurden in wenig Minuten so gute Freunde, als ob sie sich schon eben so viele Jahre gekannt hätten. Der schöne Jüngling hieſs den Alten neben sich auf das Ruhebette sitzen, und stand auf, um aus einem verborgenen Schrank in der Mauer einige Früchte, etwas Brot und eine Flasche Cyprischen Wein zu hohlen. Diese Flasche, sprach er, steht schon einige Tage unerbrochen hier; ich kann sie nicht besser anwenden als dich damit zu erfrischen. Du scheinst dessen zu bedürfen, Freund; ich nähre mich seit mehr als einem Monat von bloſsem Brot und Wasser.

Der Alte dankte ihm mit einem Blick der zärtlichsten Theilnehmung für seine Güte: und, um dir wenigstens meinen Willen, dankbar zu seyn, zu beweisen, sprach er, will ich damit anfangen, mich dir in meiner eigenen Gestalt zu zeigen. Mit diesen Worten lösete er eine unter seinem Bart verborgene Schnur auf, nahm seine Mütze und sein schwarzbraunes runzliges Mumiengesicht mit dem langen rothen Barte (welches nichts weiter als eine sehr künstlich gearbeitete Larve war) ab, warf seinen Mantel von sich, und zeigte dem schönen Jüngling einen schwarzlockigen jungen Menschen von seinem Alter, der an Schönheit nur ihm allein weichen konnte; wiewohl er, so wie er selbst, von irgend einem geheimen Grame noch

mehr als von ausgestandenen Mühseligkeiten gelitten zu haben schien.

Der Unbekannte war bey den Worten — „ich will mich dir in meiner eigenen Gestalt zeigen“ — in eine Bewegung gerathen, die er nicht verbergen konnte: aber, wiewohl er sich einen Augenblick darauf in der seltsamen Hoffnung, die sie in ihm entzündet hatten, betrogen sah; so fand er doch etwas so besonderes und anziehendes in der Gesichtsbildung des schönen Fremden, daſs er nicht satt werden konnte ihn anzusehen. Endlich hielt er sich nicht länger; er sprang auf, fiel ihm um den Hals, drückte ihn mit feuriger Wärme an seine Brust, und überschwemmte seine Wangen mit einem Strome von Thränen.

Der Fremde, wie gerührt er sich auch von einem so plötzlichen und sonderbaren Ausbruch von Zärtlichkeit fühlte, konnte sich doch nicht enthalten, ein Erstaunen darüber in seinem Gesichte zu zeigen, welches dem Jüngling vom Thurme nicht unbemerkt blieb. Du sollst alles erfahren, sprach dieser, indem er ihn von neuem umarmte; aber vorher schwöre mir, wenn du anders willst daſs ich das Leben wieder lieb gewinne, schwöre mir daſs du mich nie wieder verlassen willst, und daſs uns von nun an nichts als der Tod trennen soll! — Ich schwöre dirs, antwortete der Fremde mit halb erstickter Stimme und thränenden Augen, ich schwöre dirs bey dem Leben derjenigen, für die ich selbst athme, die ich so lange schon suche, und die ich hier zu finden hoffte.

Hier in diesem Thurme? rief der andere mit einer sichtbaren Bewegung. — Doch, ich denke das hast du mir schon

gesagt. Es ist etwas geheimnifsvolles in deinen Reden, in deinen Gesichtszügen, und in unserm Zusammentreffen in diesem Thurme. Sage mir, ich beschwöre dich, wer du bist und wen du hier suchest; und ich will deine Offenherzigkeit erwiedern, und deinem Busen ein Geheimnifs anvertrauen, das noch niemahls aus dem meinigen gekommen ist, und woran das Schicksal meines Lebens hängt.

Eine unfreywillige Sympathie zieht mich zu dir seitdem meine Augen den deinigen begegneten, antwortete der Fremde; was könnte ich dir vorenthalten wollen, da ich alle Augenblicke bereit bin, dir die Stärke der Zuneigung, die du mir einflöfsest, mit Darsetzung meines Lebens zu beweisen? Aber mache dich auf eine seltsame Geschichte gefafst!

Sie kann schwerlich seltsamer seyn, erwiederte jener, als diejenige, die ich dir zu erzählen habe, wenn du erst so gefällig gewesen seyn wirst meine Ungeduld zu befriedigen.

Während diese beiden Jünglinge, zu sehr mit einander und mit sich selbst beschäftiget um auf etwas andres aufmerksam zu seyn, in diesem Gespräche begriffen waren, langten zwey bis an die Augen eingehüllte Reiter an, welche der noch fortdauernde Sturm hier ebenfalls Schirm zu suchen nöthigte. Sie liefsen einen Knecht bey ihren Pferden, und stiegen die Wendeltreppe hinauf. Aber bevor sie den Vorsahl erreichten, merkten sie, dafs sie hier nicht allein seyen, und dafs in dem daran stofsenden Zimmer ziemlich laut gesprochen werde. Bescheidenheit oder Vorwitz, oder was es sonst war, hielt sie ab, die Unbekannten in ihrer Unterredung zu stören. Sie setzten sich also, ohne von jenen bemerkt worden zu seyn, auf die steinerne Bank, nahe bey dem Eingang in das offne

Zimmer, wickelten sich aufs neue in ihre Mäntel ein, und horchten mit hingerecktem Ohre und zurück gehaltnem Athem, um, wo möglich, kein Wort von dem was gesprochen wurde zu verlieren.

Der Ort wo ich geboren bin, fing der Fremde an, ist Memfis in Ägypten, wo Kalasiris, mein Vater, Oberpriester und Statthalter des Königs ist.

Was hör' ich? unterbrach ihn der Jüngling vom Thurme: Kalasiris dein Vater? und du sein Sohn Osmandyas? —

Wie? rief der Ägypter erstaunt, du kennest uns also?

Vergieb mir, Osmandyas, versetzte der andere, ich werde dich nicht wieder unterbrechen. Du sollst alles wissen — aber jetzt fahre fort!

Die Nahmen Osmandyas und Kalasiris setzten auch die beiden Vermummten im Vorsahl in eine so sonderbare Bewegung, daſs ihre Gegenwart dadurch hätte verrathen werden müssen, wenn die beiden Jünglinge nicht im nehmlichen Augenblick unfähig gewesen wären zu hören was auſser ihnen vorging. Sie faſsten sich aber bald wieder, winkten einander zu, ruhig zu seyn, und rückten noch ein wenig näher, um mit allen ihren Ohren aufzuhorchen.

„Da du mit Ägypten nicht unbekannt zu seyn scheinst, fuhr der Fremde fort, so wär' es überflüssig, dir zu sagen wie die Söhne unsrer Oberpriester erzogen werden. Als ich das sechzehnte Jahr zurückgelegt hatte, schickte mein Vater, um meine Erziehung zu vollenden, mich unter der Aufsicht eines alten Priesters nach Griechenland, um in den Kabirischen, Orfischen und Eleusinischen Mysterien eingeweiht zu werden, und dadurch meine zu Memfis und Sais erlangte Ein-

sicht in die Geheimnisse der Urwelt, welche seiner Meinung nach alle Wissenschaften der spätern Zeiten weiter hinter sich lassen, vollständig zu machen. Ich brachte über zwey Jahre mit diesen Reisen zu, und kehrte, nachdem ich in Samothraze, in Kreta, zu Lemnos, zu Eleusis und andrer Orten alles erfahren hatte was mir die Mystagogen sagen konnten, mit der Überzeugung nach Hause, daſs ich von allem, was ich zu wissen am begierigsten war, gerade so viel wuſste als zuvor.

„Bey meiner Zurückkunft wurde ich von meinem Vater sehr gütig empfangen; und da er fand, daſs der Zweck meiner Reisen nicht verfehlt war, so machte er sich (vermuthlich um mich vor dem Eigendünkel junger Leute, die viel zu wissen glauben, zu verwahren) ein eigenes Geschäft daraus, mich von dem wenigen Werth aller meiner erworbenen Kenntnisse zu überzeugen. — Was, sagte er mir, kannst du nun mit allen diesen vorgeblichen Geheimnissen wirken? Der wahre Weise ist nicht der, der schwatzen kann was wenige wissen und niemand zu wissen verlangt noch braucht, sondern der Mann, der ein vollkommneres Leben lebt als die gemeinen Menschen, der die Kräfte der Natur zu seinen eigenen zu machen weiſs, und der durch sie Dinge thun kann, die in den Augen der Unwissenden Zauberey und Wunderwerke sind. Die wahren Mysterien, zu welchen dich nur langwieriger Fleiſs und unermüdetes Forschen vorbereiten kann, sind der Treue und Weisheit einer kleinen Anzahl von Günstlingen des Schicksals anvertraut; und selbst diese Geheimnisse sind nur schwache Überreste dessen, was die Menschen ehemahls wuſsten und konnten, ehe die letzte Katastrofe unsers Planeten dieser

edlern Menschengattung ein Ende machte. Du selbst wirst davon Proben sehen, die dich in Erstaunen setzen werden — und die doch nur ein geringer Theil dessen sind, was der Mensch hevorzubringen vermag, der im wirklichen Besitz aller seiner Kräfte ist.

„Durch dergleichen Reden suchte Kalasiris, wie ich glaube, meine Wifsbegierde zu entflammen, und mich zu einem Fleifse anzuspornen, ohne welchen ich (wie er sagte) keine Empfänglichkeit für die Geheimnisse haben könnte, die allein diesen Nahmen verdienten. Aber das Schicksal scheint mich nicht zum Erben seiner Weisheit bestimmt zu haben. Eine Leidenschaft, die er mit aller seiner Filosofie nicht verhindern konnte, (die seltsamste und unsinnigste, wenn du willst, die vielleicht jemahls die Einbildung eines Sterblichen überwältigt hat) bemächtigte sich meines ganzen Wesens, und vernichtete alle Plane meines vorigen Lebens, alle Bestrebungen mich des Unterrichts von Kalasiris würdig zu machen, indem sie mich — an die Füfse einer Bildsäule anheftete.“

Einer Bildsäule? rief der Jüngling vom Thurme lächelnd und erstaunt.

„Höre mich an, sagte Osmandyas, und entschuldige oder verdamme mich alsdann, wie dein Herz dirs eingeben wird. Denn von Sachen des Herzens kann nur das Herz urtheilen. Seit meiner Zurückkunft nach Memfis hatte mir Kalasiris den freyen Zutritt in sein Zimmer verstattet, welches ich zuvor nie anders, als wenn er mich rufen liefs, betreten durfte. An dieses Zimmer stiefs ein Kabinet, das niemand in seinem Hause um irgend einen Preis zu öffnen sich unterstanden hätte, wiewohl es gewöhnlich unverschlossen war; denn

man machte sich eine sehr fürchterliche Vorstellung von diesem Kabinette. Man war fest überzeugt, daſs die Thür von einem Geiste bewacht werde, welcher auſser dem Oberpriester jeden andern, der sich erkühnen wollte sie zu öffnen, auf der Stelle tödten würde. Auf mich hätte ein bloſses Verbot meines Vaters stärker gewirkt als die Furcht vor diesem Geiste; denn ich war von Kindheit an gewohnt, alle seine Befehle oder Verbote als unverletzbare Gesetze anzusehen. Aber da er mir über diesen Punkt gar nichts gesagt hatte, so überwog endlich der Vorwitz, was in diesem geheimniſsvollen Kabinette zu sehen seyn möchte, jede andere Betrachtung; und ich benutzte dazu die erste Stunde, wo ich gewiſs war nicht von ihm überfallen zu werden.

„Ich gestehe, daſs ich an allen Gliedern zitterte, als ich den Riegel zurück zog. Aber der furchtbare Geist war so gefällig mich einzulassen; und, so bald ich mich wieder gefaſst hatte, war das erste, was mir unter einer Menge sonderbarer Sachen in die Augen fiel, ein alter Mann in priesterlicher Kleidung, dessen majestätisches Ansehen und sanft ernster Blick mich so sehr überraschte, daſs ich im Begriff war mich zu seinen Füſsen niederzuwerfen, wenn seine Unbeweglichkeit, die mir nicht ganz natürlich vorkam, mich nicht zurück gehalten hätte. Sollte es, dachte ich, eine bloſse Bildsäule seyn? Ich hatte aller meiner Herzhaftigkeit nöthig, um mich von der Wahrheit dieser Vermuthung zu überzeugen; aber es blieb mir unbegreiflich, wie die Kunst ein so vollkommenes Werk zu bilden, einer todten Masse diesen Schein von athmendem Leben und diesen Ausdruck eines inwohnenden Geistes zu geben vermocht hätte.

„Ich war noch mit dieser Betrachtung beschäftigt, als mir in einer andern Ecke des Kabinets ein wunderschönes junges Mädchen in die Augen fiel, das auf einem Ruhebettchen sitzend mit einer Taube spielte, die etwas aus ihrer schönen Hand zu picken schien. Sie war in eine lange Tunika von feinem Byssus mit goldenen Streifen gekleidet, die oben auf den Schultern mit einem Knopfe befestigt und dicht unter dem leicht bedeckten Busen mit einem goldenen Bande umschlungen war; Arme und Schultern waren bloſs, und das leichte Gewand, wiewohl es sie nach morgenländischer Weise sehr anständig bekleidete, bezeichnete doch auf die ungezwungenste und reitzendste Art alle schönen Formen ihres mit vollkommenstem Ebenmaſs gebauten Körpers. Ich erstaunte, eine so reitzende Person in dem geheimen Kabinette des Kalasiris zu finden, dem seine Weisheit, sein Alter und seine Würde über allen Verdacht von dieser Seite weit erhob; und wiewohl ich so eben gesehen hatte, wie weit es die Kunst im Nachahmen der Natur bringen kann, so täuschte mich doch der erste Anblick zum zweyten Mahle, und der Gedanke, daſs auch dieses liebenswürdige Mädchen eine bloſse Bildsäule sey, kam mir nicht eher, bis mich ihre gänzliche Unbeweglichkeit davon überzeugte.

„Ich bin unvermögend dir zu beschreiben was in diesen Augenblicken in mir vorging; man müſste selbst durch meinen damahligen Zustand gegangen seyn, um etwas davon zu begreifen. Ich konnte nicht zweifeln, daſs es ein bloſses lebloses Bild sey; und doch bestand mein Herz hartnäckig darauf, es lebe und athme und höre was ich ihm sage. Meine Fantasie half die Täuschung unterhalten; und diese Täuschung war so

stark, daſs ich eine halbe Stunde auf den Knieen vor ihr lag, und ihr alles sagte, was der zärtlichste und ehrerbietigste Liebhaber der Geliebten seines Herzens sagen kann, ohne daſs ich gewagt hätte sie anzurühren, um mich zu überzeugen, daſs sie nichts als eine Masse ohne Leben sey. Unfehlbar, dachte ich, ist sie bloſs bezaubert; sie lebt, wiewohl sie nicht athmet; sie hört mich, wiewohl sie mir nicht antworten kann: ganz gewiſs wird sie gegen die unbegrenzte Liebe, womit sie auch mich bezaubert hat, nicht immer unempfindlich bleiben; ich werde sie durch die Beständigkeit meiner Leidenschaft rühren, und vielleicht ist es mir aufbehalten, den Zauber, der ihre Sinne gebunden hält, aufzulösen, und zur Belohnung in ihren Armen der glücklichste aller Sterblichen zu seyn.

„Ich begreife daſs dir eine solche Leidenschaft unsinnig vorkommen muſs, und ich habe nichts zu ihrer Rechtfertigung zu sagen, als daſs ich (wie es auch damit zugegangen seyn mag) von dem Augenblick an, da ich dieses himmlischen Mädchens ansichtig wurde, meiner selbst nicht mehr mächtig war. Ich war es so wenig, daſs ich endlich ihre nicht widerstehende, aber leider! auch nicht fühlende Hand ergriff, und sie mit eben so schüchterner und eben so inniger Inbrunst an meinen Mund drückte, als ob sie lebendig gewesen wäre.

„In dem nehmlichen Augenblicke trat mein Vater in das Kabinet, und überraschte mich, auf meinen Knieen vor dem leblosen Mädchen liegend, und mein Gesicht über eine ihrer Hände gebückt. Ich fuhr über seinen Anblick zusammen, und erwartete hart von ihm angelassen zu werden: aber ich irrte mich glücklicher Weise; seine Miene hatte nichts strenges. Du bist, wie ich sehe, bey den Griechen ein groſser Bewunderer

der Kunst geworden, Osmandyas? sagte er lächelnd. — Ich habe in meinem Leben nichts so liebenswürdiges gesehen, antwortete ich erröthend. — Liebenswürdig? versetzte Kalasiris, indem er mir mit Aufmerksamkeit in die Augen sah. — So vollkommnes wollt' ich sagen, mein Vater. — Das kann seyn, erwiederte er; es ist das Werk eines großen Meisters. — Und hiermit brach er die Unterredung ab. Wie gern ich auch eine Menge Fragen an ihn gethan hätte, so wagte ichs doch nicht eine einzige laut werden zu lassen; so groß war die Ehrfurcht, an die ich von Kindheit an gegen ihn gewöhnt war. Es war mir nie erlaubt gewesen, durch Fragen mehr über eine Sache von ihm erfahren zu wollen, als er mir von freyen Stücken zu sagen für gut befand.

„Ich entfernte mich aus dem Kabinet, aber mein Herz blieb bey der schönen Bildsäule zurück, der es einen ganz andern Nahmen gab. Ich bestärkte mich immer mehr in dem Wahne, daß es eine wirkliche Person in einem sonderbaren Zustande von Bezauberung sey. Dieser Wahn schmeichelte meiner Leidenschaft, und erhöhte sie in wenigen Tagen auf einen solchen Grad, daß ich an nichts andres dachte, und, weil ich sonst nichts, das sich auf sie bezog, thun konnte, im eigentlichsten Verstande gar nichts that.

„Mein Vater unterließ einige Wochen lang dieser Sache nur mit einem Worte zu erwähnen. Er schien sogar nicht zu bemerken, daß ich allen meinen gewohnten Arbeiten und Ergetzungen entsagte, und unvermerkt in eine Art von Schwermuth verfiel, die mich die einsamsten Orte suchen und allen Umgang mit Menschen fliehen machte. Indessen däuchte es mir sein Werk zu seyn, (wiewohl keine besondere Veranstal-

tung von seiner Seite dabey in die Augen fiel) dafs ich in dieser ganzen Zeit keine Gelegenheit fand in sein Kabinet zu kommen. Die Folgen davon wurden endlich so sichtbar, dafs sie seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen konnten: ich wurde niedergeschlagen und traurig, verlor Efslust und Schlaf, bekam Ringe um die Augen, und veränderte mich, mit Einem Worte, so sehr, dafs ich mir selbst unkenntlich wurde. Kalasiris allein schien es nicht gewahr zu werden: aber auf einmahl erhielt ich wieder Gelegenheit, ganze Stunden unbeobachtet in seinem Kabinette zuzubringen.

„Die Entzückung, mit welcher ich das erste Mahl, da mir dieses Glück wieder zu Theil wurde, dem geliebten Mädchen zu Füfsen fiel, wie ich ihre Knie umarmte, was ich ihr sagte, und wie glücklich ich war, kannst du dir nur vorstellen, wenn du jemahls wahrhaftig geliebt hast.“

O gewifs kann ichs, rief der Jüngling vom Thurme mit einem tiefen Seufzer.

„Dieses erste Wiedersehn wirkte so stark auf mein Gemüth und auf meine Gesundheit, dafs ich auf einmahl wieder ein ganz anderer Mensch zu seyn scheinen mufste. Kalasiris bemerkte immer nichts; aber ich fand acht bis zehn Tage lang täglich eine Stunde, die ich zu den Füfsen meines bis zum Wahnsinn geliebten Bildes zubringen konnte. Es gab Augenblicke, wo meine Bethörung so weit ging, dafs ich mir einbildete sie von meinen Thränen gerührt zu sehen, und als ob ihre Lippen sich bewegen wollten mir etwas gütiges zu sagen. Meine Überredung, dafs sie kein lebloses Bild sondern nur bezaubert sey, bekam, wie natürlich, neue Stärke dadurch; und ich konnte mich endlich nicht länger zurückhalten, diese

Hypothese meinem Vater als eine Sache vorzutragen, die mir keinem Zweifel unterworfen zu seyn scheine.

„Kalasiris hörte mich ruhig an; aber als ich fertig war, warf er einen ernsten Blick auf mich und sagte: Allerdings ist hier jemand bezaubert, wie ich sehe; und dieſs ist sonst niemand als du selbst. Es ist hohe Zeit, Osmandyas, einem so lächerlichen Spiel ein Ende zu machen; oder, wohin glaubst du daſs dich deine Liebe für eine Bildsäule endlich führen werde?

„So hart mir diese auf einmahl angenommene Strenge meines Vaters auffiel, so war ich doch froh, daſs er mir selbst Gelegenheit gab, ihm den Zustand meines Herzens zu entdecken. Die Stärke meiner Leidenschaft durchbrach jetzt auf einmahl den Damm, in welchen die Ehrfurcht vor ihm sie bisher eingezwängt hatte; ich warf mich zu seinen Füſsen, bat ihn um Mitleiden, und erklärte ihm zugleich in den stärksten Ausdrücken, daſs diese Liebe, wie unsinnig sie auch immer scheinen möge, das Glück oder Unglück meines Lebens entscheiden werde.

„Die Leidenschaft pflegt in solchen Fällen wortreich zu seyn; gleichwohl hörte mich Kalasiris mit groſser Geduld an, ohne von dem Feuer womit ich sprach beleidiget zu scheinen. Aber er sagte mir dem ungeachtet alles, was ein so weiser Mann nur immer aufbringen konnte, um einen einzigen geliebten Sohn von einer in seinen (und ohne Zweifel in eines jeden andern) Augen so widersinnigen Verirrung des Verstandes und Herzens zurück zu bringen. Er brachte mich endlich zum Stillschweigen, aber ohne mich überzeugt zu haben, und entlieſs mich auf eine gütige Art, jedoch mit einigem Ausdruck

von Mifsvergnügen, dafs ich mir (wie er sagte) so wenig Mühe gäbe, meiner Vernunft den Sieg über eine unwürdige und abenteuerliche Schwachheit zu verschaffen.

„Von dieser Zeit an verflossen mehrere Wochen, ohne dafs es dieser Sache halben wieder zwischen uns zur Sprache kam. Die Gelegenheiten den Gegenstand meiner Leidenschaft zu sehen wurden seltner, und Kalasiris machte dagegen täglich andere entstehen, wodurch er meine Sinne zu zerstreuen und meiner Fantasie eine andere Richtung zu geben hoffte. Bald waren es Aufträge oder kleine Verschickungen, bald Lustfahrten auf dem Nil, bald andere meinem Alter angemessene Vergnügungen. Aber alle diese vermeinten Heilmittel bewirkten gerade das Gegentheil. Wo mein Leib auch immer seyn mochte, meine Seele war bey dem was ich liebte; und ich ertrug den Verdrufs, mich oft viele Tage lang davon getrennt zu sehen, blofs darum mit einiger Gelassenheit, weil eine einzige Viertelstunde, die ich wieder im Anschauen meiner lieben Bildsäule zubrachte, mir alles vergütete, und ein Glück war, das ich mit noch viel gröfsern Leiden willig erkauft haben würde.

„Es schien als ob Kalasiris ein besonderes Augenmerk darauf habe, keine Gelegenheit zu verabsäumen, wo ich die schönsten jungen Personen in Memfis zu sehen bekommen könnte. Das Fest der Isis kam ihm dazu ganz erwünscht. Eine feierliche Prozession führte alle junge Mädchen aus Memfis und der umliegenden Gegend, unverschleiert und in ihrem schönsten Putze, vor meinen Augen vorbey. Ich sah einige, die als aufserordentliche Schönheiten gerühmt wurden, wiewohl ich sie unter den übrigen entweder übersehen oder nichts besondres an ihnen gefunden hatte. Mein Vater ergriff diese

Gelegenheit. Er fragte mich in einem scherzenden Tone, der mir an ihm ungewöhnlich war: ob ich unter dieser Menge von schönen Personen keine gesehen hätte, die mir das Original meiner Bildsäule zu seyn schien? — Keine, (antwortete ich in eben dem Tone) die mir schön genug vorgekommen wäre ihre Aufwärterin zu seyn. — Das thut mir leid, versetzte Kalasiris etwas ernsthafter; denn du hast unter diesen Jungfrauen diejenige gesehen, die ich dir zur Gemahlin bestimmt habe. — Mir, mein Vater? rief ich, bestürzt über einen Antrag, auf den ich gar nicht vorbereitet war. — Sie ist die liebenswürdigste unter allen, (fuhr er fort) und, wenn meine Augen mich nicht sehr betrügen, auch die schönste; wenigstens gewiſs schöner als diese Dame von emailliertem Thon, an der du einen so sonderbaren Geschmack findest. — Das ist unmöglich, rief ich. — Wenn es auch wäre, sagte Kalasiris, so ist Schönheit nicht das, was die Wahl einer Gattin bey einem verständigen Menschen entscheidet. Aber da du selbst nicht im Stande bist eine vernünftige Wahl zu treffen, fuhr er mit groſsem Ernste fort, so habe ich für dich gewählt. Ich bin meiner Sinne mächtig, ich weiſs was sich für dich und mich schickt, und du kannst keine Einwendung gegen meine Wahl zu machen haben.

„Diese Rede stürzte mich wie ein Blitz zu meines Vaters Füſsen. — Wenn du dir vorstellest, daſs ich meine Bildsäule über alles liebte, daſs meine Leidenschaft, ihrer Ungereimtheit ungeachtet, alle Eigenschaften der wahrsten, zärtlichsten und entschiedensten Liebe hatte, die jemahls eines Menschen Brust entflammte: so kannst du auch leicht ermessen, was ich sagte und that, um das Herz meines Vaters zu rühren, und ihn von

dem Vorhaben, das er mir mit einer so auffallenden Härte angekündigt hatte, zurück zu bringen. — Er hörte mich lange an, und da er mich zu heftig bewegt sah, um durch Vernunftgründe etwas auszurichten, stand er auf, und liefs mich allein, mit dem Bedeuten, mich zu fassen, damit ich ihm, wenn er wieder käme, mein letztes Wort über diese Sache sagen könnte.

„Kaum hatte er das Kabinet verlassen, so warf ich mich meiner geliebten Bildsäule zu Füfsen, und schwor ihr, in einer Begeisterung die ich noch nie in diesem Grade gefühlt hatte, ewige Treue, und wenn auch das Unglück meines Lebens oder ein grausamer Tod die Folge davon seyn sollte. Zum ersten Mahl überwältigte in diesem Augenblick die Heftigkeit meiner Empfindungen die zärtlich ehrerbietige Zurückhaltung, die mir bisher nie etwas mehr erlaubt hatte, als ihre Füfse zu umfassen, oder meinen Mund auf ihre Hand zu drücken. Ich umarmte sie mit der feurigsten Inbrunst, ich drückte mein Herz an ihren unelastischen Busen, ich überdeckte ihr holdseliges Gesicht mit Thränen und Küssen, und mein Wahnsinn ging so weit, dafs ich mir auf einen Augenblick einbildete, sie erwarme unter meinen Umarmungen.

„Die Täuschung konnte nicht lange dauern, und es war ein Glück für meinen Kopf, dafs ich sie so bald gewahr wurde. Aber wie unzufrieden auch mein Herz darüber war, so veränderte es doch nichts an meiner schwärmerischen Liebe, und als Kalasiris zurück kam, fand er mich entschlofsner als jemahls, ihr alles, wenn es seyn müfste, aufzuopfern. Mit dieser Entschliefsung in meinem Blick und Tone ging ich ihm entgegen. Mein Vater, sprach ich, ich bin überzeugt, dafs etwas

aufserordentliches in dieser Bildsäule, und in den Gesinnungen die sie mir einflöfst, ist. Sie ist entweder durch Zauberey in diesen Zustand versetzt worden; oder sollte sie ja nichts als eine todte Masse seyn, so lebt ganz gewifs eine Person, die das Urbild dieses bis zur Täuschung der Sinne und der Vernunft vollkommnen Nachbildes ist. In beiden Fällen hängt das Schicksal meines Lebens von dieser Person ab; sie wird bis zum letzten Athemzug der Gegenstand meiner feurigsten Liebe bleiben, und es ist vergebens das Unmögliche von mir zu fordern. Ich kann nur mit meinem Leben aufhören sie zu lieben, und wer das Verlangen sie zu besitzen aus meiner Seele verbannen will, mufs mir zuvor diefs Herz aus meinem Busen reifsen. Lafs mich, mein Vater, deiner Güte das Glück des Lebens, das du mir gabst, zu danken haben! Ich bin gewifs, das Geheimnifs dieser wundervollen Bildsäule, die, eben so wie jener ehrwürdige Greis, zu leben und zu athmen scheint, ist kein Geheimnifs für dich. Ich kann diesen Zustand der Ungewifsheit und des Schmachtens nicht länger ertragen! Du, mein Vater, ich bin es gewifs, kannst ihm ein Ende machen. Sage mir, ich beschwöre dich bey den ehrwürdigen Geistern unsrer Vorältern, was ich thun mufs um meiner Liebe zu geniefsen, oder sage mir dafs es unmöglich ist, und gieb mir den Tod!

„Ist diefs dein letztes Wort, mein Sohn? sagte mein Vater mit einem furchtbar ruhigen Ernst in seinem Blicke. — Mein letztes, antwortete ich unerschrocken und mit fester Stimme. — So komm morgen mit Anbruch der Sonne wieder hierher, und vernimm was ich dir sagen werde, sprach er mit einem Blick,

worin ich mehr Theilnehmung als Strenge zu fühlen glaubte, und winkte mir mich zu entfernen.

„Ich verlieſs ihn mit Ehrerbietung, aber in einem Gemüthszustande, den ich dir nicht zu schildern versuchen will. Die Erwartung verschlang alle meine Gedanken, und jede Minute, bis die Sonne unter- und bis sie wieder aufgegangen war, schien mich an einer ausdehnenden Folter langsam aufzuschrauben.

„Kaum fing der Himmel an zu dämmern, so fand ich mich schon in dem Vorzimmer meines Vaters ein; aber ich muſste noch eine äonenlange Stunde warten. Ich zählte meine Pulsschläge, indem ich dabey unverwandt nach dem Punkte des Himmels sah, wo die Entscheidung meines Schicksals im Anbruch war. Endlich ging die Sonne auf, die Thür meines Vaters öffnete sich, ich trat hinein, und fand ihn vor dem majestätischen Alten stehend, in einer Stellung, als ob er in einer geheimen Unterredung mit ihm begriffen sey. Weil er mir den Rücken zukehrte und nicht auf mich Acht zu geben schien, so bediente ich mich dessen, um mich meiner geliebten Bildsäule zu nähern. Sie schien mich gütiger als jemahls anzublicken, und da ich meine Lippen auf ihre Hand drückte, fühlte ich ganz deutlich einen sanften Gegendruck.

„In diesem Augenblicke wandte sich mein Vater gegen mich. Du willst es so, mein Sohn! (sprach er ruhig und in einem Tone der mir Gutes vorzubedeuten schien) wir müssen uns trennen. Eine so wunderbare Liebe wie die deinige muſs jede Probe aushalten können, oder sie würde nur Zauberwerk und Täuschung seyn. Hier, Osmandyas, lege diese Kleider an, und verbirg dein Gesicht in dieser Larve! Beide werden

dir das Ansehen eines dürftigen Greises geben, dem niemand nachstellen und der im Nothfall überall Mitleiden finden wird. Hier ist dein Wanderstab, und hier ein Beutel, worin so viel Drachmen sind als du Tage deiner Wanderschaft zählen wirst. Geh, mein Sohn, und der Genius deiner Liebe geleite dich! Wandre so lange nordwestwärts, bis du nach Gallien kommst; und wenn du die Grenze von Armorika erreicht haben wirst, so suche darin einen alten Thurm, an welchem nur noch drey Zinnen unbeschädigt sind. Dort wirst du das Ende deiner Wanderschaft und das Ziel deiner Wünsche finden."

Indem der junge Ägypter diese Worte sprach, schien der Jüngling vom Thurm auf einmahl in ein tiefes Nachdenken zu fallen, und Osmandyas hielt ein. Aber jener bemerkte es in wenig Augenblicken, erheiterte sich plötzlich wieder, und bat ihn seine Erzählung zu vollenden.

„Kalasiris half mich ankleiden, und band mir mit eigner Hand die Larve um, die so künstlich gemacht war und sich so genau an mein Gesicht anschmiegte, daſs sie bey jedermann für das meinige gelten konnte, zumahl da sich niemand versucht fühlte mir lange und scharf ins Gesicht zu schauen. — Ich sehe Fragen auf deiner Zunge schweben, mein Sohn, sagte Kalasiris, indem er mich so ausrüstete: aber frage mich nichts, und unterwirf dich deinem Schicksal. Verlaſs dich nie selbst, so wird dich auch dein Genius nicht verlassen. Mein Herz weissagt mir Gutes. Lebe wohl, Osmandyas, wir werden uns wieder sehen!

„Bey diesen Worten umarmte er mich mit vieler Liebe, küſste mich auf die Stirne, und hieſs mich mit diesem Schritte meine Wanderschaft antreten.

„Es sind nun zehn Monden, seit ich Memfis verlieſs. Die Beschwerden meiner langen Pilgrimschaft würden mich vielleicht mehr als Einmahl zu Boden gedrückt, oder den Gedanken zurückzukehren in mir hervorgebracht haben, wenn ich mit der Hoffnung ausgegangen wäre eine Krone zu finden. Aber was ich suchte, konnte nach der Schätzung meines Herzens um keinen Preis zu theuer erkauft werden. Ich sollte die Belohnung meiner Beharrlichkeit in den Armen meiner geliebten Bildsäule finden! Ich hatte das Wort eines Mannes dafür, dessen Worte mir immer Göttersprüche gewesen waren; und ich hielt mich des glücklichen Erfolges gewiſs, wiewohl mir die Mittel dunkel und unbegreiflich waren. Diesen Morgen hatte ich meine letzte Drachme ausgegeben, und der Thurm, den ich suchte, entzog sich noch immer meinen Augen. Unverhofft muſste ich ihn mit Hülfe eines Sturmes finden, und in ihm einen Freund, den ich nicht suchte: aber ach! das Ziel meiner Wünsche —“

Ist dir vielleicht näher als du glaubst, fiel ihm der Jüngling vom Thurm ins Wort. Wenigstens hast du Ursache so zu denken, da die übrigen Umstände mit deines ehrwürdigen Vaters Vorhersagung so genau zugetroffen haben. Wollte der Himmel ich hätte nicht mehr Ursache zur Verzweiflung als du! Du selbst, Osmandyas, in den neu belebten Armen deiner wieder liebenden Bildsäule würdest nicht glücklicher seyn, als ich war, als ich noch wäre und immer hätte seyn können, wenn ich nicht aus eigener Schuld — denn wozu hälf' es mir das Schicksal anzuklagen? — durch den unwiederbringlichen Verlust dessen was ich einzig liebe der elendeste aller Menschen geworden wäre!

Der Jüngling vom Thurm, indem er dieſs mit halb erstickter Stimme sagte, sank mit dem Gesichte auf ein Polster, das neben ihm gegen die Mauer angelehnt war, um eine Flut von Thränen zu verbergen, deren eindringende Gewalt er nicht zurück zu halten vermochte. Osmandyas wurde von dem Schmerz seines jungen Freundes so gerührt, daſs er seines eigenen darüber vergaſs. Er näherte sich ihm, nahm seine herab hängende Hand, drückte sie mit theilnehmender Wärme, und blieb so eine gute Weile stillschweigend neben ihm stehen.

Der schöne Jüngling blieb nicht lange unempfindlich gegen das Mitgefühl seines neuen Freundes; er schien sich seiner übermäſsigen Weichheit zu schämen, und raffte sich zusammen, um etwas mehr Gewalt über seine Leidenschaft zu zeigen. Endlich, als Osmandyas ihn wieder ruhiger sah, sprach er: Es ist zuweilen wohlthätig für ein gepreſstes Herz, sich in den Busen eines Freundes erleichtern zu können. Glaubst du, daſs dieſs Mittel dir gegenwärtig zuträglich seyn könne, so entdecke mir, wenn meine Bitte nicht unbescheiden ist, die Ursache des Kummers, wovon ich dich verzehrt sehe. Vielleicht ist dein Zustand nicht so verzweifelt, als eine von Schmerz und Gram verdüsterte Fantasie ihn darstellt. Vielleicht sieht das ruhigere Auge der Freundschaft einen Ausweg, wo du selbst keinen sehen kannst.

Höre meine Geschichte, antwortete ihm der Jüngling, und urtheile dann ob ich noch etwas hoffen kann. Ich habe sie dir versprochen, ich bin sie deiner Offenherzigkeit schuldig; auch ist es, selbst für den, der das Glück seines Herzens auf ewig verloren hat, noch immer Wonne, mit einem mitfühlenden Wesen von seiner ehemahligen Glückseligkeit zu reden.

Die Natur hat mich mit einem weichen Herzen begabt, und mit einem Hang, lieber in einer Welt von schönen Ideen als in dem Gedränge der gewöhnlichen Menschen, und in dem unreinen Dunstkreis ihrer so widerlich zusammen gährenden Leidenschaften zu leben. Meine Erziehung nährte diesen Hang, wiewohl ich von edler Herkunft bin; denn ich wuchs in einer sehr einsamen Lebensart auf; und so erzeugte sich, unter andern Folgen derselben, als ich die Jahre der Mannbarkeit erreichte, eine seltsame Abneigung gegen die Weiber und Töchter der Menschen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte; desto seltsamer, weil schwerlich jemahls ein Sterblicher mit einem zärtlichern Gefühl für das Schöne, und mit mehr Empfänglichkeit für die reinste und erhabenste Art zu lieben auf die Welt gekommen ist, als ich.

In einer solchen Gemüthsstimmung fielen mir aus einer Sammlung von seltnen Handschriften, welche mein Vater (der das Haupt der Druiden dieses Landes ist) zusammen gebracht hatte, einige in die Hände, woraus ich die Einwohner der reinen Elemente kennen lernte; eine Art von Mittelwesen zwischen Geistern und Menschen, die, so bald ich durch diese Schriften mit ihnen bekannt wurde, einen ganz andern Reitz für mich hatten, als die aus gröberm Thon gebildeten rohen Einwohner von Armorika. Urtheile selbst, ob das, was ich aus diesen Quellen von der hohen Schönheit und Vollkommenheit der elementarischen Nymfen erfuhr, geschickt war, meine Abneigung gegen die Töchter meines Landes zu vermindern; und ob, nachdem ich von der Möglichkeit, zur Gemeinschaft und sogar zu den innigsten Verbindungen mit diesen herrlichen Wesen zu gelangen,

versichert war, etwas natürlicher seyn konnte, als die Entschliefsung, die ich von meinem vierzehnten Jahr an fafste, allem Umgang mit den Töchtern der Menschen zu entsagen, um durch die pünktlichste Beobachtung aller Vorschriften der Weisen mich des hohen Glückes, vielleicht dereinst von einer Sylfide oder Salamandrin geliebt zu werden, fähig und würdig zu machen.

Meine Mutter, eine Frau von grofser Schönheit und Tugend, und meine einzige Schwester, ein junges Mädchen, die ein Abdruck ihrer Mutter schien, waren ganz allein von diesem Gelübde ausgenommen: die erste, weil ich mich überredete, dafs sie selbst eines dieser höhern Wesen sey; als woran mich ihre grofsen Vorzüge vor allen Weibern, die ich je gesehen hatte, und die aufserordentliche Achtung, die ihr ein so grofser Weiser als mein Vater bezeigte, gar nicht zweifeln liefsen. Da mir die Erziehung, die ich in einem einsamen Druidenhaus erhielt, das Vergnügen sie zu sehen nur selten und auf kurze Zeit erlaubte, so befestigte sich diese Meinung um so mehr in meinem Gemüthe; und indem ich in dieser in gleichem Grade majestätischen und liebreitzenden Frau eine Sylfide sah, erhielten die Ideen, die sich in meiner Fantasie von diesen geistigen Schönheiten bildeten, mehr Bestimmtheit und Leben, und wirkten um so viel stärker auf mein Herz, als sie ohne diefs hätten thun können. Die Kenntnisse, die ich aus der Geschichte von den verderbten Sitten der Weiber in den Hauptstädten der Welt bekam, trugen nicht wenig dazu bey, meine Abneigung von den Erdetöchtern zu unterhalten. Diese wurde endlich zu einem beynahe körperlichen Ekel; so dafs es, als ich siebzehn bis achtzehn

Jahre hatte, unmöglich war, mich dahin zu bringen, nur eine Viertelstunde in einer Frauenzimmer-Gesellschaft auszudauern.

Mein Vater schien diese seltsame Wendung meiner Fantasie, (wie er es nannte) so bald er sie gewahr wurde, zu mißbilligen, und mit allerley Gründen zu bestreiten; und meine Schwester erlaubte sich bey allen Gelegenheiten über meine Unempfindlichkeit zu scherzen, und mir mit der Rache ihres Geschlechts zu drohen: aber beides wirkte keine Veränderung in meiner Denkungsart. Von meinem Vater glaubte ich, daſs er mich bloſs auf die Probe stellen wolle; und meine Schwester, wiewohl ich sie zärtlich liebte, vermochte wenig über mich, weil sie durch ihre Verbindungen mit verschiedenen Erdetöchtern alles Recht an mein engeres Vertrauen verwirkt hatte.

Es sind nun ungefähr acht oder neun Wochen, als mich auf einem der einsamen Spaziergänge, die ich zuweilen in diesen Gegenden mache, eine nahe bey mir im Gebüsch auffliegende Taube von ungewöhnlicher Schönheit verleitete, ihr nachzugehen, indem sie so zahm schien, so niedrige und kurze Sätze machte, und sich so oft wieder ganz nahe vor mir niederließs, daſs ich hoffte, sie würde sich von mir fangen lassen. Sie schien sich eine Lust daraus zu machen, mich in einem Umfang von zwey bis drey tausend Schritten im Kreise herum zu führen, bis ich sie endlich, da die Nacht herein brach, ganz aus den Augen verlor.

Ich befand mich in einer so wilden Einöde, daſs ich, ungeachtet sie nicht sehr weit von dem Schlosse des Druiden, meines Vaters, entfernt seyn konnte, mich nicht erinnerte, jemahls so tief in den Wald eingedrungen zu seyn. Es war schon zu dunkel, um mich wieder heraus zu finden, und ich sah mich

bloſs nach irgend einem Obdach oder einer Höhle um, wo ich die Nacht, die um diese Zeit sehr kurz war, zubringen könnte; als ich auf einmahl dem Eingang dieses nehmlichen Thurmes, worin wir uns jetzt befinden, gegenüber stand. Ich glaubte einen hellen Schein in dem mittlern Theile des Thurmes zu sehen; und wiewohl die öde Stille, die in und um denselben herrschte, mir einiges Grauen erweckte, so gewann doch die Neugier die Oberhand. Ich ging hinein; eine über dem Eingang der Treppe hangende Lampe wies mir den Weg; ich stieg hinauf, und kam endlich in dieses Gemach, welches ich von einer Art von Morgenröthe beleuchtet fand, ohne zu sehen, wodurch dieser Glanz hervorgebracht wurde. In der That hatte ich keine Zeit mich darnach umzusehen; denn eine junge Dame, die auf diesem Ruhebette schlummerte, fesselte meinen Blick beym ersten Eintritt. Ein langes feuerfarbnes Gewand von dünner Seide hüllte sie bis zu den Füſsen ein. Es war nach Griechischer Weise gefaltet, und mit einem schimmernden Gürtel unter dem Busen zusammen gehalten, dessen Schönheit ein purpurfarbner Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, mehr errathen als sehen lieſs. —

Eine der vermummten Personen im Vorsahl flüsterte bey diesen Worten der andern zu: Nun ists hohe Zeit unsers Weges zu gehen. — Hiermit stand sie leise auf, schlich sich mit einer kleinen Flasche, die sie unter ihrem Mantel hervor zog, in den obern Theil des Thurmes, kam aber bald wieder zurück, und stahl sich mit der andern vermummten Person eben so unvermerkt wieder weg als sie gekommen waren.

Ein Grieche (fuhr der Jüngling vom Thurme fort) würde geglaubt haben in das Schlafgemach der A u r o r a gekommen

zu seyn: in mir liefs das was ich sah und fühlte keinen andern Gedanken entstehen, als dafs ich eine dieser himmlischen Nymfen vor mir sähe, deren blofse Idee seit mehrern Jahren hinlänglich gewesen war, jedem Eindruck, welchen irdische Schönheiten auf meine Sinne hätten machen können, das Gegengewicht zu halten. Die unbeschreiblichen Empfindungen, die ihr Anblick mir einflöfste, erhöhten diesen Gedanken gar bald zur Gewifsheit. Es war ein süfs verwirrtes Gemisch von ganz neuen, nie gefühlten Regungen, ein blitzschnelles Abwechseln von Gluth und Frost, von Grauen und Entzücken, wofür die menschliche Natur keine Bilder und die Sprache keine Worte hat. Es würde also vergebens seyn, lieber Osmandyas, wenn ich versuchen wollte dir zu beschreiben,. —

„Und unnöthig dazu, fiel ihm Osmandyas ein; denn was du fühltest, kann nicht aufserordentlicher, nicht reiner noch stärker gewesen seyn, als was ich beym ersten Anblick meiner bezaubernden Bildsäule empfand.“

Der Jüngling vom Thurme war im Begriff etwas hierauf zu sagen, als eine plötzliche Besinnung es auf seinen Lippen zurück hielt. — Du hast Recht, fuhr er nach einer kleinen Pause fort; solche Erfahrungen lassen sich weder beschreiben noch vergleichen. Wer sie beschreiben will, setzt seinen Zuhörer in den Fall, entweder gar nichts zu denken, oder das, was er selbst in dieser Art erfahren hat, zum Bild und Mafse dessen, was der andere erfuhr, zu machen. Du müfstest nicht nur an meinem Platze, du müfstest ich selbst gewesen seyn, um die unbeschreibliche Leidenschaft zu begreifen, die diese göttliche Schöne, sogar in ihrem Schlummer, und in

einer Verhüllung, die den gröſsten Theil ihrer Reitzungen verbarg, in mir zu erschaffen fähig war.

Osmandyas, der (mit aller seiner Schwärmerey für eine Bildsäule) mehr Filosof war als man ihm zutrauen sollte, lächelte dem Jüngling vom Thurme stillen Beyfall zu, und dieser fuhr in seiner Erzählung folgender Maſsen fort.

Es giebt Gefühle, die so rein und einfach sind und die Seele so ganz erfüllen, daſs sie allen Begriff von Zeit ausschlieſsen. Dasjenige, in welches die meinige zerfloſs, indem ich, allmählich kühner, mit leisem Tritt und zurück gehaltnem Athem der schlummernden Göttin mich näherte und in wonnevollem Anschauen unbeweglich vor ihr stand, war ohne Zweifel von dieser Art: denn ich kann nicht sagen, ob ich eine oder zwey Stunden oder noch länger in dieser Entzückung verharrte; aber als die himmlische Erscheinung wieder verschwunden war, schien es mir nur ein Augenblick gewesen zu seyn.

Armer Freund! rief Osmandyas: so war es nur ein Traum?

Du irrest weit, mein Lieber, antwortete der andere; aber sie erwachte, richtete sich auf, betrachtete mich einige Augenblicke mit Verwunderung, und, indem sie mit der linken Hand eine Bewegung machte, die zu schnell war als daſs ich sie deutlich hätte sehen können, schwand sie aus meinen Augen. Ich stand von der dichtesten Finsterniſs umgeben, und würde vor Schrecken zu Boden gesunken seyn, wenn ich nicht, eben da ich die Besinnung zu verlieren anfing, von unsichtbaren Armen aufgehalten worden wäre. Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich auf eben dem Ruhebette, wo ich die Dame liegen

gesehen hatte; der anbrechende Tag warf eine schwache Helle durch das gefärbte Glasfenster; ich sah mich voll Erstaunen um, und erkannte den Ort; aber von ihr war keine Spur mehr übrig, als ihr Bild das ich in meiner Seele fand, und das neue Wesen das sie mir gegeben hatte.

Ich verliefs den Thurm, und kehrte nach Hause, wo mein Aufsenbleiben einige Unruhe verursacht hatte. Ich erzählte, wie ich mich verspätet, und endlich von ungefähr einen Thurm im Walde gefunden, wo ich die Nacht wenigstens bequemer als im Walde zugebracht hätte: aber von dem, was mir darin begegnet war, liefs ich mir nichts merken. Niemand wufste etwas von einem solchen Thurme; aber jedermann wollte eine seltsame Veränderung in meinem Gesichte wahrnehmen, und beunruhigte mich mit der Vermuthung, dafs mir etwas aufserordentliches zugestofsen seyn müsse.

Ich machte mich los so gut ich konnte, und brachte den Tag in Betrachtungen über mein wundervolles Abenteuer zu. Die Meinung, worin man war, dafs ich die vergangene Nacht schlecht geruhet hätte, gab mir einen Vorwand, mich früher als gewöhnlich schlafen zu legen. Ich fand Mittel mich heimlich davon zu machen, eilte dem Walde zu, und suchte, so gut es in der Dämmerung möglich war, den Weg, der mich gestern zum Thurme geführt hatte: aber, da die Dunkelheit immer zunahm, würde mirs schwerlich gelungen seyn ihn zu finden, wenn ich nicht ein paar hundert Schritte vor mir ein Licht wahrgenommen hätte, dem ich zu folgen beschlofs. Es bewegte sich immer vor mir her, und brachte mich auf einem viel kürzern Weg so nahe an meinen Thurm, dafs ich ihn, wiewohl das Licht verschwand, um so weniger verfehlen

konnte, weil der Mond inzwischen aufgegangen war, und durch eine Öffnung im Gebüsch einen hellen Glanz auf einen Theil der Ruinen warf, woraus der Thurm hervorragte.

Stelle dir vor, wie mir ward, als ich, in einer Entfernung von zwanzig bis dreyſsig Schritten, auf einem Stück einer umgestürzten Säule die nehmliche Dame sitzen fand, die ich in der vorigen Nacht auf dem Ruhebette gesehen hatte. Ihr Anzug war eben derselbe, auſser daſs ihr zurück geschlagener Schleier, wiewohl ich noch zu fern war ihre Gesichtszüge deutlich zu erkennen, mir den schönsten Kopf zeigte, den ich jemahls gesehen zu haben glaubte. Sie saſs auf ihren linken Arm gestützt, und sah nach dem Mond, als ob sie das Bild eines Geliebten darin suche. Der unwiderstehliche Reitz, den ihr diese Stellung gab, würde mich in fliegender Eile zu ihren Füſsen hingeworfen haben, wenn nicht zu gleicher Zeit die Majestät ihrer Gestalt, nebst dem Gedanken an das was sie war, mich zurück geschreckt und in ehrfurchtsvoller Entfernung gehalten hätte.

So bald sie mich gewahr wurde, hüllte sie sich ein, und stand auf, mir entgegen zu gehen. — Suchest du hier jemand, Klodion? fragte sie mit einer Stimme, die in meiner Seele wiederklang. — Wen könnte ich hier suchen als dich selbst? antwortete ich. — Ist dieſs Schmeicheley oder Empfindung deines Herzens? erwiederte sie lächelnd. — Ein Blick in meine Seele, versetzte ich, würde dir diese Frage am besten beantworten; denn seit dem gestrigen Abend, der mir die Wonne dich zu sehen verschaffte, hat dein Bild alle Spuren anderer Eindrücke in ihr ausgelöscht. — Das ist viel, sprach sie, für eine Bekanntschaft, die wenigstens von deiner

Seite noch so jung und unvollständig ist. Denn, was mich betrifft, so muſs ich gestehen, der Zufall war mir günstiger als dir: ich kenne dich schon lange; und wenn du dich mit meinen Augen sehen könntest, so würdest du in dieser Versicherung die Antwort auf die deinige finden.

Ich warf mich zu ihren Füſsen, und küſste ihre dargebotne wunderschöne Hand in einem Taumel von Liebe und Entzücken. Was ich ihr in diesem Zustande sagte, weiſs ich selbst nicht: aber sie fand für gut, mich baldmöglichst wieder zu mir selbst zu bringen. Sie hieſs mich aufstehen, und führte mich, weil die Nacht ungewöhnlich schön und warm war, in die Gegend hinter den Ruinen, die, bey aller ihrer Anmuth und scheinbaren Freyheit der Natur, zu viel Geschmack und Harmonie in den mannigfaltigen Theilen, woraus sie zusammen gesetzt war, verrieth, um die verschönernde Hand der Kunst verbergen zu können. Wir irrten durch Lustgänge von wohlriechenden Gebüschen, die uns bald zu groſsen mit Blumenrändern eingefaſsten Rasenplätzen, bald auf einem sanft steigenden Pfade zu hohen mit Bäumen und Strauchwerk bewachsenen Felsenwänden führten, wo wir uns unvermerkt eingeschlossen fanden, bald in kleine Thäler, wo murmelnde Quellen sich zwischen zerstreuten Bäumen und leichten Gebüschen schlängelten, und zuletzt in einen Kanal zusammen flossen, welcher dem Ganzen die Gestalt einer Halbinsel gab, die mit allen ihren abwechselnden Schönheiten, in der magischen Beleuchtung des Mondscheins, bey der heitersten Luft und am Arme der Göttin meines Herzens, so sonderbare Eindrücke auf meine Sinne machte, daſs ich mich in eine Gegend des Feenlandes versetzt glaubte: ein Gedanke, der in dieser

Lage um so natürlicher war, weil ich mir nicht erklären konnte, wie ein so reitzender Ort, der so nahe an dem Schlosse meines Vaters zu liegen schien, mir bis zu dieser Stunde hätte verborgen bleiben können.

Meine schöne Unbekannte unterhielt mich, indessen wir in diesen Zaubergärten bald umher irrten, bald auf eine Moosbank oder unter eine lieblich dämmernde Laube uns setzten, mit tausend angenehmen Dingen, auf eine Art, die mir von der Schönheit ihres Geistes und von dem Umfang ihrer Kenntnisse die gröſste Meinung gab, und mit einer so einnehmenden Offenheit und Vertraulichkeit, als ob wir uns immer gekannt hätten. Endlich kamen wir mittelst einer über den Kanal geworfenen Brücke in den Wald zurück, und auf einmahl fand ich mich wieder den Trümmern und dem Thurm gegenüber, wo ich sie angetroffen hatte. Die Morgenröthe war nun im Anbruch. Wir müssen uns trennen, sagte die Unbekannte; aber, wenn dir meine Gesellschaft angenehm gewesen ist, so steht es bey dir, mich so oft du willst um die nehmliche Stunde wie heute in diesem Thurme zu finden. Und hiermit führte sie mich von einer andern Seite an den Eingang eines durch den Wald gehauenen Weges, der durch einige Krümmungen mich in weniger als einer Viertelstunde nach meiner Wohnung zurück brachte. Sie begleitete mich eine Zeit lang, und verschwand so unvermerkt, daſs ich einige Schritte fortging, eh' ich gewahr wurde daſs sie mich verlassen hatte.

Ich brauche dir nicht zu sagen, lieber Osmandyas, ob ich von der Erlaubniſs, die mir meine wundervolle Unbekannte gab, Gebrauch machte. Glücklicher Weise schien weder mein Vater noch sonst jemand von unserm Hause auf mein Thun

und Lassen Acht zu haben. Ich schützte bald Spaziergänge, bald die Jagd, bald Besuche in der Nachbarschaft vor, um mein nächtliches Aufsenbleiben zu beschönigen; und man beruhigte sich damit, ohne genauer nachzufragen, oder sich darüber zu wundern, dafs ich gewöhnlich die erste Hälfte des Tages verschlief, und alle Nächte abwesend war.

Auf diese Weise brachte ich etliche Wochen lang in dem geheimen Umgang mit meiner Unbekannten wahre Götternächte zu. Ich durfte ihr alles sagen was ich für sie empfand; sie liefs mich hinwieder in ihrer Seele lesen: und wiewohl meine Ehrfurcht und ihre majestätische Sittsamkeit meine Begierden in so engen Schranken hielten, dafs eine Vestalin über das was sie mir bewilligte nicht hätte erröthen dürfen; so wufste sie doch den kleinsten Gunstbezeigungen so viel Werth und Bedeutung zu geben, und war so unerschöpflich an Unterhaltung, Witz und guter Laune, dafs ich mich für den glücklichsten aller Sterblichen hielt.

Sie entdeckte mir in diesen Stunden der zärtlichen Vertraulichkeit, dafs sie von dem ersten Augenblicke, da sie mich gesehen, beschlossen habe, mich zum Meister ihres Herzens und ihrer Person zu machen, wofern sie mich dessen bey näherer Erforschung meines Karakters würdig fände. Sie gestand, dafs meine Abneigung von den Erdetöchtern und meine Parteylichkeit für die elementarischen Schönen mir kein kleines Verdienst in ihren Augen gegeben habe: indessen beharrte sie doch darauf, mir aus ihrem Nahmen und Stande ein Geheimnifs zu machen, bis sie genugsame Ursache hätte, von der Aufrichtigkeit und Beständigkeit meiner Liebe eine bessere Meinung zu fassen, als die Liebe der Männer gewöhnlich verdiene.

Da ich sie wirklich über alles liebte, so war es mir leicht, mich zu jeder Probe zu erbieten, auf welche sie meine Treue stellen wollte: aber so groſs war meine Ehrerbietung für sie, und meine Furcht durch allzu feurige Begierden die zarte Empfindlichkeit eines Wesens ihrer Gattung zu erschrecken, daſs ich es nicht wagte, sie um Abkürzung einer Probezeit, die mir eben so unnöthig als beschwerlieh vorkam, zu bitten. Sogar des verhaſsten Schleiers, der mir noch immer mehr als die Hälfte ihres Gesichtes verbarg, wurde nur mit groſser Behutsamkeit erwähnt. Denn da sie sich über die Proben, auf welche sie meine Zärtlichkeit stellen wollte, nicht deutlich erklärte: wer sagte mir, ob nicht gerade dieſs eine Probe war, woraus sie sehen wollte, wie weit ich meine Gefälligkeit gegen ihre kleinen Grillen oder Eigenheiten zu treiben fähig wäre?

Es waren nun ungefähr vier bis fünf Wochen verflossen, seitdem meine Liebe zu der schönen Unbekannten, wiewohl beynahe bloſs mit geistiger Speise genährt, täglich zugenommen und endlich die ganze Stärke der feurigsten Leidenschaft gewonnen hatte; als ich sie einsmahls, gegen ihre bisherige Gewohnheit, weder unter den Trümmern, noch in irgend einer Laube oder einem kleinen Tempel des Zaubergartens, sondern im Thurm auf dem nehmlichen Ruhebette fand, wo ich sie zum ersten Mahl gesehen hatte. Ein kleiner Regen, der diesen Abend gefallen war, hatte sie (wie sie sagte) befürchten lassen, daſs mir die Luft im Freyen nachtheilig seyn könnte; und sie schien übrigens hier eben so wenig von meiner Leidenschaft zu besorgen, als an den Orten, wo wir bisher alle Nächte einige Stunden beysammen gewesen waren.

Mein ehrerbietiges Betragen rechtfertigte ihr Vertrauen: indeſs wurde doch unsere Unterredung unvermerkt zärtlicher als sie jemahls gewesen war. Sie selbst schien es mir mehr als gewöhnlich zu seyn; ihr Ton war die Stimme der Liebe, und das schöne Feuer ihrer Augen blitzte durch den doppelten Schleier, der von ihrer Stirne auf ihren Busen herab hing. Ich sprach mit Entzücken von der Wonne der Liebe und von den Hoffnungen, zu welchen sie mich aufgemuntert hatte; und zum ersten Mahl wagte ichs, ihr in den zärtlichsten Ausdrücken eine Ungeduld zu zeigen, von welcher sie nicht beleidigt zu werden schien. Nur noch sieben Tage, sagte sie — Sieben Jahrhunderte! rief ich, indem ich zu ihren Füſsen fiel.

Sie lieſs sich endlich erbitten, die sieben Tage auf drey zu vermindern. Schenke, sagte sie mit einem gerührten bittenden Tone, noch diese drey Tage meiner Furcht einen Unbeständigen glücklich zu machen. Du selbst, fuhr sie fort, wende diese Zeit dazu an, dein Herz zu prüfen, ob du einer so reinen, so getreuen, so standhaften Liebe fähig bist, als die Wesen meiner Gattung von ihren Liebhabern fordern. Denke nicht, daſs diese Prüfung überflüssig sey, und rechne nicht auf die Zärtlichkeit meines Herzens, wenn du jemahls fähig wärest mir ungetreu zu werden. Sie würde mir zwar keine grausame Rache erlauben; aber niemahls würdest du mich wieder sehen. Ich athme nur für dich; aber ich verlange dagegen, daſs dein Herz mir ganz und allein angehöre. Glaubst du, daſs mein Besitz eines solchen Opfers werth sey, und findest du dich fähig in jeder Probe rühmlich zu bestehen: so komm in der dritten Nacht nach dieser wieder hierher, und laſs uns die

Schwüre einer ewigen Treue gegen einander auswechseln. Aber heute verlaſs mich, Klodion!

Verlang es nicht, angebetete Beherrscherin meines Herzens, rief ich indem ich ihre Knie mit der feurigsten Inbrunst umarmte; laſs mich hier zu deinen Füſsen —

In diesem Augenblick erstarb die zauberische Morgenröthe, die das Zimmer erfüllt hatte, in pechschwarze Finsterniſs, und die schöne Unbekannte war meinen Armen entschlüpft. Vergebens flehte ich ihr wieder sichtbar zu werden, vergebens tappte ich überall nach ihr herum: sie war verschwunden, und ich muſste mich, wie grausam ich auch diese Prüfung fand, mit der Hoffnung beruhigen, daſs ich in drey Tagen die reichste und vollkommenste Vergütung für den Schmerz, den sie mir verursachte, erhalten würde.

Die Zwischenzeit zwischen dieser und der dritten Nacht war eine Kluft in meinem Leben. Ich existierte bloſs als eine Uhr, welche Stunden, Minuten und Sekunden zählte. Unter lauter Zählen kam endlich doch der sehnlich erwartete Abend, und ich eilte früher als gewöhnlich dem Walde zu. Aber, wie es auch zugegangen seyn mag, ich konnte den Weg, den mich die Unbekannte gelehrt hatte, nicht wieder finden, wie hartnäckig ich ihn suchte. Endlich verirrte ich mich in dem Walde, gerieth auf unbekannte Wege, kam wieder zurück um andere zu suchen, und wurde endlich von der Nacht überfallen, ohne den Thurm, das Ziel meiner ungeduldigsten Wünsche, erreicht zu haben.

Zuletzt erblickte ich ein Licht, und ich ging ihm nach, in der festen Hoffnung, daſs es mich wieder auf den rechten Weg bringen werde. Nachdem es mich ziemlich lange wie in

einem Labyrinth herum geführt hatte, fand ich mich, so viel ich im Dunkeln erkennen konnte, unter dem Portal eines prächtigen Palasts.

Ein wohl gekleideter Diener mit einer Fackel in der Hand kam heraus, betrachtete mich, und fragte mit Ehrerbietung: Edler Herr, ist euer Nahme Klodion? — Ich war nicht gewohnt meinen Nahmen zu verläugnen, wie auffallend mir auch die Frage vorkam; aber kaum hatte ich mit Ja geantwortet, so wandte sich der Diener, und flog mit einem Ausruf der lebhaftesten Freude in den Palast zurück.

In wenigen Augenblicken öffneten sich beide Flügel der Pforte; sechs schöne prächtig gekleidete Jungfrauen, denen sechs Sklaven eben so viele Wachsfackeln vortrugen, kamen heraus, hießsen mich willkommen, und ergriffen ehrerbietig meine Hände, um mich in den Palast hinein zu führen. Ich bat sie um Entschuldigung, sagte ihnen, ich wäre irre gegangen, wäre ganz und gar nicht an dem Orte wo ich erwartet würde, und könnte mich hier keinen Augenblick verweilen. Verzeihet uns, edler Herr, versetzte eine der Jungfrauen; ihr seyd, zu unser aller Freude, an dem Orte, wo ihr schon lange mit Schmerzen erwartet werdet!

Dieß ist unmöglich, sagte ich; ihr spottet meiner, und ich habe keine Zeit mich aufhalten zu lassen. Mit diesem wollte ich mich eilends davon machen: aber die Sklaven versperrten mir mit ihren Fackeln den Weg, die Jungfrauen warfen sich vor mir auf die Erde, und die älteste unter ihnen, welche schon gesprochen hatte, beschwor mich bey dem Leben meiner Dame, sie nur einen Augenblick anzuhören. Was wir von euch bitten, großmüthiger Ritter, sagte sie, ist etwas das

ihr allein vermöget; es wird euch keine Viertelstunde aufhalten, und es ist, was kein Mann eures Standes und Ansehens dem Flehen so vieler Unglücklichen versagen kann. Gewähret uns unsre Bitte, und niemand in diesem Palaste soll sich unterstehen, euch einen Augenblick länger als ihr wollet aufzuhalten. Die übrigen fünf Jungfrauen vereinigten sich mit der ersten, mich mit thränenden Augen zu beschwören, daſs ich mich erbitten lassen möchte; und da ich keine Möglichkeit sah, ihnen ihre Bitte unter solchen Umständen abzuschlagen, und längeres Weigern nur so viel verlorne Zeit mehr gewesen wäre, so folgte ich ihnen, aber so miſsmuthig daſs ich kaum höflich seyn konnte, in das Innere des Palastes.

Sie führten mich durch eine lange stark erleuchtete Gallerie, und durch verschiedene Zimmer, wovon das letzte nur von einer einzigen Lampe schwach erhellt war. Eine groſse Pforte in der Mitte desselben führte in ein anderes, und zu beiden Seiten der Pforte standen zwey Riesen mit ungeheuern Streitkolben, um den Eingang zu bewachen. Ich blieb stehen und sah die Jungfrau, die meine Führerin war, an, denn ich war unbewaffnet: aber in diesem Augenblicke fuhr ein feuriger Drache, mit einem funkelnden Schwert im Munde, aus der Decke vor mir herab; die Jungfrau bat mich, dieses mir zugedachte Schwert von ihm anzunehmen und meinen Weg zu verfolgen. Ich gehorchte ihr; der Drache verschwand; und so wie ich, das Schwert um meinen Kopf schwingend, der Pforte nahte, fielen die Riesen zu Boden.

Ich trat in einen schwarz ausgeschlagnen Sahl, in dessen Mitte sich aus einer hohen und von einer Menge Pechpfannen erleuchteten Kuppel ein bleicher Lichtstrom herab stürzte,

der die furchtbare Dunkelheit der Wände nur desto auffallender machte. Unter der Kuppel stand auf einer drey Stufen hohen Estrade ein groſser mit schwarzem Sammet beschlagener Sarg. Sechs Mohren, mit runden Schürzen von Goldstoff um die Hüften, mit feuerfarbnen Federbüschen auf dem Kopfe und mit bloſsen Säbeln in der Faust, umringten den Sarg in drohender Stellung: aber kaum blitzte das wundervolle Schwert in meiner Hand in ihre Augen, so sanken sie zu Boden und verschwanden. Zwey von den Jungfrauen, die mich hierher begleitet hatten, stiegen hinauf, und hoben den Deckel des Sarges ab. Diejenige, die bisher das Wort geführt hatte, winkte mir herauf.

Ich stieg hinauf, und erblickte in dem dumpfen Lichte, das aus der Kuppel auf den Sarg herab fiel, eine darin liegende Dame von ausnehmender Schönheit, mit einem Pfeile, der bis zur Hälfte des Schaftes in ihrer linken Brust steckte.

Indem ich mit Entsetzen von diesem Anblick zurück fuhr, sprach die Jungfrau zu mir: Ihr sehet hier den mitleidenswürdigen Gegenstand, dessen Befreyung euch das Schicksal aufbehalten hat. Diese junge Dame, unsre Gebieterin, hatte das Unglück, einem Genius von groſser Macht, wider ihren Willen, die heftigste und hartnäckigste Leidenschaft einzuflösen. Ihr Abscheu vor ihm war so groſs als seine Liebe; denn er ist das häſslichste aller Wesen, wie sie das liebenswürdigste ist. Nachdem er sie lange vergebens mit seinen verhaſsten Anmaſsungen gequält, und nie etwas andres als die entschlossensten Erklärungen ihres unüberwindlichen Widerwillens von ihr hatte erhalten können, verwandelte sich endlich seine Liebe in Wuth. Er brachte sie mit Gewalt in diesen Sahl, legte

sie in diesen Sarg, und stieſs ihr mit eigner Hand diesen Pfeil in die Brust. Seit mehr als einem Jahre kommt er alle Morgen und zieht den Pfeil aus ihrem Busen. Sogleich ist die Wunde geheilt, die Dame kommt wieder zu sich selbst, und er verfolgt sie aufs neue den ganzen Tag mit seiner verabscheuten Leidenschaft. Aber da sie unbeweglich auf ihrer Weigerung beharret, so stöſst er ihr alle Abend den Pfeil wieder in die Brust, legt sie in den Sarg, und entfernt sich, indem er, bey den Anstalten die er zu ihrer Verwahrung getroffen hat, sicher ist sie des Morgens wieder zu finden. Denn, auſser den Riesen und Mohren, die zu ihrer Bewachung bestellt sind, hat er einen Talisman über die Pforte dieses Palastes gesetzt, der ihn unsichtbar macht; und als ob es daran noch nicht genug wäre, versetzt er uns und den ganzen Palast durch die Geister, die ihm unterthan sind, alle Tage an einen andern Ort. Gleichwohl hat er mit allen diesen Vorkehrungen nicht verhindern können, daſs es nur von euch abhängt, dem schrecklichen Schicksal unsrer geliebten Gebieterin ein Ende zu machen. Ein berühmtes Orakel, welches ich deſswegen um Rath fragte, gab mir zur Antwort: dieses Abenteuer könne von niemand als von einem jungen Gallischen Ritter, Nahmens Klodion, zu Stande gebracht werden, der sich zur bestimmten Zeit einfinden und unter dem Schutz einer höhern Macht die Bezauberungen unsers Tyrannen zerstören würde. Nach langem Warten sind wir endlich so glücklich gewesen euch zu finden, edler Ritter, und es ist kein Zweifel, daſs ihr der Befreyer seyd, den uns das Orakel versprochen hat. Der Umstand, daſs euch allein dieser Palast nicht unsichtbar war; das bezauberte Schwert, das euch auf

eine so wunderbare Art zugeschickt wurde; die Gewalt, die es euch über die Sklaven unsers Feindes gab: alles versichert uns eines glücklichen Ausgangs. Vollendet nun das Werk des Schicksals, wohlthätiger Ritter! Keine Macht in der Welt, auſser dem Genius und euch selbst, vermöchte diesen Pfeil aus der Brust unsrer unglücklichen Gebieterin zu ziehen. Versuchet es! Wenn es euch gelingt, so hat der verhaſste Tyrann alle seine Gewalt über die schöne Pasidora verloren, und ihre unbegrenzte Dankbarkeit wird die Belohnung eurer Groſsmuth seyn.

Ich versicherte die Jungfrau, wenn das Verdienst, das ich mir um ihre Gebieterin machen sollte, auch zehnmahl gröſser wäre, so verlangte ich keine andere Belohnung, als daſs ich nicht einen Augenblick länger abgehalten würde mich aus diesem Palaste zu entfernen. Die Jungfrau, ohne mir hierauf zu antworten, bat mich, zu bedenken, daſs ihre Dame, so lange der bezauberte Pfeil in ihrem Herzen stecke, noch immer in der Gewalt ihres Verfolgers sey, welcher alle Augenblicke kommen könne, sie, wenn ich länger zögerte, meinen Augen zu entrücken und vielleicht an einen Ort zu verbergen, wo es mir unendlich schwerer seyn würde, das mir vom Schicksal aufgetragene Werk zu Stande zu bringen.

Ich näherte mich also der jungen Dame, deren Schönheit mir so blendend vorkam, daſs ich mir nicht getraute sie recht zu betrachten. Schaudernd faſste ich den Pfeil, und, indem ich ihn mit einiger Mühe heraus zog, verschwand auf einmahl der Glanz, der die Mitte des Sahles bisher erleuchtet hatte. Ein lauter Donnerschlag erschütterte den ganzen Palast, und ich befand mich einige Augenblicke in einen dichten schwef-

lichten Nebel eingehüllt. Aber, als er sich verlor, wie groſs war mein Erstaunen, mich in einem von allen Seiten schimmernden und von einer Menge krystallner Kronleuchter erhellten Sahle zu finden, und den Sarg, worin die junge Dame gelegen hatte, in einen prachtvollen Thron verwandelt zu sehen, auf welchem ich sie in der Stellung einer Person erblickte, die nur eben aus einer langen Ohnmacht wieder ins Leben zurück gekommen ist. Ihr Gesicht lag auf dem Busen einer der Jungfrauen, während die andern, um sie her kniend, ihre Freude über die Befreyung ihrer Gebieterin zu bezeigen schienen. Sie stand auf um sich wegzubegeben; und indem sie, an zwey Jungfrauen gelehnt, langsam bey mir vorbey ging, warf sie einen Blick voll zärtlicher Dankbarkeit auf mich, der mir in die Seele drang. Meine Augen folgten ihr unfreywillig, bis ich sie aus dem Gesichte verlor.

Verwirrt von so unerwarteten und seltsamen Begebenheiten stand ich und fragte mich selbst, warum ich länger hier verweile? als eine der Jungfrauen zurück kam, und mich im Nahmen ihrer Gebieterin ersuchte, den Palast nicht zu verlassen, bis sie mir für den wichtigen Dienst, den ich ihr erwiesen, gedankt haben würde. Da sie sich in dem Aufzuge, worin sie im Sarge lag, mit Anständigkeit nicht wohl vor euch sehen lassen kann, fuhr sie fort, so seyd so gütig nur so lange zu verziehen, bis sie sich umgekleidet hat. Es wird nicht lange währen.

Wie peinlich mir auch dieser neue Aufschub war, so hielt ich es doch für unmöglich, ohne Beleidigung aller Gesetze der Höflichkeit mich dessen zu weigern. Ich lieſs mich also von der Jungfrau in ein Zimmer führen, wo sie mich ersuchte einen Augenblick auszuruhen, und mich einiger Erfrischungen

zu bedienen, womit ich einen Tisch von Ebenholz auf Silberfüſsen, der neben einem Lehnstuhl stand, reichlich versehen fand. In der That hatte mich das lange Herumirren im Walde, und der Verdruſs über die abenteuerlichen Hindernisse, die mir so sehr zur Unzeit aufstoſsen muſsten, so abgemattet, daſs einige Minuten Ruhe und etwas Erfrischung mir sehr gelegen kamen. Indessen fand ich doch die Zeit, die ich hier mit Warten verlieren muſste, unendlich lang. Die Jungfrau, welche sich entfernt hatte, um mich wieder abzuhohlen wenn ihre Dame bereit seyn würde meinen Besuch anzunehmen, zögerte, und eine Viertelstunde verging nach der andern ehe sie wieder kam.

Unglücklicher Weise brach indessen der Tag an, und ich sah mit einem unbeschreiblichen Schmerz, daſs die Zeit, in welcher ich mich in dem Thurme hätte einfinden sollen, verstrichen war. Ich hätte bey dem Gedanken, von meiner Unbekannten vergebens erwartet worden zu seyn, von Sinnen kommen mögen. Was muſste sie von mir denken? Welches Hinderniſs konnte groſs genug seyn, mein Auſsenbleiben zu entschuldigen? Und wie konnt' ich, da sie Ursache hatte sich so unbegreiflich von mir beleidigt zu glauben, jemahls Vergebung von ihr zu erhalten hoffen?

In diesen niederschlagenden Betrachtungen fand mich die Jungfrau, da sie mich zu ihrer Gebieterin abhohlte. Ich folgte ihr mit einer Unruhe und mit einem Ausdruck von Verdruſs und Traurigkeit in meinem Gesichte, der ihr aufzufallen schien: aber — kann ich es dir gestehen, Osmandyas, ohne von dir eben so sehr verachtet zu werden wie ich mich selbst verachte? — beym ersten Blicke, den die allzu reitzende Pasidora

auf mich heftete, verschwand, wie durch Bezauberung, aller Unmuth aus meiner Seele; und, was auch die Folgen des Dienstes seyn möchten, den ich (wiewohl als bloſses Werkzeug einer höhern Macht) einer so liebenswürdigen Person geleistet hatte, so konnte ich michs unmöglich reuen lassen, ihrer Rettung mein Glück aufgeopfert zu haben. Meine Unbekannte selbst, dachte ich wie ein Thor, würde mein Auſsenbleiben billigen, wenn sie die Ursache desselben sehen würde.

Ich fand die schöne Pasidora auf einem Kanapee sitzen, der die Bequemlichkeiten eines Ruhebettes hatte; wie es sich für eine Person zu schicken schien, auf deren lieblichem Gesichte noch einige Blässe und etwas schmachtendes, als Spuren dessen was sie so lange gelitten hatte, zurück geblieben war. Sie bat mich neben ihr Platz zu nehmen, und dankte mir mit einem gefühlvollen Tone für das was ich für sie gethan hatte. Der Klang ihrer Stimme rührte mich sonderbar. Es war nicht die Stimme meiner Unbekannten; aber sie hatte etwas so ähnliches mit ihr, daſs mein Herz um so viel mehr zu ihrem Vortheil eingenommen wurde. Sie sprach wenig; aber ihre schönen Augen sprachen desto mehr. Ihre Blicke waren eben so viele Pfeile der Liebe, die gerade ins Herz trafen, aber zu süſse Wunden machten, als daſs man daran denken konnte sich ihnen zu entziehen. Jeder Theil ihres schönen Gesichtes war dieser zaubervollen Augen würdig, und alles zusammen machte ein Ganzes aus, das an Feinheit und Harmonie der Züge, an Vollkommenheit der Formen und Reinheit der Farbe, alles unendlich übertraf, was ich je gesehen hatte. Denke dir noch hinzu, was die Seele der Schönheit ist, den Ausdruck der zartesten Empfindlichkeit, und ein

gewisses verborgenes Lächeln, das ihren Mund und ihre Wangen umfloſs und alle Augenblicke neue Reitze entstehen machte, die eben so schnell wieder verschwanden um andern Platz zu machen: und sage, ob es möglich war —

Armer Klodion, fiel ihm der schöne Fremde ins Wort, wo blieb das Bild deiner liebenswürdigen Unbekannten, daſs du fähig seyn konntest, ein Gesicht, das nicht das ihrige war, so genau und so unbehutsam anzusehen?

Du wirst mich noch mehr bedauern, vielleicht auch entschuldigen, wenn du alles gehört haben wirst, fuhr der Sohn des Druiden fort. So schwer es war, die Augen von einem so liebreitzenden Gesichte zu verwenden, so fehlte es doch nicht an Versuchungen dazu. Die schöne Pasidora hatte auf ihrem weichen Polstersitz eine halb liegende Stellung genommen, welche mit allem möglichen Anstand die Reitzungen ihrer ganzen Person in das vortheilhafteste Helldunkel setzte, das der schlaueste Mahler zu einem Bilde von groſser Wirkung wählen könnte. Ihr Anzug war ein zauberisches Mittelding von Pracht, Geschmack und Simplicität. Ein leichter Schleier von durchsichtiger weiſser Seide vertrat die Stelle des Kopfputzes, bloſs um den Glanz ihrer Augen zu mildern, und ihrem Gesicht einen Schein von reitzender Mattigkeit zu geben. Eine sechsfache Schnur von groſsen Perlen schmückte ihre rundlichen Arme, als wär' es bloſs um die Weiſse derselben noch auffallender zu machen. Ihre pechschwarzen Haare, gleichfalls mit Perlenschnuren durchwunden, fielen in langen zierlich krausen Locken, an dem schönsten Halse der jemahls einen so schönen Kopf trug, auf ihren Busen herab, der etwas weniger als gewöhnlich ist verhüllt war, vermuthlich um ihrem

Retter die Sorge zu benehmen, daſs der bezauberte Pfeil eine Narbe zurück gelassen haben möchte. Gesteh es, liebster Osmandyas, meine Treue gegen die Unbekannte wurde auf eine schwere Probe gesetzt! Es war grausam meinem Herzen und meinen Sinnen zugleich nachzustellen, und es giebt vielleicht keinen Sterblichen, der gegen die vereinigte Macht so vieler Reitzungen ausgehalten hätte.

Ich fühlte die Gefahr, und meine Unruhe, welche (wie ich glaube) mehr ängstlich als zärtlich scheinen muſste, konnte der schönen Pasidora nicht verborgen bleiben. Sie fragte mit einem theilnehmenden Tone, was mir fehle? und setzte hinzu: sie würde untröstlich seyn, wenn mir das Verdienst, das ich mir um sie gemacht, vielleicht ein gröſseres Opfer kosten sollte, als sie mir zu vergüten fähig wäre.

Diese Rede war ein Dolch in mein Herz. Es fehlte wenig, daſs ich meine geliebte Unbekannte nicht um ihren Beystand angerufen hätte. Ich erneuerte ihr in meinem Herzen die Schwüre einer ewigen unverbrüchlichen Treue; aber jeder Blick auf die allzu reitzende Zaubrerin machte mich wider Willen treulos. Ich fühlte zu gleicher Zeit, daſs mich nur die schleunigste Flucht retten könne, und daſs nicht einmahl der Wunsch zu fliehen in meiner Gewalt war.

Während dieſs in meiner Seele vorging, bemühte ich mich der schönen Pasidora eine Antwort zu geben, die ihr den Zustand meines Herzens verbärge ohne ihre Eigenliebe zu beleidigen. Ich sagte ihr etwas, das nur sehr höflich seyn sollte, aber, wie ich besorge, sehr zärtlich war; wenigstens schien sie es dafür genommen zu haben, weil sie sich dadurch berechtigt hielt, unter dem Vorwande der Dankbarkeit mich

ihre Zuneigung mit weniger Zurückhaltung als bisher merken zu lassen.

Die Gefahr wurde jetzt mit jedem Augenblicke gröſser, und es war hohe Zeit, daſs ich alle meine Kräfte zusammen raffte. Ich sagte ihr also: Es gebe für mich keine Belohnung in der Welt, die mit dem Vergnügen zu vergleichen sey, einer Person von ihrem Werthe vielleicht mit meinem Schaden nützlich gewesen zu seyn. Da ich aber versichert worden wäre, daſs sie von ihrem Verfolger nun nichts weiter zu besorgen habe: so bäte ich um die Erlaubniſs mich von ihr zu beurlauben, weil eine Sache von der äuſsersten Wichtigkeit für mich meine Gegenwart an einem Orte erfordere, wo ich schon gestern, als ein unvermutheter Zufall mich vor die Pforte ihres Palastes gebracht, erwartet worden sey.

Diese Bitte, deren sie sich ganz und gar nicht versehen zu haben schien, brachte einen sehr sichtbaren Ausdruck von Verdruſs in ihre schönen Gesichtszüge. Sie verbarg mir nicht, wie sehr es ihr auffalle, daſs nach der Art, wie sie mir ihre Dankbarkeit beweise, die Entfernung von ihr die einzige Belohnung sey, die ich zu wünschen habe. Ich entschuldigte mich mit der Nothwendigkeit; aber vermuthlich in einem Tone, der sie glauben machte, daſs mein Herz, wenigstens zur Hälfte, auf ihrer Seite sey. Denn auf einmahl klärte sich ihr Gesicht wieder auf, und sie sagte mir mit der offensten und gelassensten Miene: Sie würde sichs nicht verzeihen können, wenn mir der Wunsch sie zu verbinden das geringste Opfer kosten sollte; das was sie mir bereits schuldig sey, gäbe ihr kein Recht noch neue Gefälligkeiten von mir zu erwarten; und wenn ich ihr nur diesen einzigen Tag schenken wollte, so wolle sie sichs gern

gefallen lassen, (setzte sie lächelnd hinzu) die Nacht derjenigen zu überlassen, welcher die vorige zugedacht gewesen sey.

Mein Unglück wollte, dafs ich, bey so grofser Ursache mich vor ihr zu fürchten, nicht bedachte, wie viel ich wagte, wenn ich einen ganzen Tag der Macht ihrer Reitzungen und der Verführung ihrer übel verhehlten Liebe ausgesetzt bliebe. Kurz, lieber Osmandyas, ich willigte ein; und nachdem sie einen so wichtigen Sieg über mich erhalten hatte, befahl sie einer ihrer Jungfrauen, mich in ein Zimmer zu führen, wo ich einige Stunden der Ruhe pflegen könnte.

Kaum sah ich mich allein, so war mein erster Gedanke, mir die Sicherheit, worin man wegen meines Bleibens war, zu Nutze zu machen, und, ungeachtet meines der schönen Pasidora gegebenen Wortes, heimlich davon zu gehen. Glücklich wenn ich dieser Eingebung meines guten Genius gefolgt wäre! Aber der Gedanke, eine so liebenswürdige Person, die sich auf mein Wort verliefs, zu hintergehen, hatte etwas so niedriges und grausames in meinen Augen, dafs ich es unmöglich über mich gewinnen konnte ihm Platz zu geben. Je weniger ich mir indessen den Zustand meines Herzens verbergen konnte, desto stärker war mein Vorsatz, mich gegen alle die Eindrücke zu waffnen, die ihre Schönheit und Liebe auf mich machen würden.

Gegen Mittag wurde ich wieder zu der Dame des Palastes gerufen. Ich fand sie in einem herrlichen Sahle, der gegen eine Terrasse des Gartens offen stand, mitten unter ihren Jungfrauen, in einem morgenländischen Anzuge, der allen Grazien ihrer anmuthsvollen Formen ein freyeres Spiel zu geben schien. Ich konnte mich kaum enthalten, mich zu ihren Füfsen zu

werfen, und fühlte alle meine muthigen Entschließungen bey ihrem ersten Anblick dahin sterben.

Der peinliche Kampf, der jetzt von neuem in meinem Innern anfing, mußte mir ein zwangvolles und verlegenes Ansehen geben: aber sie schien es so wenig zu bemerken, daß sie vielmehr desto muntrer aussah, und, wiewohl sie selbst über der Tafel wenig sprach, doch ihren Jungfrauen immer Gelegenheit gab, mich mit angenehmen Gesprächen zu unterhalten.

Nach der Tafel trug sie mir ein Schachspiel an; und wenn (wie ich nicht zweifeln kann) ihre Absicht war, mich in einem so engen Kreise, allen ihren zauberischen Reitzungen gegenüber, vollends um die wenige Vernunft, von der ich noch Meister war, zu bringen, so hätte sie kein schlaueres Mittel, diese Absicht zu erreichen, wählen können. Du kannst dir einbilden, Osmandyas, wie oft ich schachmatt ward, und ob Pasidora große Ursache hatte, auf die Siege, die sie im Spiel über mich erhielt, stolz zu seyn: aber desto sichtbarer funkelte in ihren unwiderstehlichen Augen das Vergnügen des Sieges, den sie über mein Herz davon getragen hatte.

Indessen kam der Abend herbey, und lud uns durch seine Schönheit zu einem Spaziergang in die Gärten ein, die an die Terrasse des Palastes stießen. Sie schienen von sehr weitem Umfang zu seyn, und alles, was die Natur Großes, Schönes und Anmuthiges hat, in der geschmackvollesten Abwechselung in sich zu vereinigen. Da mir unbegreiflich war, wie dieser Palast und diese Gärten, von denen ich nie etwas gehört hatte, in eine mir so bekannte Gegend gekommen seyn könnten: so bestärkte mich dieß um so mehr in dem Gedanken, daß die

schöne Pasidora eine Fee, oder eines von den elementarischen Wesen sey, mit denen meine Einbildungskraft vertraut genug war, daſs es nichts befremdendes für mich hatte sie meinen Sinnen dargestellt zu sehen. Unvermerkt verloren sich die Jungfrauen, die uns einige Zeit begleitet hatten; unvermerkt wurden wir beide, Pasidora und ich, immer stiller; unvermerkt wirkte die schöne Natur, die laue von Blumendüften durchwürzte Luft, das Säuseln der Blätter, das Singen der Vögel, das Rieseln der Quellen, und, was über das alles ist, die wunderbare Magie der Schlaglichter und des lieblichen Wettstreites zwischen Licht und Schatten, um die Zeit wenn die Sonne sich zum Untertauchen neigt; unvermerkt fühlten wir uns, ohne es zu sagen, in einen Einklang von zärtlichen Rührungen gestimmt; unvermerkt drückte ich Pasidorens willige Hand an mein höher schlagendes Herz; unvermerkt hatte ich aus ihren in Liebe zerflieſsenden Augen ein zauberisches Vergessen alles Vergangenen und Zukünftigen eingesogen, und unvermerkt befanden wir uns in einem kleinen Marmortempel, mitten in einem dichten Gebüsche von Myrten, eingeschlossen.

Ich sehe du zitterst für mich, Osmandyas, — und ich erröthe fortzufahren. — Die liebenswürdige Verrätherin sank auf einen Polstersitz, und ich zu ihren Füſsen, ihre Hand in sprachlosem Entzücken mit Küssen überdeckend; als auf einmahl der ganze Tempel in Flammen stand, ein heftiger Donnerschlag mich zu Boden warf, Pasidora aus meinen Armen verschwand, und meine Unbekannte mir mit zürnender Stimme zurief: Treuloser, du hast mich auf ewig verloren!

Verschone mich, Freund, mit der weitern Erzählung; ich habe keinen Athem mehr für das was ich dir erzählen müſste,

und keine Kräfte, die Qualen dieser schrecklichen Nacht noch einmahl auszuhalten. Seit dieser Zeit bin ich der elendeste unter den Menschen, wie ich ohne diese unselige Probe der glücklichste gewesen wäre. Denn nun seh' ich es und bin ganz überzeugt, daſs es meine geliebte Salamandrin selbst war, die sich mir unter dem Nahmen Pasidora unverschleiert zeigte, und durch alle die Reitzungen, wovon ich während unsres nächtlichen Umgangs im Thurme nur einige einzelne Strahlen erblickt hatte, mit allen diesen Schauspielen und Kunstgriffen, die sie zu meiner Verblendung anwandte, mich zur Untreue an ihr selbst verleitete. Die Grausame! wie konnte sie zweifeln, daſs mein Herz einer solchen Probe unterliegen würde? Oder wie kann sie es von dem ihrigen erhalten, mich so unerbittlich dafür zu bestrafen, daſs ich, unter einem andern Nahmen, und unter dem Zauber, den sie auf meine Augen geworfen hatte, doch nur sie selbst liebte?

Auch bin ich gewiſs, sagte Osmandyas, sie wird, sie kann nicht unerbittlich bleiben. Daſs sie dich liebt, ist zu offenbar —

Du kennst, wie es scheint, das Zartgefühl der Wesen ihrer Gattung nicht, unterbrach ihn der unglückliche Liebhaber der schönen Salamandrin: sie verzeihen auch nicht den Gedanken, nicht den Schatten einer Untreue. Sie wird mir nie vergeben! sagte er, mit thränenden Augen die Hände ringend. Es sind nun mehrere Wochen seit dieser unglücklichen Katastrofe, daſs ich alle Nächte in diesem Thurme zubringe. Sie hat meinen Schmerz, meine Reue, meine Verzweiflung sehen können und ist ungerührt geblieben! Was hab' ich nicht versucht sie zu bewegen! wie hab' ich ihr gefleht! — Denn

wiewohl sie mir immer unsichtbar blieb, so bin ich doch gewiſs daſs sie mich gehört hat. Aber ich habe sie auf ewig verloren! — Dieſs waren die schrecklichen Worte worin sie mir mein Urtheil ankündigte, und es ist nur zu gewiſs daſs es unwiderruflich ist. Da ich aller Hoffnung entsagt habe jemahls wieder glücklich zu werden, so war ich entschlossen mein Leben in diesem Thurme zu enden, den ich seit drey Tagen nicht mehr verlassen habe. Meine Liebe, die mich tödten sollte, und das Wenige, was ich von der Speise zu mir nehme, die ich täglich, ohne zu wissen wie, in diesem verborgenen Schranke finde, hat mir bisher ein verhaſstes Leben gefristet. Aber, ich gesteh' es, seit mir die Götter auf eine so unverhoffte Art den Sohn des Kalasiris zugeschickt haben, ist ein schwacher Strahl von Hoffnung in meine Seele gefallen; und vielleicht ist es ein Zeichen, daſs meine angebetete Salamandrin meinen Tod nicht will, weil sie noch gütig genug ist für die Erhaltung meines Lebens zu sorgen. Denn es nur zu desto längerer Qual mir zu fristen, wie ich in meiner düstern Verzweiflung wähnte, — einer solchen Grausamkeit kann ein Herz wie das ihrige nicht fähig seyn.

Wer sie auch seyn mag, sagte der Sohn des weisen Kalasiris, so ist es unmöglich, daſs sie so sehr ihre eigene Feindin sey, um einen Fehler nicht zu verzeihen, den du mit so ernstlicher Reue gebüſst hast, und der, wenn mans genau besieht, für ihre Eigenliebe mehr schmeichelhaft als beleidigend ist. — Aber erlaube mir, da du mich selbst wieder daran erinnert hast, dich zu fragen, woher du meinen Vater zu kennen scheinest? Warst du jemahls in Ägypten?

Eh' ich dir antworte, erwiederte der Jüngling vom Thurme, laſs dich bitten, mit dem Wenigen fürlieb zu nehmen, was ich dir vorsetzen kann. Wir bedürfen beide einiger Erfrischung. Hiermit öffnete er den geheimen Schrank, und zog noch etwas kalte Küche und Früchte und eine Flasche Wein hervor, die er vorher nicht darin wahrgenommen hatte. Meine unsichtbaren Verpfleger, sagte er indem er seinen Vorrath auf dem Fuſsteppich auslegte, haben, wie es scheint, auf meinen Gast gerechnet. — Eine gute Vorbedeutung für uns beide, versetzte Osmandyas, indem er der Bewirthung seines neuen Freundes Ehre machte.

Der weise Mann hatte wohl Recht, der den betrübten Seelen Wein zu geben befahl. Das Mittel schlug bey den beiden Jünglingen so wohl an, daſs sie unvermerkt ihres Kummers zu vergessen und gutes Muths zu werden anfingen.

Es kommt mir auf einmahl ein wunderlicher Gedanke, fing jetzt der Sohn des Druiden an. Was sagtest du dazu, wenn deine Bildsäule von meiner Bekanntschaft und sogar meine nächste Verwandte wäre? — Der Ägypter starrte ihn mit groſsen Augen an. — Wenigstens, fuhr jener fort, wär' es keine Unmöglichkeit, wie du hören wirst, wenn ich dir erzähle, wie ich dazu gekommen bin deinen Vater zu kennen.

Es sind nun über drey Jahre, seitdem uns meine vortreffliche Mutter durch den Tod entrissen wurde. Mein Vater, wiewohl er für den weisesten aller Druiden anerkannt wird, fand in dem ganzen Schatze der Geheimnisse, welche ihm die Natur entdeckt hatte, keines, das ihm diesen Verlust erträglich machte. Er sah sich gezwungen seine Zuflucht zu dem

gemeinsten Mittel in solchen Fällen zu nehmen, und befahl mir und meiner Schwester Klotilde, welche damahls ungefähr funfzehn Jahr alt war, uns zu einer grofsen Reise anzuschicken. Ich will nach Ägypten reisen und in den Armen meines Freundes Kalasiris Trost suchen, sagte er. Ich erfuhr bey dieser Gelegenheit, dafs sie einander in ihrer Jugend kennen gelernt und seit mehr als dreyfsig Jahren, der grofsen Entfernung ungeachtet, die engeste und vertrauteste Freundschaft unterhalten hätten.

Nachdem wir die berühmtesten Städte und Inseln der Griechen besucht hatten, langten wir zu Memfis an, und wurden von dem ehrwürdigen Kalasiris mit unbeschreiblicher Freude empfangen. Die beiden Alten schienen durch das Vergnügen, einander nach so langer Zeit wieder zu sehen, verjüngt zu werden, und fanden in ihrem wechselseitigen Umgang so grofse Unterhaltung, dafs mein Vater sich leicht überreden liefs ein ganzes Jahr zu Memfis zuzubringen. Du hieltest dich damahls in Griechenland auf, und ich selbst, nachdem ich mich etliche Tage in dem Hause deines Vaters erhohlt hatte, schlofs mich in den grofsen Tempel der Isis ein, um in euern Mysterien iniziiert zu werden. Ich brachte den gröfsten Theil des Jahres damit zu: und, weil ich begierig war, auch die Merkwürdigkeiten von Oberägypten zu besehen, und sodann noch eine Reise zu den Äthiopischen Gymnosofisten thun wollte; so erhielt ich die Erlaubnifs noch zwey Jahre dazu anzuwenden, und mein Vater kehrte ohne mich nach Armorika zurück. Deine Schwester Thermutis hielt sich zur Zeit unsrer Ankunft bey einer Schwester ihrer Mutter auf; ich war nicht mehr in euerm Hause als sie zurück kam, und ich habe sie nie gesehen.

Mein Abscheu vor dem Geschlechte, zu dem sie gehörte, war damahls schon so groſs, daſs mein Vater, als er mir von seinem Vorhaben sprach mich mit der Tochter eines seiner Freunde zu vermählen, kein andres Mittel mich wieder zu beruhigen fand, als ein feierliches Versprechen, mich mit Anträgen dieser Art auf immer zu verschonen. Die Furcht, daſs Thermutis diejenige sey die er mir zugedacht, war ein neuer Beweggrund für mich, allen Gelegenheiten, wo ich sie hätte sehen können, sorgfältig auszuweichen. Aber zwischen ihr und Klotilden entspann sich eine Freundschaft, die so weit ging, daſs man sie die Unzertrennlichen zu nennen pflegte: und wie es endlich zum Scheiden kommen sollte, fand sichs, daſs Klotilde entweder zu Memfis bleiben, oder Thermutis mit ihrer Freundin nach Armorika ziehen müſste, wenn ihre Väter nicht beide Töchter auf einmahl verlieren wollten. Der meinige hatte inzwischen eine so groſse Zärtlichkeit für deine Schwester gefaſst, daſs Kalasiris sich gern überreden lieſs ihm seine Rechte an sie abzutreten: hingegen bat er sich dafür die Bilder seines Freundes und Klotildens aus, damit er wenigstens etwas hätte, das ihm die Trennung von ihnen versüſste. Der Druide, mein Vater, besitzt unter andern wunderbaren Kenntnissen auch das Geheimniſs, den feinen Ton, woraus das Ägyptische Porzellan gemacht wird, so zuzubereiten, daſs die daraus verfertigten Bilder im Feuer einen Schmelz erhalten, der ihnen eine bis zur Täuschung gehende Ähnlichkeit mit dem wirklichen Leben giebt. Ein Griechischer Künstler, der mit ihm nach Memfis gekommen war, verfertigte die Bilder, mein Vater vollendete das Werk mittelst seines erwähnten Geheimnisses, und so entstanden —

Hier bewog eine sehr unerwartete Wahrnehmung den Sohn des Druiden auf einmahl einzuhalten; und dieſs war nichts geringers, als daſs sein junger Freund über einer Erzählung, die so viel Interesse für ihn hätte haben sollen, — eingeschlafen war. Dieser Zufall kam ihm, ungeachtet er die kleine Flasche leer sah, unbegreiflich vor: allein, indem er noch im Nachdenken darüber begriffen war, sank er selbst, von einem unwiderstehlichen Schlummer überwältigt, auf ein hinter ihm liegendes Polster zurück.

Wir können nicht sagen, wie lange die beiden Jünglinge in diesem magischen Schlafe verharrten. Genug, sie erwachten ungefähr zu gleicher Zeit, und man stelle sich ihr Erstaunen vor, als sie die Augen aufschlugen, und Osmandyas seine geliebte Bildsäule, und Klodion seine angebetete Salamandrin vor sich sah.

Beide glaubten in diesem Augenblick aus einem schönen Traume zu erwachen, und schlossen eilends die Augen wieder, um weiter fortzuträumen: aber, da sie fanden daſs sie nun nichts mehr sahen, so öffneten sie die Augen wieder, und sahen mit Entzücken die nehmliche Erscheinung vor ihrer Stirne stehen. Osmandyas erblickte seine Bildsäule mit ihrem Täubchen auf dem Schooſse auf eben demselben Ruhebettchen sitzend, und eben so lebenathmend und liebeblickend, wie er sie so oft in dem Kabinette seines Vaters gesehen hatte. Klodion sah seine Unbekannte in ihrem feuerfarbnen Gewande, mit dem schimmernden Gürtel um den Leib und dem purpurnen Schleier über ihrem Gesichte, wie er sie mehrmahls in diesem Thurme gesehen hatte. Beide wuſsten nicht was sie denken und ob sie ihren Augen trauen sollten: aber beide

sprangen in eben demselben Nu von ihren Polstern auf, um in sprachloser Entzückung sich ihren Geliebten zu Füſsen zu werfen; als eine verborgene Thür aufging, und die majestätischen Alten, Taranes und Kalasiris, Hand in Hand zwischen sie tretend, durch eine so unvermuthete Erscheinung ihr Erstaunen auf die höchste Spitze trieben. Taranes ergriff lächelnd die Hand des jungen Ägypters, und sagte, indem er ihn zu der Bildsäule führte: Belebe sie wenn du kannst, und sey glücklich! Zu gleicher Zeit führte Kalasiris den Sohn des Druiden zu der vermeinten Salamandrin, und sagte, indem er ihren Schleier wegzog: Verzeihet einander — euer Glück; denn es würde nicht so vollkommen seyn, wenn es euch weniger gekostet hätte.

Die Augenblicke, die nun folgten, sind von denen, die sich weder mahlen noch beschreiben lassen. Osmandyas, in die Arme seiner geliebten Bildsäule sinkend, fühlte mit sprachloser Wonne ihr Herz zum ersten Mahle dem seinen entgegen schlagen; Klodion, zu den Füſsen der liebenswürdigen Thermutis, hatte alles das Feuer der Liebe, das ihn aus den Augen der zauberischen Pasidora überströmte, vonnöthen, um von der Wonne, in beiden seine geliebte und wieder versöhnte Salamandrin zu finden, nicht entseelt zu werden. Nie hatte die Liebe vier Sterbliche so glücklich gemacht; und nie hatten zwey Väter das Vergnügen, in der Wonnetrunkenheit ihrer Kinder ihre eigenen Entwürfe vollzogen zu sehen, in solchem Grade genossen.

Der Thurm mit den drey Zinnen war zu enge für so viele Glückliche. Sie eilten in die Gärten hinab, die hinter den Ruinen in einem sanften Abhang sich bis in die Ebne herab zogen,

und Klodion erkannte nun auf einmahl in dem nächtlichen Elysium der Salamandrin die Zaubergärten, in welche ihn die Fee Pasidora bey Tage geführt hatte. Auch zeigte ihm die schöne Thermutis, daſs es nur auf die Salamandrin angekommen wäre, ihn durch einen kleinen Schlangenweg bis zu Pasidorens Palast zu führen, der ihm bey ihren nächtlichen Spaziergängen von einigen Gebüschen und einem kleinen Pappelwäldchen versteckt worden war.

Unvermerkt befanden sich die beiden ehrwürdigen Alten mit ihren glücklichen Kindern in dem kleinen Tempel, den die Verwandlung der Fee Pasidora in die eifersüchtige Salamandrin dem schönen Klodion unvergeſslich gemacht hatte. Sie lieſsen sich auf die rings herum laufenden Polstersitze nieder, und der Oberdruide Taranes, da er in den Augen der beiden Jünglinge das Verlangen las, das, was in ihrem schönen Abenteuer noch räthselhaft war, sich erklären zu können, befriedigte ihre Neugier folgender Maſsen.

„Die Freundschaft, welche mich mit dem ehrwürdigen Kalasiris verbindet, war von ihrem ersten Anfang an so beschaffen, daſs es uns vielleicht unmöglich gewesen wäre, in der ganzen Welt den dritten Mann dazu zu finden. Aber so bald wir uns beide, jeder mit einem Sohne und einer Tochter gesegnet sahen, deren erste Jugend die schönsten Hoffnungen von dem was sie einst seyn würden fassen lieſs, beschlossen wir, wo möglich, nur eine einzige glückliche Familie aus ihnen zu machen. Wir fragten bey eurer Geburt nicht die Sterne um Rath: aber wir kamen überein, daſs euer Glück eben so sehr das Werk euers eigenen Herzens und unsrer Vorsicht, als das Werk des Schicksals seyn sollte, und machten uns ein

Geschäft daraus, auf alle Winke und Spuren Acht zu geben, die uns den Weg zeigen würden, wo das, was der Himmel über euch beschlossen hätte, mit euern Wünschen und den unsrigen in Einem Punkte zusammen träfe.

„Bey dem Besuche, den ich vor mehr als drey Jahren meinem Freunde Kalasiris gab, erneuerte sich das Verlangen, unser lange verabredetes Familienbündniſs zu Stande zu bringen, mit verdoppelter Wärme. Aber der Sohn des Kalasiris war abwesend; und meinem Sohne Klodion, der von seiner ersten Jugend an ein so seltsames aber hartnäckiges Vorurtheil gegen die Erdentöchter gefaſst hatte, würde es gefährlich gewesen seyn, die liebenswürdige Thermutis, die ihm, wenn er sie für ein Wesen von höherer Ordnung hielte, vielleicht unendliche Liebe eingeflöſst haben würde, als die Tochter des Kalasiris sehen zu lassen. Osmandyas sollte in dem Laufe seiner Reisen und Studien nicht unterbrochen, Klodion in seiner grillenhaften aber Nachsicht verdienenden Laune nicht voreilig gestört, und der sanft aufkeimenden Neigung unsrer Töchter sollte Zeit gelassen werden, sich zu entwickeln und zur Reife zu kommen. Denn Thermutis hatte meinen Sohn mehr als Einmahl gesehen, ohne von ihm gesehen werden zu können; und Klotilde hatte nichts als die Versicherung einer groſsen Ähnlichkeit zwischen Osmandyas und seiner Schwester vonnöthen, um ganz zu seinem Vortheil eingenommen zu seyn.

„Wie gewiſs wir uns aber auch zum voraus hielten, daſs alles am Ende nach unsern Wünschen ausgehen würde, so fanden wir doch für nöthig, eine wechselseitige Zuneigung, die das Glück oder Unglück des ganzen Lebens unsrer Kinder entscheiden sollte, auf die stärksten Proben zu setzen: und so

veranstalteten wir das doppelte Abenteuer, dessen Ausgang unsere Entwürfe so schön gerechtfertigt hat. Osmandyas lernte Klotilden nicht anders als in Gestalt einer Bildsäule kennen, und Klodion glaubte in Thermutis eine Salamandrin zu lieben. Die zwey Jahre, mein Sohn, die du noch mit deinen Reisen zubrachtest, nachdem ich mit Thermutis und Klotilden schon wieder in Armorika angelangt war, gaben uns hinlängliche Zeit, die zu unserm Vorhaben benöthigten Anstalten zu treffen. Der wildeste Theil des an meine Wohnung angrenzenden Waldes wurde in die Gärten der vermeinten Salamandrin umgeschaffen; und der neu erbaute Pavillion, welcher den beiden Schwestern während deiner Zurückkunft zur gemeinschaftlichen Wohnung diente, wurde an einen solchen Ort gestellt und auf eine so geschickte Weise verborgen, daſs Thermutis ihre zweyfache Rolle sehr bequem spielen konnte, und der Gedanke, daſs es mit deinen Abenteuern in einer dir, wie du glaubtest, so wohl bekannten Gegend nicht natürlich zugehe, um so nothwendiger in dir entstehen muſste, weil alle unsere Hausgenossen in Pflicht genommen waren, dir aus dem, was in deiner Abwesenheit vorgegangen, und aus allem was dir das Wundervolle der Sache hätte enträthseln können, ein Geheimniſs zu machen.“

Und daſs es, fuhr Thermutis lächelnd fort, mit den Wunderdingen im Palast der Fee Pasidora sehr natürlich zugegangen, wird dir der Augenschein zeigen, wenn du diesen Zauberpalast mit allen seinen Jungfrauen, Mohren und Drachen, und allem übrigen Zubehör, als ein Geschenk von mir annehmen willst, das der Hand und dem Herzen der Eigenthümerin folget. —

Und das ich mit Vergnügen bestätige, fiel der ehrwürdige Kalasiris ein. Was dich anbetrifft, mein Sohn Osmandyas,

fuhr er fort, indem er sich an Klotildens Liebhaber wendete, so wird auch dir alles begreiflich werden, wenn ich dir —

Das Geheimnifs der beiden Bildsäulen hab' ich ihm bereits aufgeschlossen, sagte Klodion: aber eh' ich noch damit fertig war, sah ich ihn eingeschlummert, vermuthlich durch eine geheime Kraft des Weins in der kleinen Flasche —

Die wir selbst heimlich in den Schrank hinein prakticierten, sagten die beiden Schönen, als uns die Ungeduld, zu erfahren, ob Osmandyas, den wir mit Schmerzen erwarteten, glücklich angelangt sey, auf den Einfall brachte, in reisende Mannspersonen verkleidet nach dem Thurme zu reiten, wo wir, ohne dafs ihr uns gewahr wurdet, einem Theil eures Gespräches zuhörten.

Die Täuschung des Wunderbaren hat etwas so anziehendes und zauberisches für die meisten Menschen, dafs man oft schlechten Dank bey ihnen verdient, wenn man sie hinter die Kulissen führt, und die vermeinten Wunder einer künstlichen Täuschung vor ihren Augen in ihre wahre Gestalt herab würdiget. Aber hier war das Wahre selbst so schön und aufserordentlich, dafs es aller Vortheile, die es von der Illusion gezogen hatte, leicht entbehrte. Der Sohn des Kalisiris fand unendliche Mahl mehr in der liebenswürdigen Tochter des Druiden, als ihm seine so schwärmerisch geliebte Bildsäule versprochen hatte; und Klodion, dem seine aufs höchste gespannte Einbildungskraft nichts vollkommneres als die göttliche Thermutis vorzustellen vermochte, hielt sich nun versichert, dafs eine Erdentochter ihrer Art das Urbild zu den Sylfiden und Salamandrinnen gewesen seyn müsse, womit eine fantastische Geisterlehre die reinern Elemente bevölkert hat.

UNTERREDUNGEN

MIT DEM PFARRER VON ***.

1775.

ERSTE UNTERREDUNG.

Dieser Tage, da ich allein an meinem Schreibtische beschäftigt war, hörte ich etwas so leise an der Thür pochen oder kratzen, daſs ich, ohne darauf Acht zu haben, in meiner Arbeit fortfuhr, bis nach einer kleinen Weile die Thür langsam, Zoll für Zoll, dergestalt, daſs sie ungefähr drey bis vier Sekunden brauchte, um die Breite eines Daumens zurückzulegen, aufging, und, weil diese langsame Bewegung mit einigem Knarren verbunden war, mich veranlaſste umzuschauen, und wahrzunehmen, daſs alle diese Bewegungen von einem menschlichen Wesen herrührten, welches, dem Ansehen nach nicht ohne Schüchternheit und Zweifel an günstiger Aufnahme, herein zu kommen strebte.

Es verstrichen noch einige Sekunden, bis es endlich dahin gediehen war, daſs der Mann — denn ein Mann war es, und,

wie man sehen wird, ein beſsrer Mann, als man nach diesen Anscheinungen hätte vermuthen sollen — den Kopf vorwärts gestreckt und den Leib auf die Seite gedreht, wie einer, der sich durch eine enge Öffnung hindurch winden muſs, obschon die Thür weit genug für ihn war — sich so weit herein gearbeitet hatte, daſs ich sehen konnte, wen ich vor mir hätte.

Es war ein ältlicher Mann von mittlerer Gröſse, etwas hager, in einem altmodisch zugeschnittenen grauen Rocke mit schwarzen Knöpfen, einer schwarzen Tuchweste, wohl geschonten, aber doch an den Knieen etwas abgestoſsnen schwarzen Plüschhosen, wollenen Strümpfen von derselben Farbe, und (was aus seinem Anzug ein vollständiges Ganzes machte) den Kopf mit einer dicken Haarmütze von Ziegenwolle bedeckt, die durch Länge der Zeit eine dem verwelkten Bux ähnliche Farbe angenommen hatte. In der Hand hielt er ein kurzes dickes Spanisches Rohr mit einem schlechten Fayance - Knopf, und unterm Arm einen groſsen Hut, der so abgegriffen und verschlissen war, daſs sein Herr selbst beschämt schien, ihm noch längere Dienste zuzumuthen.

Dieses unscheinbaren Aufzugs ungeachtet hatte der Mann etwas in seiner Gesichtsbildung und Miene, das mich für ihn einnahm; und überdieſs schien er zu einem Orden zu gehören, dessen Bestimmung in meinen Augen so ehrwürdig ist, daſs ich dem geringsten Mitgliede desselben (in so fern es kein Bonze ist) mit eben so viel Ehrerbietung zu begegnen gewohnt bin, als ob es der Erzbischof zu York oder der Kardinal-Vikarius wäre.

Der gute Mann machte viel Umstände und Entschuldigungen. — „Ich besorge — Sie sind beschäftigt, wie ich

sehe — Verzeihen Sie mir — ich komme wohl zur ungelegnen Zeit, u. s. w.“

Ein Mann wie Sie kommt immer zur gelegnen Zeit, sagte ich, indem ich ihn ersuchte Platz zu nehmen.

Er schien dieſs, wiewohl es kein Kompliment war noch seyn sollte, für etwas noch schlimmeres zu halten. Seine Verlegenheit verrieth mir das seltsame Vorurtheil, womit er zu mir gekommen war. Ich betrachtete ihn einen Augenblick mit einer Aufmerksamkeit, die durch einen Ausdruck von Wohlwollen und Bescheidenheit gemildert war, — oder mein Gesicht müſste meinem Herzen ohne meine Schuld Unrecht gethan haben. Mein Unbekannter nahm, wie ich vermuthe, diesen Blick für eine Frage auf. — Ich bin der Pfarrer zu ***, sagte er, und habe mir schon lange gewünscht Sie persönlich kennen zu lernen.

Ich konnte mich bey den Worten — ich bin der Pfarrer zu *** — nicht enthalten, einen Blick auf seinen abgetragenen grauen Rock, auf seine Plüschhosen und wollenen Strümpfe, und auf seinen alten abgegriffenen Hut zu werfen. Ich glaube gar, daſs ich seufzte.

In der That stellten sich mir in diesem nehmlichen Augenblick eine so groſse Menge ernster und trauriger Vorstellungen dar; — die Bestimmung und Würde seines Standes, im Gegensatze mit der verachteten und unterdrückten Lage der so genannten Klerisey in den meisten christlichen Staaten; — die nachtheiligen Folgen, die dieser Kontrast theils auf den Karakter der Geistlichen selbst, theils auf ihren sittlichen Einfluſs und die Erzielung des Endzwecks ihres Berufs hat; die Sorglosigkeit der meisten Groſsen über einen so wichtigen

Gegenstand; die Unmöglichkeit, oder, was auf Eins hinaus läuft, die unendlichen Schwierigkeiten, diesem Übel abzuhelfen, wenn auch manche Obrigkeiten den Willen hätten die Sachen auf einen bessern Fuſs zu setzen: alles dieſs mit allen seinen Ursachen, Umständen und Folgen auf einmahl anschauend gedacht, — und gerade in diesem Augenblick, dem guten Pfarrer zu ***, seiner gelben Perücke, seinen Plüschhosen, und seinem abgenutzten Hute gegenüber, gedacht, — betrübte meine Seele, und machte mich wider Willen ein paar Minuten sprachlos.

Der wackere Mann schien verlegen zu seyn, wie er das Gespräch anfangen wollte. Er sah aus wie einer, der viel auf dem Herzen hat, und nicht weiſs wo er anfangen soll, um sich dessen mit guter Art zu erledigen. Er warf die Augen bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Zimmers, verwunderte sich — armer Mann! — über den schönen Band meiner Bücher, und fixierte sich endlich auf eine Büste, die ihm gegenüber stand.

„Sokrates, nicht wahr?“ — fragte er mit einer Miene, als ob es ihn freute dieses Bild bey mir anzutreffen. Es war ein vortrefflicher Mann, (sagte er, nachdem er den Kopf eine Weile betrachtet hatte) wiewohl mans ihm nicht ansieht.

Nein, gewiſs nicht, versetzte ich ein wenig hastig. Sehen Sie hier — dieſs sind die *Baisers* von Dorat, nach den *Basiis* des Johannes Sekundus, in einem schönen Englischen Bande, auf das feinste Papier gedruckt, mit einer Menge niedlicher Vignetten, — ein Buch kann nicht besser gekleidet und heraus geputzt werden, — und doch ist dieſs Buch seinem Innern nach vielleicht — nicht einmahl — einen Kuſs werth.

Und sehen Sie hier den Katechismus fürs Landvolk, ein kleines unscheinbares Büchlein, auf schlechtes Papier gedruckt, und in Pappe gebunden, das nach seinem wahren Gehalt mehr Gold werth ist, als der Verfasser und sein Buch zusammen genommen schwer sind.

Der Pfarrer sah mich an, als ob er die Bestätigung dessen was ich gesagt hatte in meinen Augen lesen wollte.

ICH. Sie kennen doch Schlossers Katechismus, Herr Pfarrer?

DER PFARRER. Ganz gewiſs; ich hab' ihn mehr als Einmahl gelesen, und viel Gutes daraus gelernt. Ich empfehl' es allenthalben wo ich bekannt bin. Was auch manche Leute dagegen sagen, es ist ein gutes, lehrreiches Buch; wiewohl eben nicht alles darin steht, was in einen Katechismus fürs Landvolk gehört.

ICH. Wer wollte auch ein gutes Buch deſswegen verwerfen, weil nicht Alles darin steht? Allenfalls hätte Herr Schlosser seinem vortrefflichen Büchlein, um der schwachen Brüder willen, einen andern Titel geben mögen.

Das denk' ich auch, sagte der Pfarrer.

Er blätterte etliche Augenblicke in den *Baisers*, die er noch in der Hand hatte, schüttelte ein paar Mahl den Kopf, und legte es wieder hin. — Sokrates war kein Freund von Küssen, sagte er, indem er die Büste des Weisen von neuem betrachtete.

ICH. Sie erinnern Sich, wie ich merke, der Stelle, wo er den jungen Xenofon bestraft, weil er zu leichtsinnig über die Gefahr eines Kusses wegschlüpfte.

DER PFARRER. Und was meinen Sie, dafs er zu manchem neuern Gedichte gesagt hätte, worin alle Zauberey der Poesie aufgeboten wird, um die Jugend nach demjenigen lüstern zu machen, was Sokrates der Weisheit und Tugend so gefährlich hielt?

Ich erröthete ein wenig.

DER PFARRER. Vergeben Sie mir — ich habe wahre Hochachtung für Sie, und —

ICH. Ich wünsche von Ihnen gekannt zu seyn, ehe Sie mir das sagen; denn ich liebe die Komplimente nicht.

DER PFARRER. Sie haben der Welt durch einige Ihrer Schriften so viel Gutes gethan —

ICH. Vergeben Sie mir, dafs ich Sie unterbreche. Wir wollen uns in kein so weitläuftiges und kitzliches Geschäft einlassen, als die Untersuchung der Güte und Nützlichkeit meiner Schriften ist. Diese Untersuchung ist überhaupt bey allen Büchern schwer; denn das beste kann Schaden thun, und das schlimmste ist zu etwas gut. Aber bey den meinigen finden sich noch besondere Schwierigkeiten. Die Geschichte meiner Seele, und die Geschichte der Gelegenheit, Art und Weise, wie jede derselben vom Jahre 1751 an bis jetzt entstanden ist, gehört gewisser Maſsen unumgänglich dazu, wenn die Welt (ich rede nicht von der kleinern Zahl, die alles diefs nicht nöthig hat) in den Stand gesetzt werden soll, jede in ihrem wahren Lichte zu sehen, und von dem Gemüthszustande, der Lage und der Absicht, worin sie geschrieben worden, richtig und vollständig urtheilen zu können. Ich habe diese Geschichte ein einziges Mahl in meinem Leben einem Manne von vielen Verdiensten um die Menschheit, und vielleicht

einem der besten Sterblichen die je gewesen sind, am ersten Abend, den wir zusammen zubrachten, erzählt, und er ist dadurch auf ewig mein Freund geworden.

DER PFARRER. Aber warum eilen Sie nicht, diese nehmliche Geschichte der ganzen Welt zu erzählen? Sie glauben nicht — o gewiſs, Sie stellen Sich nicht vor, wie viel falsche Urtheile und wie viel Ärgerniſs Sie vielleicht dadurch verhindern, und wie viel Gutes Sie damit schaffen würden.

ICH. In der ersten Wärme war dieſs auch der Gedanke des würdigen Mannes, von dem ich Ihnen sagte. Aber er hörte meine Gegengründe, und billigte sie. — Ich will Ihnen diese Gründe aufrichtig mittheilen, lieber Herr Pfarrer; und, glauben Sie mir, ich fühle in diesem Augenblick etwas, das mich zwingen würde Ihnen die Wahrheit zu sagen, wenn ich auch nicht wollte. — Wissen Sie also, ich habe nicht anhaltenden Enthusiasmus genug, mich über alle die Urtheile hinweg zu setzen, denen ich mich ausstellen müſste, wenn ich mein eigner Biograf würde. Die Welt, in der wir leben, ertrüge einen so hohen Grad von Aufrichtigkeit nicht. Ich bin als ein Dichter bekannt. Man würde mich, selbst indem ich das Schlimmste, was ich von mir zu sagen hätte, beichtete, der Kunstgriffe beschuldigen, deren sich Danae bediente, da sie dem noch nicht entzauberten Agathon ihre Geschichte erzählte. Man würde sagen, daſs ich (wie Danae) mehr die Gesetze des Schönen und Anständigen als der historischen Treue zum Augenmerke genommen, und mir kein Bedenken gemacht hätte, bald einen Umstand zu verschönern, bald einen andern wegzulassen, je nachdem es die bessere Wirkung

des Ganzen erfordert hätte. Mit Einem Worte, Herr Pfarrer, ich kann mich nicht entschliefsen, alles Gute von mir zu sagen, was ich sagen müfste, wenn ich so wahr und gerecht gegen mich selbst seyn wollte, als ich es gegen jeden andern Menschen zu seyn wünsche und beflissen bin.

DER PFARRER. Indessen — da wir doch Menschen sind, und es unmöglich ist, dafs wir bey einer unumschränkten Offenherzigkeit nicht auch Böses von uns zu erzählen haben sollten — sollten Sie Sich nicht vielleicht auch vor dem Terenzischen „*ego homuncio hoc non facerem*?" fürchten?

ICH. Es wäre immer eine Bedenklichkeit, die — in Erwägung der schmeichlerischen unredlichen Art, womit die meisten Sterblichen über ihr eignes sittliches Verhalten zu urtheilen pflegen — auf einen Menschenfreund, der auch nur zufälliger Weise zu schaden für ein grofses Unglück hält, billig Eindruck machen könnte. Aber, glauben Sie mir, Herr Pfarrer, diefs ist was ich am wenigsten besorge. Meine Fehltritte sind vielleicht — so seltsam Ihnen diefs auch vorkommen mag — gerade das, was freylich nicht meiner Weisheit oder Klugheit — aber gewifs meinem Herzen die meiste Ehre macht. — Aber, lassen Sie uns diese Materie abbrechen. Ich mufs Ihnen Alles sagen, oder ich habe bereits zu viel gesagt.

DER PFARRER. Ich begreife Sie. Aber wenigstens sollten Sie alles, was zur richtigen Beurtheilung Ihrer Schriften nöthig ist, aufsetzen, und, wofern Sie ja Bedenken tragen, diesen Aufsatz bey Ihrem Leben bekannt zu machen, dafür sorgen, dafs er dereinst nach Ihrem Tode bekannt gemacht würde.

ICH. Dieſs ist auch mein Vorsatz, lieber Herr Pfarrer.

DER PFARRER. Gott gebe Ihnen Leben und Muth, ihn auszuführen! Sie wissen nicht, ich wiederhohl' es, Sie wissen nicht, wie viel die schiefen Urtheile, wozu Sie (ich hoffe ohne Ihre Absicht, und wünsche daſs es auch ohne Ihre Schuld geschehen seyn möge) Gelegenheit gegeben haben, wie viel der mannigfaltige Miſsbrauch einiger Ihrer Schriften, wie viel selbst das Lob, das Ihnen manche geben, Schaden thut.

ICH. Sie halten mich für unwissender, als ich bin. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ich weiſs nur zu viel davon, und bin sehr überzeugt, daſs die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Voſs [1] das geringste von den Übeln sind, wozu ich die gelegentliche Ursache gewesen seyn mag. Denn diesen jungen Mann entschuldige ich. Er that in seinem Eifer das nehmliche an mir, was ich vor vier und zwanzig Jahren aus ähnlichem jugendlichen Eifer an Anakreon, Ariost, Guarini, und andern wackern Männern that: er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Lassen Sie ihn älter werden, und es wird ihn so gewiſs gereuen, Epigrammen wider mich geschrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Bestimmung eines schönen Geistes mit so viel unbestimmten Halbwahrheiten, so unreifen Urtheilen, und so unbilligen Ausfällen auf unschuldige Leute angefüllt zu haben; wiewohl dieſs alles damahls ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden

1) Im Göttingischen Musenalmanach von 1775.

Herzen, kurz, aus keiner andern Ursache geschah, als weil die Schwärmerey (wie die Liebe) blind ist, und weil ein junger unerfahrner Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates seyn kann.

DER PFARRER. Ich bewundre die Offenherzigkeit, mit der Sie Ihre Fehler gestehen.

ICH. Guter Gott! wie oft werde ich Mensch diefs abscheuliche Kompliment von einem andern Menschen hören müssen!

DER PFARRER. Verzeihen Sie mir, ich nahm nur das unrechte Wort — ich liebe Sie darum, wollt' ich sagen.

ICH. Haben Sie nur Geduld, guter redlicher Mann, mein Herz sagt mir, wir werden nicht von einander scheiden, ohne einander liebgewonnen zu haben. Aber lassen Sie mich vollends sagen, was ich sagen wollte. Die schiefen Urtheile, die nun seit vier und zwanzig Jahren über mich, in so fern ich Mensch oder Schriftsteller bin, gefällt worden sind, [2]) würden mich wenig anfechten, wenn sie blofs meine Eitelkeit beleidigten. Denn ich gestehe Ihnen, ich bin zu stolz, um viel Eitelkeit zu haben. Blofs in so fern solche Urtheile das Gute hindern, das ich zu befördern wünsche, können sie mir nicht gleichgültig seyn. Aber am Ende ist doch aller Schaden, welchen unreife muthwillige Jungen, die sich zu Richtern aufwerfen, oder blödsichtige alte Knaben, denen man vergeben mufs, weil sie nicht wissen was sie sagen, oder Leser, die nicht lesen können, weil sie weder empfinden, noch

2) Man erinnere sich bey Lesung dieses Gespräches immer, dafs es vor mehr als zwanzig Jahren gehalten und aufgeschrieben worden ist.

verstehen, noch unterscheiden können, — ich sage, aller Schaden, den solche Leute einem guten Werke thun können, ist eine Wunde, die sich von selbst heilt. Das Publikum kehrt sich wenig daran, wenn hier oder da ein X oder Y in einem Journale sich die Miene giebt, als ob er von allen seinen Zeitgenossen bevollmächtiget sey, in ihrem Nahmen und in ihre Seele zu urtheilen: und wenn es sich auch zuweilen von einem gern seyn wollenden litterarischen Demagogen überschreyen, oder — um das rechte Wort zu brauchen, wiewohl es nicht edel ist — übertölpeln läſst; so geschieht es doch nur auf kurze Zeit, und der Taumel geht immer schnell genug vorüber. Dieſs ist es also nicht, was mich am meisten bekümmert. Aber der sittliche Miſsbrauch, welchen Leser von verdorbenem Herzen von meinen Schriften machen, und der Schaden, den sie durch Miſsverstand, oder, wenn sie Personen, für welche sie nicht geschrieben sind, in die Hände fallen, anrichten können, — dieser Miſsbrauch, dieser Schaden verwundet mein Herz, und hat mir schon oft den ungeduldigen Wunsch ausgepreſst, daſs ich lieber ein Holzhacker, Sackträger, oder alles andere, was ein ehrlicher Mann seyn kann, geworden seyn möchte, als ein Dichter und ein Schriftsteller für die Welt. Indessen hat doch die Gewiſsheit, daſs ich selbst in allen Theilen und Gegenden Deutschlands eine groſse Anzahl Personen von den vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens kenne, die mich gerade so lesen, wie ichs wünsche, und den Gebrauch davon machen, der meiner Absicht entspricht, — diese Gewiſsheit, und die wahrscheinliche Vermuthung, daſs es deren noch viele giebt, die ich nicht kenne, hat, wenigstens in heitern Stunden,

so viel Tröstendes für mich, daſs ich unvermerkt wieder den angenehmen herzerhöhenden Täuschungen Raum gebe, ohne welche schwerlich jemahls ein Biedermann Schriftsteller geworden wäre. Und so kommt es denn, daſs ich gewöhnlicher Weise zwischen diesen beiden äuſsersten Punkten mich in einer ganz erträglichen Zufriedenheit mit mir selbst fortbewege, und von dem süſsen Wiegenliedchen, Alles ist gut, eingelullt, mein Haupt so sanft auf mein Küssen lege, als irgend ein Autor in der Christenheit.

DER PFARRER. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daſs der Miſsbrauch, den unverständige oder übel gesinnte Leute von einer Sache machen, weder den Werth der Sache vermindert, noch dem Urheber derselben zur Last gelegt werden kann. Werden nicht die Werke Gottes selbst täglich, stündlich und augenblicklich von unzähligen gemiſsbraucht? Ich denke, da sogar der Allweise und Allmächtige nichts machen konnte, was von halb vernünftigen Geschöpfen, wie wir Menschen sind, nicht in Miſsbrauch gezogen werden könnte, darf man kühnlich behaupten, es sey schlechterdings unmöglich etwas so Gutes hervorzubringen, das nicht auf die eine oder andre Weise zum Werkzeug oder zur Veranlassung oder wenigstens zum Vorwande von vielem Bösen gemacht werden könnte. Weder menschliche noch göttliche Weisheit kann verhindern, daſs die Wahrheit, wenn sie in schiefe Köpfe fällt, oder in einem falschen Lichte gesehen wird, nicht verfälscht, die unschuldigste Rede oder Handlung von Unverstand, Übereilung oder bösem Willen nicht übel ausgedeutet, und die Tugend selbst nicht verdächtig oder wohl gar zum Verbrechen gemacht werde. Das Verzeichniſs aller derer, die

auf irgend eine Weise unschuldig an Seele oder Leib gemartert worden sind, würde einen gröſsern Raum einnehmen, als alle Bücher in der Vatikanischen Bibliothek. Kein Vernünftiger zweifelt an diesen Wahrheiten —

ICH. Nur unterläſst man alle Augenblicke, die Anwendung davon zu machen, wenn der Fall sie anzuwenden kommt; und so legt man z. B. dieser so allgemein erkannten Wahrheiten ungeachtet, einem Schriftsteller — wenigstens so lang' er lebt, und man ihm also durch Vorwürfe und Schmälerungen seines Ruhmes schaden kann — jedes vorgebliche Ärgerniſs zur Last, das gewisse Leute, in deren Umständen, Erziehung, Kopf, Herzen oder Sitten der wahre Grund, warum sie geärgert werden, liegt, ohne seine mindeste Schuld an seinen Schriften nehmen.

DER PFARRER. Ohne seine mindeste Schuld, sagten Sie. Vortrefflich! Dieſs ist der Punkt, auf den alles lediglich ankommt. — Ich kann es nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daſs es so boshafte Menschen gebe, die einem Schriftsteller den Miſsbrauch seiner Werke bloſs darum zum Vorwurfe machen sollten, weil sie ihn gern um die Hochachtung seiner Zeitgenossen bringen möchten. —

ICH. Ich konnt' es auch lange nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daſs es so boshafte Menschen gebe. Aber eine Erfahrung von vielen Jahren hat mich anders belehrt, mein lieber Herr Pfarrer. Das Geschlecht der Kinder Belials steht noch in voller Blüthe.

DER PFARRER. Indessen werden Sie doch nicht in Abrede seyn, daſs die Schriftsteller zuweilen selbst Schuld daran

sind, wenn schwache Seelen sich an ihnen ärgern, oder wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute noch schlimmer durch sie werden.

ICH. Ich gestehe Ihnen dieſs ohne Schwierigkeit. Nur erlauben Sie mir hinzu zu setzen, Herr Pfarrer, daſs es Schriftstellern von einer gewissen Klasse — oder, um deutlicher zu reden, Moralisten, Naturforschern, Dichtern, Satirikern, Schriftstellern, denen die Natur eine mehr als gewöhnliche Gabe von Witz und Laune zugetheilt hat, und überhaupt allen, die über die menschlichen Angelegenheiten frey von der Brust weg schreiben, — eben so unmöglich ist, zu verhindern, daſs schwache Seelen sich nie an ihnen ärgern, als es dem weisesten Regenten unmöglich ist, zu verhindern, daſs seine Staatsverwaltung nicht immer von einer Menge kurzsichtiger Seelen in und auſser seinem Lande getadelt werde.

DER PFARRER. Hierin, glaube ich, haben Sie Recht.

ICH. Schwache Seelen, lieber Herr Pfarrer, sind kranke Seelen. Was kann die rothe Farbe dafür, daſs sie einem kranken Auge weh thut?

DER PFARRER. Ich merke, wo Sie hinaus wollen.

ICH. Nirgendshin, als wohin uns der gerade Weg führen wird. Ich denke, was die schwachen Brüder betrifft, die sich oft sehr zur Unzeit und an den unschuldigsten Dingen ärgern, darüber sind wir einig. Es käme viel auf die Herren Ihres Ordens an, wenn die Anzahl dieser Leute kleiner werden sollte. Aber, wer andern den Staar stechen soll, muſs selbst sehen. Was für klägliche Moralisten, was für Wiegenkinder in der Natur- und Menschenkenntniſs, sind die meisten unter

denen, die uns öffentlich lehren sollen, was recht und gut und schön und löblich sey, damit wir ihm, nach Sankt Pauls Ermahnung, nachdenken, und (wie ohne Zweifel seine Meinung war) nachtrachten können! [3] Lieber Gott! Was für Sokratesse! und ein Sokrates soll und muſs doch wohl aufs wenigste jeder Lehrer seyn, der geringste wie der vornehmste, oder wie soll er uns lehren können?

Der Pfarrer zuckte die Achseln.

ICH. Verzeihen Sie mir diesen kleinen Ausfall! Er soll mich nicht von dem abführen was ich sagen wollte. Sie erwähnten vorhin, die Schriftsteller hätten zuweilen selbst die Schuld, wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute oft schlimmer durch sie würden. — Aber, mein bester Herr Pfarrer, nennen Sie mir das Ding, wodurch ein zum Bösen ohnehin geneigter Mensch nicht schlimmer werden kann.

Der Pfarrer hatte die angestrengte Miene eines Menschen, der sich auf etwas besinnt und es nicht finden kann. — Die Sache kann freylich aus mehr als Einem Gesichtspunkt angesehen werden, sagte er endlich.

ICH. Dieſs erfuhr ich selbst, da letzthin bey einer Dame von vorzüglicher Einsicht die Unterredung auf diese Materie fiel. Die Frau sagte darüber etwas, das mir so auſserordentlich klar und entscheidend vorkam, daſs ich nichts besseres thun kann, als es Ihnen mit ihren eigenen Worten, deren ich mich noch ganz genau erinnere, mitzutheilen. Ein Gedicht, eine Erzählung, kurz, ein Werk von einer gewissen Gattung, (Sie errathen leicht, Herr Pfarrer, daſs von der erotischen

3) Filipp. IV. 8.

und komischen Gattung die Rede war) kann, sagte sie, einem Leser in die Hände fallen, dem es vielleicht in tausend andern Augenblicken unschädlich gewesen wäre: aber gerade in dem Augenblicke, da er es liest, befindet er sich unglücklicher Weise in einer Leibes- und Gemüthsverfassung, dafs ein einziges reitzendes Bild mehr, oder ein einziger Grad, um den der Verfasser seine ohnehin entzündete Einbildungskraft erhöht, hinlänglich ist, die befsre Seele zu überwältigen, und den Menschen zu einer unsittlichen Handlung, die er nicht verübt hätte, wenn er diefs Gedicht, diese Erzählung nicht gelesen hätte, hinzureifsen. Ein Glas Wasser, setzte sie hinzu, kann so voll seyn, dafs ein einziger Tropfen, der noch hinzu kommt, hinlänglich ist, es überlaufen zu machen. — Wie ists möglich, dafs ich einen so simpeln Gedanken in meinem ganzen Leben nie gehabt habe? rief ich. Hätt' ich ihn gehabt, da ich die komischen Erzählungen drucken lassen wollte, sie wären auf der Stelle ins Feuer geworfen worden.

DER PFARRER. Sagten Sie das wirklich?

ICH. Wirklich, oder doch so etwas, das sehr deutlich zu verstehen gab, dafs diefs mein Gedanke war.

DER PFARRER. Das Bild vom vollen Glase Wasser spielte Ihnen einen kleinen Streich, wie ich sehe. Wenn Ihre Eigenliebe harthäutiger wäre als sie zu seyn scheint, hätten Sie leicht eine Ausflucht finden können. Ein Mensch, der sich in einem so gefährlichen Gemüthsstande befindet, dafs es nur noch einen kleinen Stofs braucht, um ihn zu Begehung einer Lasterthat zu treiben, ist freylich sehr zu bedauern: aber Schriftsteller können auf solche Menschen keine Rücksicht

nehmen. Denn man könnte tausend gegen eins setzen, daſs in diesem nehmlichen Augenblick irgend ein andrer kleiner Zug, oder Druck, oder Stoſs, unter der unendlichen Menge von Zügen, Drücken und Stöſsen, womit alle Dinge in der Welt in unaufhörlicher Wirkung und Gegenwirkung auf einander los arbeiten, gerade dieselbe Wirkung hervorgebracht haben würde. — Diesem ungeachtet denk' ich doch, die Vorstellung, daſs es so leicht ist, durch Schriften, die in jedermanns Hände kommen, diesem oder jenem Schaden an seinem Kopfe oder Herzen zu thun, sollte die Schriftsteller ein wenig behutsamer machen, als viele, und — verzeihen Sie mir — als vielleicht Sie selbst gewesen sind.

ICH. So denk' ich jetzt auch. Aber damahls, da ich die komischen Erzählungen und den Idris dichtete, hatte ich die Welt, von der ich gelesen seyn wollte, und die solche Werke ohne Schaden lesen kann, so lebhaft vor Augen, daſs ich nicht daran dachte, daſs diese Gedichte auch vorwitzigen Knaben und glühenden Jünglingen (glühende Mädchen giebt es, glaube ich, nicht, und an denen, die es sind, ist schon nichts mehr zu verderben) in die Hände fallen, jene lüstern machen und bey diesen Öhl ins Feuer gieſsen würden. Und sagen Sie selbst, Herr Pfarrer, — Sie scheinen ein Mann von Einsicht zu seyn, [4] an den man eine

4) Diese Parenthese wäre besser weggeblieben. Das Kompliment half dem Pfarrer zu nichts, er mochte es verdienen oder nicht; aber es sah doch immer wie eine Bestechung aus, und konnte auch bey dem ehrlichsten Manne wider seinen Willen die Wirkung einer Bestechung haben.

solche Frage thun kann — was würde aus einem Schriftsteller meiner Art werden, wenn er sich durch die Vorstellungen der Misſdeutungen und des verkehrten Gebrauchs, dem seine Werke ausgesetzt sind, ängstlich machen lassen wollte? Es ist eine armselige, niederschlagende, dem Genie alle seine Federn ausrupfende Leidenschaft um die Ängstlichkeit. Es ist unmöglich, daſs ein Mann, er sey Dichter, oder Filosof, oder Arzt, oder Mahler, oder Feldherr, oder was Sie wollen, — wenn er bey jedem neuen Gedanken, bey jedem Feder- oder Pinselzug, bey jedem Recept, das er verschreibt, bey jeder Ordre, die er giebt, u. s. w. von den Gedanken beunruhigt würde: wird dieſs nicht bey irgend jemand eine falsche Wirkung thun? werd' ich nicht um den zehnten Theil einer Haarbreite über die Schönheitslinie hinaus fahren? wird dieſs dem Kranken nicht zu warm oder zu kalt machen? wird sich nicht vielleicht in diesem Augenblick ein Umstand ereignen, der meinen Plan verrückt, und also meine Ordre nachtheilig macht? — es ist unmöglich, sage ich, daſs einem solchen Mann eine Zeile, ein Pinselstrich, eine Kur, oder eine schöne That gelinge!

DER PFARRER. Ich fühle, daſs ein Mann wie Sie so denken muſs, und ich bin weit entfernt, die Behutsamkeit, die ich allen Männern wie Sie anrathen möchte, bis zur Ängstlichkeit getrieben zu wünschen.

ICH. Dieſs ist gut zum Sagen, lieber Herr, aber in der Ausübung so leicht nicht, als Sie vielleicht denken. In den glücklichen Augenblicken des Genies und der Laune würde Behutsamkeit die nehmliche Wirkung thun, die bey gewöhnlichen Menschen Ängstlichkeit thut. — Überdieſs, sagen

Sie mir ums Himmels willen, wozu alle mögliche Behutsamkeit eines Schriftstellers am Ende helfen soll? — Überlegen Sie nur einen Augenblick den Zustand der Welt. Können Sie im Ernste glauben, daſs durch ein paar neue scherzhafte Erzählungen oder erotische Gemählde [5] etwas an ihr verdorben werden könne? Haben wir nicht eine unendliche Menge von alten und neuen Werken dieser Art, die in jedermanns Händen, und wovon die ärgerlichsten schon zwey hundert Jahre lang sogar klassisch sind? Gleichen nicht die Wohnungen der meisten Personen von Stand und Vermögen in den groſsen Städten von Europa dem Hause des Hippias im Agathon? — Nehmen Sie doch die *Baisers* noch einmahl in die Hand, und sehen Sie diese Vignetten an! Was sagen Sie zu den Stellungen und Lagen der holden Nymfe Thais, deren Triumfe in diesen Gedichten besungen werden? Und gleichwohl schimmert dieſs Buch dermahlen in den Bücherschränken einer Menge von Damen vom ersten Rang und von unbescholtenem Rufe. Und warum sollt' es nicht darin stehen, da unter Personen von einem gewissen Stande vielleicht wenige sind, die nicht mit eignen Augen gesehen haben sollten, was *Therese la Philosophe* für ein Buch ist, [6] wiewohl es mit unsern Sitten noch nicht so weit gekommen ist, daſs mans öffentlich gestände? Doch gesetzt auch, ich irrte mich hierin, wie viele Personen unter denen, die man zur

5) Man bittet erotische Gemählde nicht mit asotischen zu verwechseln.

6) Dieſs mag wohl verschiedene Einschränkungen leiden; wenigstens wird die jetzige Generazion immer decenter.

grofsen und feinen Welt rechnet, (junge unverheirathete Töchter ausgenommen) sind wohl, die Bokazens Decameron, den Ariost, die Contes des la Fontaine, den Sofa und Ecumoire, den Angola, und eine Menge andrer Werke dieses Gelichters nicht gelesen haben? Und was meinen Sie dafs die komischen Erzählungen, oder gewisse Stellen des Idris, an der Einbildungskraft aller dieser Personen schlimmer machen könnten?

DER PFARRER. Sie nennen mir da Bücher, die ich nur durch ihren bösen Ruf kenne. Aber, mein bester Herr W**, — wenn dem so ist wie Sie sagen, in was für einer Zeit leben wir!

ICH. In der Zeit, die immer gewesen ist, lieber Herr Pfarrer. Sie haben doch die heiligen Väter gelesen? War es etwa besser zu den Zeiten eines Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus? Ihre Homilien und die Geschichte beweisen, dafs es um ein grofses Theil ärger war. Die guten Sitten zirkulieren in der Welt herum, wie alles andre. Jetzt sehen wir sie in den Kolonien von Nordamerika. 7) Es ist ein labender Anblick für den Menschenfreund, ein tugendhaftes Volk zu sehen! — Hunderttausende, von Einem durch sie alle hinströmenden Geiste belebt, die mit hohem Muthe, standhaft und unerschütterlich, die unverlierbaren Rechte der Menschheit behaupten; ein Volk, wo alle einzelne Glieder in die Wette eifern, ihre Privatvortheile dem gemeinen Besten aufzuopfern; wo Alte und Junge, Männer und Weiber,

7) Diefs ist dermahlen, im Jahre 1797, schon nicht mehr so wahr, als vor zwey und zwanzig Jahren.

denken und handeln, wie die Helden und Heldinnen im Plutarch! — Aber könnten wir in hundert Jahren wieder kommen, und uns nach den Sitten dieses nehmlichen Volkes umsehen, das jetzt vor den Augen des menschlichen Geschlechtes eine so große Rolle spielt, — wie unkennbar würden wir sie finden! — Öffentliche, bürgerliche und häusliche Tugend macht ein Volk frey, unternehmend, arbeitsam, mäßsig, wirthschaftlich. Ist seine Lage nur einigermaßsen günstig, so muſs es nothwendig durch diese Eigenschaften reich und mächtig werden. Aber so bald es einen gewissen Grad von Macht und Reichthum überstiegen hat, helfen weder menschliche noch göttliche Anstalten mehr, der Üppigkeit den Zugang zu verwehren. Die Sitten verderben sich. Das reiche und mächtige Volk sinkt von Stufe zu Stufe wieder herab; und jede Stufe seines Falles wird die Stufe der Erhebung eines andern Volkes, das durch Tugend steigt, um künftig wieder durch Üppigkeit und Übermuth zu sinken. — In diesem ewigen Zirkel dreht sich die Menschheit herum, und im Ganzen bleibt die Welt immer, was sie war.

DER PFARRER. Ich liebe die Wärme des Herzens, die Sie zu dieser Digression hinriſs, und beklage das Menschengeschlecht, wenn es (wie ich befürchte) so ist, wie Sie sagen; wiewohl sich manches dagegen einwenden lieſse. Aber lassen Sie uns zu dem Punkte zurückkehren, von dem wir auf die Seite gekommen sind. — Erlauben Sie mir eine Frage, (sagte der gute Pfarrer mit einem gewissen herzlichen Ton, indem er seinen Stuhl ein wenig näher an den meinigen rückte) — mein Herz liebt das Ihrige; ich kann Sie durch meine Freymüthigkeit nicht beleidigen; und zudem sind wir ja allein.

ICH. Dieser Umstand macht nichts zur Sache. — Die ganze Welt könnte uns zuhören, ich würde darum weder Ihnen noch mir selbst weniger Freyheit zugestehen, als jetzt, da wir allein sind. Ein einzelner rechtschaffner Mann ist mir so ehrwürdig, als eine Landsgemeinde. Aber was wollten Sie mich fragen?

DER PFARRER. Es ist mehr eine Frage an Ihr Herz, oder (wie wir Geistliche zu reden pflegen) an Ihr Gewissen, als an Ihre Vernunft; denn der letztern fehlt es, wie Sie wissen, nie an Gründen, wenn sie etwas behaupten will, woran der Eigenliebe gelegen ist. — Ich will Ihnen gern zugeben, daſs der Verfasser eines nützlichen Werkes sich wegen des zufälligen Schadens, den dieser oder jener, wider seine Absicht, dadurch nehmen könnte, zu beruhigen alle Ursache hat. Aber wenn Werke der Einbildungskraft so beschaffen sind, daſs sie auf der einen Seite, auch im glücklichsten Falle, (ich meine, wenn sie nur von Personen gelesen werden, denen sie nichts schaden können) wenig oder nichts nützen, hingegen einer Menge Menschen, für die sie nicht geschrieben sind, denen sie aber täglich in die Hände fallen können, fast nothwendig schaden müssen — sagen Sie mir, mein bester Herr W**, wie kann ein Menschenfreund den Gedanken ertragen, der Verfasser solcher Werke zu seyn? Und (wenn ich anders noch näher an Ihr Herz dringen darf) wie ists möglich, daſs ein Menschenfreund jemahls den Gedanken hat fassen können, solche Werke zu schreiben?

ICH, nach einer kleinen Pause. Sollten Sie es vorhin überhört haben, wie ich Ihnen sagte, daſs die bloſse Möglichkeit,

durch einige scherzhafte Gedichte (wiewohl sie nur einen kleinen Theil meiner Schriften ausmachen) zur Verschlimmerung irgend einer menschlichen Seele vielleicht Gelegenheit gegeben zu haben, mir, so oft sie sich mir darstellt, höchst schmerzhaft sey? — Ich sagte Ihnen aber auch, was mir diesen Gedanken erträglich mache: und in der That, was nicht zu ändern ist, muſs man ertragen lernen; oder wissen Sie ein anderes Mittel? — Ich habe also die erste Ihrer Fragen schon voraus beantwortet. Auf die andre könnte ich Sie bitten, einen Augenblick zu bedenken, daſs Sie ein Mensch sind, und mit einem Menschen reden. Irren und Fehlen — es sind schlimme Gebrechen, lieber Herr Pfarrer! — aber wer kann sich davon frey sprechen? Ich kann gefehlt haben, da ich den Gedanken faſste so ein Gedicht zu machen, wie Endymion oder Juno und Ganymed ist; aber dieſs bin ich gewiſs, daſs ich damahls, da ich vor eilf oder zwölf Jahren einige Erhohlungsstunden mit deren Verfertigung zubrachte, weder die Absicht noch die Besorgniſs hatte, jemanden dadurch schädlich zu seyn.

Indem ich dieſs sagte, trat meine älteste Tochter in das Zimmer, um mir etwas ins Ohr zu sagen. Der Pfarrer betrachtete sie mit groſser Aufmerksamkeit, und drückte sein Vergnügen über die Bildung, und einen gewissen Wiederschein einer heitern schönen Seele, der ihm in einem Gesichte von sechs bis sieben Jahren ungewöhnlich schien, mit der naiven Gutherzigkeit aus, die ihm vermuthlich das Herz unserer Leser, eben so wie das meinige, schon lange gewonnen haben wird. Als das Mädchen wieder weggegangen war, machte sie einige Minuten den Gegenstand unsers Gespräches aus. Sie müssen

Sich sehr glücklich fühlen, so oft Sie dieſs Kind ansehen, sagte der gute Pfarrer. Sehr glücklich, war meine Antwort; und werd' es noch mehr seyn, wenn ich lebe, um die Hoffnungen erfüllt zu sehen, die ich mir von ihrem Herzen, von ihren Fähigkeiten, und von meiner Art sie zu erziehen mache.

Werden Sie, sagte der Pfarrer lächelnd, ihr auch den Idris und die komischen Erzählungen zu lesen geben?

Der gute Mann sagte dieſs zwar lächelnd; aber es war nicht das beleidigende Hohnlächeln eines von Eigendünkel strotzenden Gelbschnabels, dessen kleines unartiges Seelchen vor boshafter Freude hüpft, weil er sich einbildet, er habe seinem Gegner eine Nuſs aufzuknacken gegeben. Ich sah es deutlich in seiner ganzen ehrlichen Gesichtsbildung, daſs sein Herz an kein Arges dachte. Es war das Lächeln der Gutherzigkeit, welche durch eine allzu freymüthige Frage den Freund in Verlegenheit zu setzen besorgt, und den Fehler durch ein Zeichen ihrer Unschuld und harmlosen Absicht wieder gut machen möchte.

ICH. Herr Pfarrer, Sie wissen, es kommt beym Fragen viel darauf an, wer der Mann ist, der die Frage thut, und wer der Mann ist, der gefragt wird. Ich kenne manchen Klerikus und Laien, dem ich auf die nehmliche Frage, die Sie jetzt an mich gethan haben, mit stillschweigender Verachtung antworten würde. Aber Ihnen will ich antworten wie einem braven Manne; denn der sind Sie; und Sie verdienen auf jede Frage eine freundliche Antwort, gesetzt auch, Sie hätten — wie dieſsmahl — etwas gefragt, das Sie Sich sehr leicht selbst beantworten konnten. Ich sage Ihnen also: Nein; ich werde meinen Töchtern weder den Idris noch die komischen

Erzählungen, so wenig als die *Dialogos Meretricios* des Lucian oder den goldnen Esel des Apulejus zu lesen geben; aber ich werde sie auch — mit Hülfe einer Mutter, deren bloſses Beyspiel die beste moralische Erziehung für ihre Töchter ist — so zu erziehen trachten, daſs es ihnen nichts schaden sóll, wenn ihnen etwa, durch irgend einen Zufall, eines der genannten Büchlein in die Hände fallen sollte. Eine gesunde Seele gleicht auch in diesem Stücke (wie in vielen andern) einem gesunden Leibe, der im Nothfall einen kleinen Exceſs aushalten, und manches ohne Gefahr zu sich nehmen und wieder an den gehörigen Ort befördern kann, was einen entkräfteten und mit verdorbnen Säften angefüllten Körper gefährlich krank machen würde.

DER PFARRER. Sie verdienen in Ihren Kindern glücklich zu seyn —

ICH. Wenigstens ist das höchste Glück, das ich mir vom Himmel erbitte, daſs er — wie sehr auch meine Seele an den holden Geschöpfen hängt — lieber jedes von ihnen vor meinen Augen tödten, als sie den Augenblick erleben lassen wolle, wo die Unschuld ihrer Seele durch einen andern Flecken, als den eine Thräne wieder auswaschen kann, befleckt werden sollte. Wie oft hat der bloſse Gedanke — wenn ich das gute gefühlvolle Mädchen, das Sie eben jetzt sahen, bey einem Anlaſs, wo die schöne Empfindsamkeit ihres noch nichts Böses ahnenden Herzens sich durch Worte oder Handlung äuſserte, mit innigem Wohlgefallen betrachtete — wie oft hat da der bloſse Gedanke, daſs die Reinigkeit und ungefärbte Güte dieser Seele in einer so verderbten Welt als die, worin wir leben, Schaden leiden könne, ja beynahe unvermeidlich

leiden müsse, mein Herz umgekehrt und meine Augen mit Thränen erfüllt!

DER PFARRER. O Dichter, Dichter! was für eine wunderbare Art von Geschöpfen seyd ihr! — Ich lese die Aufrichtigkeit, womit Sie mir dieſs sagen, in Ihren Augen, hör' es in dem gerührten Ton Ihrer Stimme, fühl' es sympathetisch in meinem Innersten! — es kann mir gar nicht einfallen, daſs Sie in diesem Augenblick ein Schauspieler wären; und wozu hätten Sie auch vonnöthen, Komödie mit mir zu spielen? — Und mit solchen Empfindungen, mit einer solchen Sinnesart, konnten Sie gleichwohl Gedichte machen, die Sie vor Ihren Töchtern verbergen müssen!

Der kleine Anfall von Laune, der den guten Mann zu dieser Apostrofierung der Dichter hinriſs, hatte etwas so drolliges, und überhaupt athmete in seinem ganzen Thun und Wesen eine so unzweydeutige Wohlmeinenheit, daſs es wirklich unmöglich war, ihm etwas übel zu nehmen. Ich erwiederte ihm also lächelnd: Sie irren Sich sehr, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie denken, daſs ich die komischen Erzählungen oder den Idris deſswegen für verdammenswürdig halte, weil ich nicht für gut finde, daſs sie von jungen Mädchen gelesen werden. Der Grund, warum ich diese Gedichte, und alle andre Bücher dieser Art, aus der sehr kleinen Büchersammlung junger unverehlichter Frauenzimmer ausschlieſse, ist der nehmliche, warum ich, bey aller schuldigen Ehrerbietung, die ich für die Bibel hege, nicht wollte, daſs meine Tochter oder irgend eines ehrlichen Mannes Tochter das hohe Lied Salomonis, oder gewisse Kapitel in den Büchern Mose, im Buche der Richter und im Profeten Ezechiel zum

Gegenstand ihrer Meditazion machen, oder nur jemahls — bis sie ohne Schaden alles lesen darf — zu Gesichte bekommen sollte. Denn wahrlich, so lang' ihr die Abenteuer des Ritters Itifall und der irrenden Prinzessin Schatulliöse schädlich seyn können, werden die Galanterien der Dame Ahala und ihrer Schwester Ahaliba — ungeachtet ihrer allegorischen Deutung — wenig zur Verschönerung ihrer Seele beytragen.

DER PFARRER. Ich kann und will nicht glauben, daſs Sie dieser Kapitel eines Buches, dessen göttliche Eingebung Sie verhoffentlich nicht läugnen, in der bösen Absicht erwähnen sollten, mit welcher der Spötter Voltaire sie bey jeder Gelegenheit zu citieren pflegt; indessen —

ICH. Lieber Herr Pastor, lassen Sie Sich, ich bitte Sie, ein- für allemahl sagen, daſs ich gar keinen Begriff davon habe, wie man etwas mit böser Absicht reden oder thun kann. Sie können Sich unmöglich einen geradern, offenherzigern und von unlautern Absichten entferntern Sterblichen vorstellen, als der Mann ist, den Sie vor Sich sehen. Wenn ich in vielen meiner Schriften mich der Ironie öfter bedient habe, als es vielleicht der jetzigen Stimmung des Deutschen Nazionalgeistes (wofern wir anders einen haben sollten) angemessen ist: so geschah es gewiſs in keiner schlimmern Absicht, als in welcher Sokrates ehemahls unter den Athenern (die ihn gröſsten Theils nicht besser verstanden als mich die Deutschen) das nehmliche that. Aber hier zwischen Ihnen und mir bedarf es der Ironie gar nicht, und ich verspreche Ihnen Hand in Hand, daſs ich, so lang' ich mit Ihnen sprechen werde, so unverstellt und geradezu sprechen will, als meine Seele mit sich selbst zu reden

pflegt. Meine Absicht, da ich vorhin der schändlichen Geschichte der Ahala und Ahaliba im Ezechiel erwähnte, war eben nicht, die Methode zu miſsbilligen, deren sich der Profet bedient, um das treulose Betragen des Volkes Israel und Juda gegen den Gott seiner Väter in der abscheulichsten Gestalt darzustellen. Ich wollte nichts damit sagen, als was Sie, mein ehrwürdiger Herr, gewiſs nicht zu läugnen begehren werden: daſs die Geschichte der Abscheulichkeiten der beiden Schwestern Ahala und Ahaliba (im sechzehnten und drey und zwanzigsten Kapitel Ezechiels) gewiſs eben so wenig, als die Geschichte der Schwachheiten der spröden Diana und der Unverschämtheiten der Königin Juno in den komischen Erzählungen, dazu gemacht sind, von unschuldigen jungen Mädchen gelesen zu werden. Und so beweist diese Instanz immer so viel, daſs die besagten komischen Erzählungen — wiewohl aus andern Gründen viel verdammliches daran seyn mag — gewiſs nicht aus diesem Grunde verwerflich sind, weil sie nicht in die Bibliothek junger Töchter gehören. Ich sagte vorhin eben so wenig, und that mir selbst damit Unrecht. Denn ich kenne eine ziemliche Anzahl vernünftiger Weiber von unzweydeutiger Tugend, welche Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt ohne Bedenken gestehen werden, daſs sie den Idris und die komischen Erzählungen, vielleicht mehr als Einmahl gelesen haben, und nicht schlimmer dadurch geworden sind: aber ich kenne keine vernünftige und tugendhafte Frau, welche die besagten Kapitel des Profeten lesen würde, wenn sie ihren Inhalt, und die grellen Farben, womit die Ausschweifungen der beiden Schwestern gemahlt sind, ahnen könnte, und keine Frau, von welchem Karakter sie

seyn mag, die über dem Lesen derselben von einem ehrlichen Manne angetroffen werden möchte.

DER PFARRER. Die Sittenlehrer pflegen sonst, wie Ihnen nicht unbekannt seyn kann, die feine Art, schlüpfrige und zur Wollust reitzende Gegenstände zu behandeln, für weit gefährlicher zu halten, als diejenige, da man das Laster, ohne einen verschönernden Schleier darüber zu werfen, ungescheut mit seinen rechten Nahmen nennt, und mit seinen natürlichen Farben in seiner ganzen viehischen Mifsgestalt darstelt.

ICH. Es giebt Sittenlehrer, mein lieber Herr Pfarrer, die zuweilen nicht wissen was sie reden. Man mufs weder die Welt kennen, noch selbst die mindeste Feinheit des sittlichen Gefühls haben, um zu behaupten, dafs eine Elegie von Tibull den Sitten eines jungen Menschen gefährlicher sey als die Priapeia. Alle rechtschaffnen und aufrichtigen Männer, die ich noch um diese Sache gefragt habe, haben mich des Gegentheils aus Erinnerung ihrer eignen Erfahrung versichert; und es wäre nichts leichter, als die Sofistereyen eines Bayle über diesen Punkt mit den triftigsten Gründen zu widerlegen, wofern es nöthig wäre. Übrigens dächt' ich doch ein Mann von Ihrer Unterscheidungsfähigkeit sollte den Unterschied nicht übersehen, der zwischen einem verhüllenden und verschönernden Schleier ist. Das Laster an sich selbst ist häfslich; wer es verschönern wollte, würde es schminken und heraus putzen müssen, und dadurch allerdings zu einem schändlichen Betrüger und Kuppler werden. Aber, wie gesagt, verschönern und verschleiern sind zwey ganz verschiedene Dinge. Es giebt Laster, die man nicht genug ent-

blöſsen kann, um sie in ihrer wahren Häſslichkeit darzustellen. Von dieser Art sind zum Beyspiel Ungerechtigkeit, Untreue, Bestechung, Undankbarkeit, Hochmuth, geistlicher und weltlicher, Heucheley und Gleiſsnerey, Unduldsamkeit, Neid, Schadenfreude und dergleichen. Es ist keines unter allen diesen Lastern, das nicht unter dem Schleier der Ehrlichkeit, Tugend und Religion von jeher die Welt belogen, und bloſs darum, weil es so gut verschleiert und maskiert war, fast immer ungestraft unendlich viel Unheil angerichtet hätte. Diesen Lastern den vermummenden Schleier und die verschönernde Maske abzuziehen, ist nöthig, ist Pflicht der Weisen und Guten; ihre Nacktheit ist das unfehlbarste Mittel Abscheu zu erwecken, und kann nie gefährlich seyn. Aber es giebt, wie Sie wissen, auch andre unsittliche Leidenschaften und Handlungen, — diese mögen nun Vergehungen eines unbesonnenen Augenblicks, oder Ausschweifungen eines an sich der Natur sehr gemäſsen Triebes, oder Früchte lasterhafter Gewohnheiten seyn, — welche der Sittenlehrer eben darum verschleiern muſs, weil es gefährlich wäre, sie zu sehr zu entblöſsen. Sie verstehen mich, Herr Pfarrer, und verlangen wohl keine genauere Erklärung über diesen Punkt?

DER PFARRER. Nein; auch war meine Meinung vorhin eben nicht, den Sittenlehrern, deren ich erwähnte, schlechterdings Recht zu geben.

ICH. Überdieſs, was auch einige wirkliche oder seyn wollende Katonen sagen mögen, ist nichts falscher als der stoische Lehrsatz: Alle Sünden sind gleich. —

DER PFARRER. So viel ich weiſs, giebt es (wenigstens heut zu Tage) keinen vernünftigen Sittenlehrer mehr, der diesen übertriebenen Satz behauptete.

ICH. Ich will es Ihnen glauben; denn ich selbst kann es nicht wissen, da ich nur wenig von dem, was gedruckt wird, lesen kann. Aber ich finde doch häufig genug, daſs man in besondern Fällen gerade so urtheilt, als ob man jenes Paradoxon der Stoa für einen Grundsatz hielte. Denn woher sonst der Vorwurf, den ich so oft habe hören müssen, daſs ich in meinen komischen Gedichten meine Talente gemiſsbraucht hätte, gewisse Laster mit reitzenden Farben zu schildern und in ein verführerisches Licht zu setzen? Wie hastig, und mit wie wenig Unterscheidung haben die Herren, welche aus diesem Tone sangen, geurtheilt! Man sollte wenigstens die Sache sehr genau untersucht haben, ehe man einen Mann, der einige Ansprüche an Verdienst und Achtung zu machen hat, mit so gehässigen Vorwürfen zu belegen wagte. Aber viele dieser gestrengen Herren sind so weit entfernt mit Kenntniſs der Sache zu sprechen, daſs sie die Werke, die sie mit dem entscheidendsten Censorton als unsittlich und seelenverderblich verdammen und alle fromme Christen davor als vor Tod in Töpfen warnen, nicht einmahl gelesen haben. — Wiewohl, da die Herren nicht lesen können, dieſs freylich am Ende nichts verschlägt. Für gewisse Leute sind alle Sünden gleich; nicht weil diese Leute Stoiker sind, oder gern paradoxes Zeug behaupten; sondern weil sie so wenig Welt- und Menschenkenntniſs haben, daſs Messalina und Ninon Lenclos, Ahaliba und Danae, Delila und die neue Heloise, in ihren Augen Geschöpfe von einerley Art sind. Es sind H*r*n,

sagen sie, und bilden sich dann ein, gewaltige Sittenlehrer zu seyn, und der Tugend einen mächtigen Dienst gethan zu haben, dafs sie das Kind so freymüthig mit dem rechten Nahmen genannt. — Gott bewahre mich, dafs ich jemahls unsittliche Handlungen beschönigen, oder den Abscheu, den sie verdienen, vermindern wollte! Aber ist es nicht auf der andern Seite. Pflicht des Menschen und Christen, nur das Laster, nicht die Personen die es begangen haben, zu verabscheuen? Und wie soll es jemahls möglich seyn, diese Pflicht gehörig auszuüben; wie soll der Unbilligkeit und Lieblosigkeit in Verurtheilung unsers Nebenmenschen, worüber auch die Sittenlehrer Ihres Ordens so viele Klagen führen, gesteuert werden können, wenn man keine Rücksicht auf die Umstände nehmen lernt noch nehmen will, durch welche die nehmliche Handlung, die an dem einen den höchsten Abscheu verdient, bey dem andern mehr bedauerns - als strafwürdig ist? Wenn man keinen Unterschied zwischen den ungeheuersten Verbrechen und den menschlichsten Schwachheiten macht? Keinen Unterschied zwischen dem Gleifsner, der immer Tugend und Religion auf der Zunge hat, und beider durch seine Thaten spottet, und dem Biedermanne, der blofs darum weniger vorsichtig ist bösen Schein zu meiden, und sorgloser, sich bey dem Pöbel durch die bekannten Mittel in gute Meinung zu setzen, weil er zu gewifs weifs, dafs er ein rechtschaffner Mann ist, um sich viel darum zu bekümmern, ob er auch von Öchslein und Eselein dafür erkannt werde? Zwischen dem Schurken, der (wie Juvenal sagt) den Kurius oder Kato heuchelt und Bacchanale lebt, und dem ehrlichen Manne, der, in einem Anstofs von leichtsinniger Fröhlichkeit, seiner Einbildungskraft

und seinem Witz zu viel Freyheit erlaubt? Zwischen dem schändlichen Sänger seiner eignen krapulösen Ausschweifungen (einem Rochester oder Grecourt) und dem harmlosen Anakreon, der in seinem neunzigsten Jahre (dem stärksten Zeugen seiner Mäſsigung und Weisheit) noch Rosen um seine Glatze wand, und zwischen Jünglingen und Mädchen, unter dem sanften Ionischen Himmel, der Freude opferte, ohne die er weder so alt geworden, noch in seinem Alter so liebenswürdig gewesen wäre? Keinen Unterschied zwischen einer nächtlich schwärmenden Priesterin der Venus Volgivaga, und einer Leontium, für welche die Grazien und Musen (mächtige Fürsprecherinnen!) beynahe die Tugend selbst zu Nachsicht bestechen könnten? Zwischen einer Schatulliöse, die unter der Maske einer spitzfindigen Delikatesse heimlich allen Forderungen eines unbändigen Temperaments genug thut, und einer Fädra, die nicht eher, als nach einem alle ihre Kräfte erschöpfenden Kampfe, der Allgewalt einer unfreywilligen Leidenschaft unterliegt, oder einer Julie, deren Seele durch ihren Fall selbst ihre Reinigkeit nicht verliert, und der Tugend, auch da sie sich von ihr verirrt, herzlicher ergeben ist, als manche anmaſsliche Lukrezia, die sich groſse Dinge auf eine Keuschheit einbildet, welche niemand auf die Probe zu stellen begehrt? — Die Pflicht des Dichters, wie des Beobachters und Geschichtschreibers der Menschheit, ist, alle Arten von Karaktern (an deren getreuer Abschilderung doch wohl so viel gelegen ist, als an genauer und vollständiger Beschreibung aller Arten von Schwämmen, Würmern, Fliegen, Läusen, u. s. w. welche so vielen braven Männern billig zum Verdienst angeschrieben wird) so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht

wie sie ein Mensch sich einbildet, der sich in seinem Studierstübchen den Kopf mit willkührlichen Abstrakzionen und Spinneweben angefüllt hat. Die Aspasien, die Danaen, die Musarion, sind in der Natur; es sind keine Hirngespenster, wie mancher von Schulwitz frisch aufgeblasener Homunkulus und mancher alte halb kindische Hosenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meistens sehr unbedeutenden Zirkelchen seiner Bekanntschaften nichts dergleichen gesehen hat. Diese Aspasien, Danaen, u. s. w. sind freylich, wie die Magdalenen der Korreggio und Cignani, sehr liebenswürdige Sünderinnen; aber wer kann dafür? Man mufs ihnen dennoch ihr Recht widerfahren lassen! Wenn es Unrecht ist, dem Teufel selbst zu viel zu thun: so kann wahrlich ein Dichter, dem Natur und Wahrheit ehrwürdig sind, eine Sünderin, welche alles, was schön und liebreitzend und bezaubernd ist, in ihrem Geist, ihrer Person und ihrem Umgang vereinigt, nicht mit den ekelhaften Farben mahlen, die sich nur für die Ahala's und Ahaliba's schicken. Sie bleibt darum nicht weniger tadelnswürdig, in so fern sie eine Sünderin ist: aber wenn sie nun gleichwohl Witz, Geschmack, feine Empfindung, Lebensart, Kenntnisse, Talente, kurz tausend Verdienste und Reitzungen hat, die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochnes Zauberlicht werfen; soll der Dichter sie nicht schildern wie sie ist? Oder ist er zu tadeln, wenn sie in seinem Gemählde sich selbst ähnlich, und also eben so verführerisch ist als in der Natur? Kann man ihm da nur mit dem Schatten eines vernünftigen Grundes vorwerfen, dafs er die Sünde reitzend gemahlt habe, in der Absicht das Volk sündigen zu machen?

DER PFARRER, lächelnd. Ich habe Sie lange reden lassen; und ich dächte, dieſs sollte einem Manne meines Standes, der von Amts wegen so oft allein reden muſs, und sich dadurch unvermerkt eine Gewohnheit, ohne Ein- und Widerrede zu sprechen, zuzieht, als einiges Verdienst angerechnet werden —

ICH. Allerdings, und für kein geringes!

DER PFARRER. Und da es mir nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist —

ICH. Auch dieſs, Herr Pfarrer, ist billig einem Klerikus zu gröſserm Verdienst anzurechnen, als einem andern Menschenkinde.

DER PFARRER. Wie satirisch!

ICH. Es ist mein ganzer Ernst. Weiſse Raben sind kaum seltner, als ein Theolog, oder ein Professor, oder der Urheber eines Systems, wär's auch nur ein Schulkompendium, dem es nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist.

DER PFARRER. Ich zweifle nicht, daſs es allen Gelehrten um die Wahrheit zu thun ist; aber die meisten sind so stark von der Wahrheit ihrer Meinungen überzeugt, daſs sie bloſs darum immer Recht haben wollen, weil sie versichert sind, daſs sie wirklich immer Recht haben.

ICH. Das ist eben der Jammer! — Aber, um Vergebung, daſs ich Sie unterbrach. Sie wollten etwas sagen?

DER PFARRER. Ich wollte Ihnen bekennen, daſs ich dasjenige, was Sie zu Ablehnung des Vorwurfs, „als ob Sie gewisse Untugenden aus böser Absicht mit reitzenden Farben geschildert hätten," vorgebracht haben, aller Aufmerksamkeit

würdig finde. Ich muſs gestehen, ich hatte die Sache nie in diesem Licht und von dieser Seite angesehen; und ich begreife nun weit besser als sonst, wie ein Mann von Ihrer Sinnesart die oft genannten komischen Werke verfertigen konnte, ohne zu glauben, daſs er daran Arges thue, ja vielleicht wohl gar in der Meinung Gutes zu thun.

ICH. Sie werden dieſs in der Folge noch besser begreifen; denn ich habe Ihnen noch lange nicht alles gesagt.

Der Pfarrer wartete eine kleine Weile, vermuthlich durch meine letzten Worte auf den Gedanken gebracht, daſs ich wieder reden wollte.

ICH. Fahren Sie immer fort, wenn ich bitten darf. Es ist jetzt noch nicht Zeit, daſs ich das sage, worauf Sie zu warten scheinen.

DER PFARRER. Ich bin also mit meinen Geständnissen noch nicht fertig; denn ich muſs Ihnen gestehen, daſs die wirkliche Existenz solcher verführerischer Geschöpfe, wie Ihre Auroren, Danaen, Amönen u. s. w. oder so ärgerlicher, wie ihre Dianen und Junons, Rahimus und Schatulliösen sind, mir kein hinlänglicher Grund zu seyn scheint, die Moralität der schönen, auch die kälteste Fantasie erhitzenden Gemählde, die Sie uns davon gemacht haben, zu rechtfertigen. Denn Sie selbst begehren doch nicht zu läugnen, daſs in diesen Gemählden etwas Gefährliches und Verführerisches ist, sonst würden Sie nicht gesonnen seyn, sie vor Ihren eignen Töchtern zu verbergen. Nun ist doch nichts natürlicher als die Frage: Was haben andrer Leute Töchter verbrochen, daſs Sie gar keine Rücksicht auf solche nehmen? so viele tausend junge ehrliche Mädchen, die es wenigstens

eben so nöthig haben als die Ihrigen, daſs man gefährliche verführerische Gemählde vor ihnen verberge? Wär' es, da man diese Gemählde doch vor so vielen verbergen muſs, nicht besser gewesen, sie gar nicht öffentlich aufzustellen? Und — damit wir uns auch den gefährlichen Kampf mit der Versuchung, sie bekannt zu machen, ersparen — wär' es nicht besser, solche Gemählde überhaupt gar nicht zu mahlen?

ICH. Was diesen letztern Punkt betrifft, dürfte ich, um am kürzesten aus der Sache zu kommen, Sie nur an die sehr warmen, sehr wollüstigen Gemählde des hohen Liedes, und an die sehr ärgerlichen Gemählde der H***yen der mehr besagten allegorischen Damen erinnern. Sie können wahrlich keinen stärkern Beweis, daſs es nicht besser seyn muſs, solche Gemählde überhaupt gar nicht zu mahlen, von mir verlangen, als die Existenz jener Gemählde in dem heiligsten der Bücher. Aber meine Sache ist nicht so schlimm, daſs ich vonnöthen hätte den Knoten zu zerhauen. So viel ich höre, beruht Ihre Einwendung gegen die Moralität der Gemählde, die Sie mir zum Vorwurf machen, auf zwey Punkten: Sie finden solche an sich selbst betrachtet, ärgerlich oder verführerisch; und dann däucht Ihnen, daſs ich sie mit zu viel Wärme koloriert habe. Das letztere mag wohl hier und da geschehen seyn, und ist, wo es geschehen ist, ein ästhetischer Fehler. Ich wollte freylich lieber, daſs es nicht geschehen wäre. Aber wie leicht kann einem Dichter von warmer Einbildungskraft so etwas begegnen! zumahl wenn er, so wie ich es war, gänzlich überzeugt ist, daſs das Ärgerliche oder Verführerische, was in den Gegenständen solcher Gemählde liegt, kein Grund sey noch seyn könne, sie gar nicht zu mahlen. Denn,

bey dieser Überzeugung, wie leicht kann eine lebhafte Einbildung mitten im Feuer der Komposizion den Dichter da oder dort ein wenig über die Grenzen der Vorsichtigkeit wegführen, womit moralische Schilderungen dieser Art verfertigt werden sollten!

DER PFARRER. Dieſs letztere begreife ich leicht; aber, wenn ich bitten darf, den Grund Ihrer Überzeugung, daſs ein Dichter überhaupt ärgerliche oder verführerische Gemählde mahlen dürfe?

ICH. Um Vergebung, lieber Herr Pfarrer, dieſs war es nicht, was ich sagte. Gemählde, deren Gegenstand etwas ärgerliches oder verführerisches hat, sind darum noch keine ärgerliche und verführerische Gemählde.

DER PFARRER. Sie haben Recht; verzeihen Sie mirs, ich drückte mich nur unrichtig aus. Aber ich wünschte doch, daſs Sie mir den Grund Ihrer vorgedachten Überzeugung mittheilen wollten.

ICH. Was däucht Ihnen, lieber Herr Pfarrer, zu dem Umstande, daſs die ganze Welt schon seit etlichen tausend Jahren voller ärgerlicher und verführerischer Personen, Handlungen und Sachen ist? Dieſs werden Sie doch nicht läugnen wollen?

Der Pfarrer seufzte.

ICH. Nennen Sie mir einmahl, ich bitte Sie, ein Laster, welches nicht ärgerlich, und wenigstens für manche Menschen verführerisch wäre. Scheinen Ihnen etwa Heucheley, Scheinheiligkeit, falscher Religionseifer, farisäischer Hochmuth, unbändige Herrschsucht, wissentliche Beugung des Rechts, Unterdrückung, Bestechung, Verrätherey, Giftmischerey, u. s. w.

nicht eben so ärgerliche und verführerische Verbrechen als Schwelgerey, Völlerey und Unzucht? Und ist dieses Erdenrund nicht von jeher mit Menschenkindern bedeckt gewesen, welche alle diese und noch viel mehr höchst ärgerliche Laster begangen haben? Ist die Geschichte wohl viel besser, als ein ungeheures Sündenregister des menschlichen Geschlechts? Wie groſs ist nicht die Anzahl der Kaiser, Könige, Fürsten, Feldherren, Staatsminister, Günstlinge, Hofnarren, — Päpste, Bischöfe, Äbte, Priester und Leviten, — item, der Königsweiber und Könichstöchter, *Dames d' Honneur*, Favoritinnen, Kammerfrauen, Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, u. s. w. die eine höchst ärgerliche Rolle auf der Welt gespielt haben, und vermittelst der Geschichte, die uns zu Zuschauern ihrer Thaten macht, noch immer fortspielen? Und gleichwohl ist noch keinem klugen Menschen eingefallen, die Deklamazionen gewisser wunderlicher Köpfe, welche die Annalen und Geschichtsbücher, aus dem nehmlichen Grunde, weil sie ärgerlich seyen und verführen könnten, überall vernichtet wissen wollten, der mindesten Aufmerksamkeit werth zu halten. Gewisse Perioden in der Europäischen Geschichte, z. B. das zehnte und eilfte, vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert, zeichnen sich durch die scheuſslichsten Gemählde sittlicher Verdorbenheit und die schändlichsten Beyspiele vorzüglich aus. Erlauben Sie mir doch, Ihnen aufzuschlagen, was einer der verdienstvollesten Geschichtskundigen unsrer Zeit von dem so genannten mittlern Zeitalter sagt: — „Der Geschichtschreiber, wenn er bis an die ersten Quellen der Begebenheiten zurück geht, muſs über den Karakter der damahligen Geistlichkeit erstaunen, und, von der Menge der

Vorstellungen ermüdet, wird er unfähig das Gemählde ihrer Leidenschaften zu entwerfen. Hier findet keine Mischung von Tugenden und Fehlern Statt; der tugendhafte Mann flieht bey diesem Anblicke zurück, wie bey den Gemählden eines Aretin." 8) — Und gleichwohl ist es eine Schuldigkeit des Geschichtschreibers, uns diese Gemählde der verderbtesten Zeiten des menschlichen Geschlechts, mit ihren Ursachen, Umständen und Folgen, getreulich nach der Natur gezeichnet und gemahlt, so warm und lebhaft darzustellen, als es zur Erreichung des sittlichen Endzwecks, uns dadurch weiser und besser zu machen, vonnöthen ist! Will sich jemand daran ärgern, so hab' ers sich selbst!

Der Pfarrer horchte nachdenklich auf.

Ich schöpfte ein wenig Athem.

DER PFARRER. Alles wahr! Alles wahr! — Aber —

ICH. Erlauben Sie mir nur noch ein Wort. Alle die vorhin specificierten Laster sind so häſslich, daſs es unmöglich ist von ihnen verführt zu werden, so bald man sie in ihre nackte Gestalt zurück zu treten nöthigt. Es ist daher auch, wie ich oben schon bemerkte, weiter nichts mit ihnen zu thun, als sie zu entlarven. Aber was denken Sie von so manchen in der weltlichen oder Kirchengeschichte glänzenden Männern, deren Leidenschaften und oft sehr groſse Fehler durch den Nimbus ihrer Tugenden, besonders der religiösen Heiligkeit, so zu sagen, übergüldet werden? Meinen Sie nicht, daſs Männer wie Sankt Bonifaz, Sankt Bernhard, Sankt Tho-

8) Häberlins Geschichte von Deutschland, erste Periode, S. 69.

mas von Kanterbury, Sankt Heinrich der Zweyte, der Mönchenvater, 9) u. s. w. durch ihre menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften, wiewohl diese mit dem sechsten Gebot nichts zu thun hatten, ihren Zeiten und der Nachwelt unendliche Mahl mehr Schaden gethan haben, als alle Danaen der vergangenen, jetzigen und künftigen Zeit? Glauben Sie, daſs es nicht gefährlich ist, solche Personen, solche Karakter (und wie viele hat deren die Geschichte nicht!) ins Schöne zu mahlen, ihre Tugenden zu erheben, ihre Fehler zu beschönigen, ihre Schwachheiten und Übereilungen zu entschuldigen? Und gleichwohl würde derjenige ungerecht seyn, der wenigstens einige von ihnen nicht, aller ihrer Mängel ungeachtet, als fromme, wohlmeinende, zum Theil auch wohl vortreffliche und groſse Männer, schildern würde; unbekümmert, ob nicht mancher schwache Kopf oder böse Bube sich von dem Beyspiel ihrer Fehler verführen lassen, oder hinter solches sich verstecken und sagen werde: *Ego homuncio hoc non facerem*?

DER PFARRER. Ich verstehe Sie, und sehe die Anwendung, die Sie von dieser Bemerkung gemacht wissen wollen.

ICH. Mich däucht, sie macht sich von selbst. Es ist eben so erlaubt, eine Danae, eine Heloise, eine Ninon, mit gefälligen Farben zu schildern, als es erlaubt ist, einen Mann mit einem Nimbus zu mahlen, der, bey aller seiner strengen Heiligkeit und mönchischen Tugend, von Herrschsucht

9) So nennen ihn seine gleichzeitigen Geschichtschreiber, in der Meinung, ihn höchlich dadurch zu ehren.

und Eifer sich zu ungerechten und gewaltthätigen Handlungen hinreifsen liefs, Empörung und Bürgerkriege anzettelte, oder Europa zu verderblichen Kreuzzügen anspornte, und arme harmlose Metafysiker verfolgte.

Der Pfarrer sah auf seinen Rock.

ICH. Ach! mein guter Herr Pfarrer, der schwarze Rock thut nichts zur Sache! Warum sollte ein ehrlicher Pfarrherr, — trotz den Vorurtheilen, die sich noch aus jenen heillosen Zeiten herschreiben, wo ein Bifschen Keuschheit, wie eine Messerspitze voll filosofisches Pulver, hinlänglich war die menschenfeindlichsten Laster in goldne Tugenden zu verwandeln, — warum sollt' er nicht der Wahrheit die Ehre geben, und wenigstens unter vier Augen bekennen dürfen, was er überlaut bekennen würde, wenn er einen grünen Rock und einen Haarbeutel trüge?

DER PFARRER. Ich besorge, lieber Herr W**, Sie haben die schrecklichen Folgen nicht in ihrem ganzen Umfang erwogen, die daher entstehen würden, wenn Gesetze, Sittenlehre und Religion nicht alle ihre Kräfte vereinigten, die Keuschheit in und aufser der ehelichen Verbindung aufs nachdrücklichste zu befördern, und den entgegen stehenden Lastern, zu denen der thierische Theil des Menschen einen so starken natürlichen Hang hat, alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen.

ICH. Ich gestehe Ihnen, dafs ich viel weniger unmittelbare Veranlassung gehabt habe, als vielleicht tausend andre unsers gleichen, dergleichen Betrachtungen zu machen. Indessen bitte ich Sie, darauf zu rechnen, dafs ich über diesen Theil der Sittenlehre so orthodox bin als Sie selbst.

DER PFARRER. Um so gewisser werden Sie mit mir übereinstimmen, wenn ich behaupte, daſs ein gewissenhafter und menschenliebender Schriftsteller sich gleich sorgfältig hüten müsse, die Dämme, welche Religion, Sittenlehre und Gesetze den Sünden gegen die Keuschheit entgegen setzen, zu untergraben, als die Reitzungen zu diesen Sünden zu verstärken. Jenes geschieht, däucht mich, wenn den Sünden dieser Art, durch die Reitzungen und die Liebenswürdigkeit der Personen, die man sie begehen läſst, durch gewisse verschönernde Wendungen, die man der Sache giebt, und durch den Grazienschleier, den man über das anstöſsigste zieht, der Begriff und das Gefühl des Schändlichen benommen wird, welches immer damit associiert seyn sollte: Dieses, wenn man alle Kräfte der Einbildungskraft, alle glühenden Farben der Natur, alle Zauberey der Beredsamkeit und Poesie, aufbietet, um wollüstige Gemählde zu machen, ohne daſs sich irgend eine moralische Nothwendigkeit, irgend ein die Tugend befördernder Zweck, den der Autor dabey hätte haben können, denken lieſse. — Sie haben mir, mein lieber Herr W**, zu Rechtfertigung eines Theils Ihrer Schriften, und zu Bestimmung des Standpunkts, woraus solche zu beurtheilen sind, vieles gesagt, wofür ich Ihnen verbunden bin: aber mich däucht, alles, was Sie bisher vorgebracht haben, reiche noch lange nicht zu, diesen doppelten Vorwurf gründlich zu heben. Was halten Sie hiervon?

ICH. Wir suchen Wahrheit, mein ehrwürdiger Freund; dieſs ist unser beider groſses Interesse; wie könnten wir bey dieser unsrer Unterredung ein andres haben? Ich habe Ihnen schon gestanden, daſs ich, besonders was Ihren zweyten

Vorwurf betrifft, nicht völlig mit mir selbst zufrieden bin. Indessen däucht mich, das, was Sie so eben sagten, zerfalle in einige sehr verwickelte ästhetisch - moralische Probleme, deren Auflösung nicht so leicht ist, als Sie zu denken scheinen. Ich bin sehr geneigt, diese Probleme genauer mit Ihnen zu erörtern, und Ihnen darüber meine Gedanken mit aller Aufrichtigkeit, die Sie nun schon an mir gewohnt sind, vorzulegen, wenn Sie anders Lust zu einer zweyten Unterredung haben.

Der Pfarrer sagte mir, daſs er Geschäfte hätte, die seinen Aufenthalt bey uns um einige Tage verlängern würden. Wir redeten eine zweyte Zusammenkunft ab, und schieden für dieſsmahl als sehr gute Freunde von einander.

ZWEYTE UNTERREDUNG.

Als ich den zweyten Besuch des Pfarrers von *** erhielt, war ich zufälliger Weise verhindert, ihn sogleich zu sehen, und liefs ihn also bitten, sich etliche Minuten in meinem Zimmer mit sich selbst, oder, wenn er wollte, mit den Töchtern der Niobe zu unterhalten. Aber da ich herein trat, fand ich ihn über einem Theile des Karl Grandison, der von ungefähr im Fenster lag; und so kamen wir auf Karl Grandison zu reden, und von Grandison auf die Bücher, worin die Menschen geschildert werden, wie sie seyn sollten. Diefs Gespräch war in Absicht der Materie, die wir uns zu erörtern vorgenommen hatten, zwar eine Abschweifung, hatte aber doch so viel Verwandtschaft damit, dafs ich für gut ansah, ihm seinen Gang zu lassen.

Der Pfarrer war der Meinung, dafs die Bücher im Geschmack des Karl Grandison die nützlichste und erbaulichste Art von moralischen Büchern wären, und führte dafür die gewöhnlichen Gründe an.

Ich gestehe Ihnen unverhohlen, sagte ich, dafs ich anders davon denke. Nicht als ob ich dieser Gattung von Büchern allen Werth absprече, zumahl wenn sie, wie Klarissa und Grandison, das wirklich leisten, was sie versprechen. Aber gleichwohl halte ich überhaupt sehr wenig, oder doch nicht

sehr viel von der Nützlichkeit der Bücher, worin die Menschen geschildert werden, wie sie seyn sollten.

DER PFARRER. Wieder ein Paradoxon!

ICH. Nicht so paradox, als es Ihnen beym ersten Anblick vorkommt.

DER PFARRER. Sie wollen vielleicht sagen, daſs nicht so viel Genie dazu gehöre, die Menschen darzustellen, wie sie seyn sollten, als wie sie sind?

ICH. Zum Darstellen, Herr Pfarrer, gehört immer Genie. Bleiben wir beym Worte Schildern; denn nicht alle Schilderer sind Darsteller. Aber jetzt ist die Rede nicht davon, wozu mehr Genie gehöre, sondern was erbaulicher und nützlicher sey.

DER PFARRER. Ich begreiſe nicht, wie dieſs eine Frage seyn kann. Der Mensch hat einen angebornen Instinkt zum Nachahmen, und wird alles durch Nachahmung. Soll er vortreſſlich werden, so muſs man seine Aufmerksamkeit auf vortreſſliche Vorbilder lenken. Die Menschen, wie sie sind, sind geschickter ihn zu verschlimmern, als zu verbessern. Man muſs sie ihm also zeigen, wie sie seyn sollten. Dieſs, däucht mich, ist so gut als eine Demonstrazion.

ICH. Es stöſst sich nur an eine einzige Kleinigkeit, Herr Pfarrer.

Der Pfarrer öffnete den Mund um einen halben Zoll.

ICH. Halten Sie die Antwort auf die Frage: Wie sollen die Menschen seyn? für etwas so leichtes?

Der Pfarrer stutzte, erhohlte sich aber sogleich wieder und sagte lächelnd: Was Sie aber auch für Fragen thun! Ich

halt' es für etwas sehr schweres, zu seyn wie man seyn soll; aber nichts ist leichter als es zu wissen.

ICH. Ja freylich ist nichts leichter als die Sokratische Kalokagathie, mit allen theoretischen Tugenden des Aristoteles und allen Kardinaltugenden des heiligen Thomas von Aquino in ihrem Gefolge, zu definieren und in Ordnung zu stellen, und grofse Reden über ihre von keiner Seele jemahls im Ernste bezweifelte Schönheit und Nützlichkeit zu halten. Aber welche Kluft ist zwischen solchen Spekulazionen und dem wirklichen Leben des Menschen! — Sollten Sie, lieber Herr Pfarrer, wohl je mit ganz unbefangenen Geistesaugen in die Natur hinein geschaut, und da gesehen haben, was für ein Ding der Mensch ist? — der Naturmensch, lieber Herr, nicht der Mensch dieses oder jenes Systems. — Denn Sie sehen selbst, wie wenig dazu gehört, den ersten besten Menschen, Petern zum Beyspiel, aus dem grofsen Uhrwerk des Ganzen heraus zu schrauben, ihm alles was ihn, Petern, zum Peter und zu keinem andern macht, über die Ohren zu streifen, ihm alle seine selbsteignen Nerven und Sehnen, Blut und Lebensgeister, Bedürfnisse und Leidenschaften abzunehmen, und, nachdem er durch die Operazion seiner ganzen Peterheit, d. i. alles dessen, wodurch er Etwas ist, (denn wenn Peter nicht Peter ist, was ist er?) beraubt worden, — das nackte, kahle, unwesentliche Fantom für einen Menschen auszugeben, und uns dann ein Langes und Breites vorzuschwatzen, wie es anzufangen wäre, um aus diesem Fantom wieder einen Peter zu machen, der aber nicht Peter, sondern gerade so ein Ding wäre, wie der Herr Operateur es haben will. Sie sehen, dazu gehört weder

Kunst noch Wissenschaft. Aber Sie sehen auch, daſs ein Mann, der dieſs thut, nur seinen Spaſs mit uns treibt, sollt' er auch ein so feierliches Gesicht dazu machen als ein Kutuktu von Thibet, wenn er im Nahmen des groſsen Lama den ehrlichen Tatarn seine Pülverchen austheilt.

DER PFARRER. Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie hiermit so viel sagen: es sey ungereimt, sich allgemeine Begriffe vom Menschen und seinen wesentlichen Eigenschaften, seiner Bestimmung und seinen Pflichten zu machen, und auf diesem Wege heraus zu bringen, wie der Mensch seyn müsse, um weise und gut zu seyn. Haben Sie auch die Folgen einer solchen Behauptung überlegt?

ICH. Verstehen wir einander, lieber Freund! Ich behaupte nicht, daſs wir etwas ungereimtes thun, wenn wir unsre individuellen Vorstellungen zu allgemeinen erhöhen, indem wir die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge wahrnehmen, und die dadurch entstehenden abgezognen Begriffe durch Zeichen fixieren. Wer kann läugnen, daſs wir ohne diese Operazion unsers Verstandes weder Licht und Ordnung in unsre Vorstellungen, noch Zusammenhang und Festigkeit in unsre Handlungen bringen könnten? Generalisierte Begriffe vom Menschen, und von dem, was ihm als Mensch, seiner Natur und seinen mannigfaltigen Verhältnissen nach, anständig und zuträglich ist, haben also ihren ausgemachten Nutzen; voraus gesetzt, daſs sie mit der erforderlichen Genauigkeit und Behutsamkeit generalisiert werden; wogegen freylich, wie Sie wissen, von Gelehrten und Ungelehrten je und allezeit unzählige Mahl gesündigt worden ist, und täglich gesündigt wird. Richtig generalisierte Begriffe kommen nicht nur unserm

Verstande zu Hülfe, der ohne sie aus dem unermeſslichen Chaos so vieler zugleich auf ihn eindringender, so schnell auf einander folgender, und so mannigfaltig associierter Eindrücke und Erinnerungen sich unmöglich heraus zu finden wüſste; sie helfen uns auch durch den Labyrinth des Lebens, indem sie unsrer Thätigkeit gewisse feste Punkte vorstecken, und uns die kürzesten und sichersten Wege zum glücklichen Leben vorzeichnen. — Aber hüten wir uns, diese General- und Specialkarten des Lebens für etwas mehr zu halten als sie sind? Bedenken wir, daſs unser Aufenthalt auf diesem Planeten nicht dem Wallen eines Pilgrims aus Frankenland nach Sankt Iago von Kompostell, sondern einem Feldzuge in einem von Bergen und Thälern, Flüssen und Sümpfen, Wäldern und Hohlwegen durchschnittenen Lande gleich ist, wo uns Generalkarten wenig helfen können; wo wir die besondersten, genauesten, gemessensten Abbildungen jeder einzelnen Gegend nöthig haben; wo uns kein Hügel, kein Busch, keine Windmühle, kein Steg über einen Bach unbekannt seyn darf, um alle die unzähligen kleinen Operazionen, die zur Vollführung unsers Hauptplans zusammen spielen müssen, mit Zuversicht und Sicherheit anlegen zu können. Hat es aber mit dem menschlichen Leben diese Bewandtniſs, so ist klar, daſs es, um den einzelnen Menschen mit Nutzen und Erfolg zu sagen, wie sie seyn, wie sie handeln sollen, noch lange nicht genug ist, wenn man ihnen sagt: seyd weise, klug, vorsichtig, fromm, nüchtern, keusch, gerecht, wohlthätig, u. s. w. Selbst derjenige, der ihnen im allgemeinen sagt, wie mans machen müsse, um weise, klug, fromm, u. s. w. zu seyn, hat noch nicht viel gethan. Die Schwierigkeit ist, diese einzelnen Menschen zu

belehren, wie sie — in jedem Zeitpunkt ihres Lebens — in dem besondern Zusammenhang der innern und äuſsern Umstände, worin sie sich in jedem dieser Punkte befinden — unter dem Drucken, Stoſsen und Anziehen so unzählig vieler auf sie wirkender mechanischer, lebendiger und geistiger Kräfte, und mitten unter so vielen Schwierigkeiten, Hindernissen und Kollisionen, Abwegen und Fährlichkeiten, wovon sie umgeben sind — es anzufangen haben, um so weise, fromm, gerecht und gut zu seyn, als es unter allen besagten Umständen möglich ist. Nun begreifen Sie doch, daſs ich nicht Unrecht hatte, die Frage: „Wie sollen die Menschen seyn?" für keine so leichte Frage zu halten? Denn entweder sagt sie gar nichts, oder ihre Meinung ist: „Wie können Menschen unter gewissen vorausgesetzten Individualumständen seyn?" — Und um dieſs zu bestimmen, wird (wie Sie leicht ermessen werden) eine Kenntniſs der menschlichen Natur und des Laufs der Welt erfordert, wovon die meisten, die sich mit Moralisieren abgeben, kaum das A B C gefaſst haben.

DER PFARRER. Gleichwohl ist es eine unläugbare Wahrheit, daſs alle Menschen seyn können, was sie seyn sollen. Oder wozu hälfen sonst Erziehung, Sittenlehre, Religion, Gesetze? und mit welchem Rechte könnte man diejenigen bestrafen, welche gethan haben, was sie hätten unterlassen sollen?

ICH. Zugestanden, in so fern Sie mir dagegen einräumen, daſs niemand verbunden ist, zu seyn, was er nicht seyn kann.

DER PFARRER. Das fordert auch niemand.

ICH. Dieſs möchte wohl eine andre Frage seyn. Aber lassen wir sie, wo sie ist! Die Erörterung würde uns zu weit von unserm Zwecke führen. Entweder haben wir uns noch immer nicht verstanden, oder wir sind einig darüber: daſs die besondern Einschränkungen des Verstandes und Willens einzelner Menschen, d. i. die unzählig verschiedenen Grade aller Arten von Fertigkeiten und Vollkommenheiten, die zur gegenwärtigen Bestimmung des Menschen gehören, von ihren besondern Umständen abhangen; und daſs es also nicht bloſs auf eines Mannes Willen ankommt, um ein Sokrates, oder Epaminondas, oder Markus Antoninus zu werden.

DER PFARRER. Ich sehe nicht, warum ich Ihnen dieſs nicht zugeben könnte. Es wird von niemand gefordert ein Markus Antoninus zu seyn, der nicht dazu berufen ist.

ICH. Ich bitte Sie, lassen wir doch die Frage, was von jemand oder niemand gefordert wird. Der Forderungen sind mancherley, und es kommt so viel darauf an, wer der Fordernde ist! Wie viele fordern alles von andern, und nichts von sich selbst! Andere glauben, sehr billig zu seyn, wenn sie von einem jeden fordern, was sie sich selbst zur Pflicht aufgelegt haben. Wie viele Sittenlehrer fordern vom Blinden, daſs er sehe, vom Lahmen, daſs er tanze! Wie oft sind selbst die Forderungen der Gesetzgeber ungerecht! — Aber das Wesen, das uns gemacht hat, fordert ohne Zweifel von keinem seiner Geschöpfe mehr, als was nach dem Maſse der Fähigkeiten und Hülfsmittel, die es empfangen, und nach dem Zusammenhang der Umstände, in die es gesetzt worden, möglich, nach dem Urtheile dessen, der Alles mit Einem Blick durchschaut und ermiſst, möglich ist. — Lassen wir also dieſsmahl

noch unausgemacht, wo die Grenzen der Forderungen, die an jeden Menschen gemacht werden können, abgesteckt werden müſsten, wenn es um eine ganz genaue Berichtigung zu thun wäre. Zu unserm dieſsmahligen Vorhaben ist es hinreichend, wenn wir darin übereinkommen, daſs von keinem Menschen gefordert wird, vollkommen zu seyn.

DER PFARRER. Weil es uns beiden um Wahrheit zu thun ist, so will ich die Ermahnung des Erlösers: „Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist," — nicht miſsbrauchen, Sie über das Wort vollkommen zu schikanieren. Denn eben der, der in jener Stelle göttliche Vollkommenheit von uns zu fordern scheint, sagt anderswo: „Niemand ist gut, denn Gott allein." Beide Stellen zusammen geben uns die Wahrheit. Der Mensch kann weder Gott seyn, noch Gott werden: aber dem Gott, nach dessen Bild er erschaffen ist, immer ähnlicher werden, dieſs kann er, und dazu ist er da. Aufrichtiges Bestreben nach Vollkommenheit wird ihm für Vollkommenheit selbst angerechnet.

ICH. Nur einen einzigen freyen heitern Blick auf das Menschengeschlecht, wie es ist, wie es immer gewesen ist, Herr Pfarrer!

DER PFARRER. Ich verstehe Sie. Desto schlimmer, daſs wir so tief unter das, was wir seyn sollten, gefallen sind!

ICH. Wir sind gegenwärtig, was wir den Umständen nach seyn können; und um zu werden, was wir seyn sollten, müssen noch viel Anstalten vorher gehen, die bisher nicht gemacht sind, viel Stufen erstiegen werden, die noch über uns sind, viel Hindernisse aus dem Wege

geschafft, über die wir noch nicht wegkommen können. Und eben dieſs beweist für meine obige Behauptung. Um an der wirklichen Verbesserung des sittlichen Zustandes der Menschen arbeiten zu können, müssen wir wissen, — wie gut oder schlecht die Menschen dermahlen sind; warum sie so sind; auf welche Bedingungen sie besser werden können; und welches für alle, und für jeden insbesondere, die nächste Stufe ist. Denn die Natur macht keine Sprünge. Die Neuseeländer werden noch manche Stufe steigen müssen, bis sie so gut und so schlimm werden, als die Engländer in den nächsten fünf und siebzig Jahren gewesen sind; und die artigste Otaheiterin muſs durch manche Verwandlungen gehen, bis sie eine Aspasia wird; so wie eine Aspasia noch manche Haut abzustreifen hat, um eine heilige Magdalena zu werden.

DER PFARRER, lächelnd. Dieſs dürfte wohl eben so gut der Fall unsrer lieben Landsmänninnen in allen zehn Kreisen des heiligen Römischen Reichs seyn.

ICH. Glauben Sie? — In der That hälf' es zu nichts, wenn wir uns und unsre Zeitgenossen für besser halten wollten, als wir sind. „Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," — ist eine herrliche untrügliche Regel, wenn sie nur (was bey allen Regeln gleich nöthig ist) mit Verstand und Aufrichtigkeit angewandt wird. Gestehen wir uns also immer, daſs der gröſsere Theil der Menschen, unter denen wir leben, was ihre Sinnesart und innere sittliche Verfassung betrifft, entweder noch so roh und ungeschliffen, oder bereits so verdorben ist, daſs der Mann, der ihnen zurufen wollte, seyd vollkommen, nicht weiser handelte, als der Arzt,

der einem Gichtbrüchichen den Vorschlag thäte, auf einen Ball zu gehen. Sie werden mir ohne Bedenken zugestehen, dafs man in diesem Falle Schritt für Schritt gehen mufs, und dafs man schon etwas gethan hat, wenn man sehr thierische Menschen zu einigem Grade von Vermenschlichung bringt. Nicht wahr?

DER PFARRER, mit einem schwachen Achselzucken. So wenig es ist, so ists doch etwas.

ICH. Wenn es mit der Verbesserung der Menschen natürlich zugehen soll, sehe ich keinen andern Weg.

DER PFARRER. Unter dieser Einschränkung geb' ichs Ihnen desto unbedenklicher zu.

ICH. Sie werfen, wie ich sehe, immer einen Seitenblick auf Ihren Kalovius. Aber wir haben hier nichts von ihm zu besorgen. Denn die Rede ist unter uns schlechterdings blofs von natürlichen Ursachen und Wirkungen; und so befinden wir uns in einem Gebiete, wo die Kalove und Quenstädte nicht um ein Haar mehr zu befehlen haben, als der grofse Lama von Thibet. Wir wären also darüber einig, dafs man die Adamskinder, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, nur stufenweise verbessern könne?

DER PFARRER. So dächt' ich.

ICH. Wenn diefs ist, so ist auch kein Streit mehr unter uns, ob die Bücher, worin die Menschen abgebildet werden wie sie sind, oder jene, worin man uns idealische Menschen schildert, die nützlichern seyen? Denn diese vollkommnen Menschen sind um so viele Stufen über dem gröfsten Theil der Leser, dafs diese, selbst mit aller Bestrebung sich

zu ihnen aufzuschwingen, doch nicht eine Spanne weiter kommen würden.

DER PFARRER. Dieſs seh' ich eben nicht. So viel geb' ich Ihnen zu, daſs wir immer noch weit unter so vollkommnen Mustern bleiben werden, als diejenigen, die uns der vortreffliche Richardson in seinen Werken aufstellt: aber eine aufrichtige Bestrebung, ihnen ähnlich zu werden, muſs uns doch nothwendig merklich weiter bringen als wir sind.

ICH. Die Erfahrung scheint Ihnen hierin zuwider und gänzlich auf meiner Seite zu seyn. Junge Leute, (die einzigen, welche theils durch die Lebhaftigkeit ihres Gefühls und ihrer Einbildung, theils durch ihre Gutherzigkeit und Unerfahrenheit aufgelegt sind, von sittlichen Idealen in Feuer gesetzt zu werden) junge Leute, sage ich, haben weder Geduld noch Überlegung genug, sich solchen Vorbildern schrittweise zu nähern. Sie möchten sie auf einmahl erreichen, und werden darüber entweder lächerliche Kopien, oder finden, daſs die Unternehmung über ihre Kräfte geht, und gebens auf. Vielleicht liegt in dieser unglücklichen Bestrebung, vollkommner zu werden als man seyn kann, eine von den wirksamsten Ursachen, warum es in unsern Tagen so viele melankolische, hypochondrische, mit der Welt und mit sich selbst unzufriedene, und zu allem, wozu man die Leute in diesem Leben braucht, unbrauchbare Jünglinge giebt. Sie glauben nicht, wie sehr die Anzahl dieser Unglücklichen täglich zunimmt, die vor lauter Feinheit der Empfindung, vor lauter Erhabenheit der Begriffe, und vor lauter vermeinter Gröſse des Geistes und Güte des Herzens, nirgends in der Welt fortkommen können. Allenthalben ists zu weit oder zu enge, zu warm

oder zu kalt, zu feucht oder zu trocken für sie. Überall sind die Menschen, mit denen sie leben müssen, zu tief unter ihrem Ideal, um ihnen erträglich zu seyn. Ihre unbiegsame Seele stöſst allenthalben an, kann sich nie mit den Umständen vertragen, will immer Alles oder Nichts, träumt immer von Unabhängigkeit und Selbstgenugsamkeit, und ergrimmt dann wieder, wenn sie nothgedrungen fühlt, daſs der Mensch, so wie er organisiert ist, weder unabhängig noch sich selbst genugsam seyn kann. — Sagen Sie mir, wär' es nicht tausendmahl besser, diese jungen Menschenkinder, anstatt sich immer in Zeiten, die nie gewesen sind, und zu Menschen, wie es nie gegeben hat, zu versetzen, lernten den Menschen kennen wie er ist, die Welt kennen wie sie ist; lernten begreifen, wie dieser Zustand die nothwendige Folge dieser Ursachen ist; lernten einsehen, wie sie selbst seyn müſsten, um in die Zeit, an den Platz, in die Umstände zu passen, in und unter welche die Vorsicht sie gesetzt hat; lernten die Mittel, die wirklich vorhanden sind, kennen, wodurch sie selbst und andre natürlicher Weise besser werden könnten; und vergäſsen nicht, vor allen Dingen zu lernen: daſs diese nehmliche Welt, in welcher wir leben, und diese nehmlichen Menschen, mit welchen wirs zu thun haben, bey weitem nicht so schlimm sind, als Unwissenheit, Schwärmerey, Milzsucht, Hypothesensucht, übermäſsige Einbildung von sich selbst, Unmuth über fehlgeschlagene Erwartungen, und andere ähnliche Leibes- und Seeleukrankheiten uns solche vorstellen? Wär' es nicht besser, alle Bücher, die wir zu unsrer Belehrung oder Unterhaltung lesen, führten uns zu diesem Zweck? Oder, wenn wir ja zu unsrer Ergetzung auch Ideale und schöne

Hirngeburten haben wollen, ists nicht wenigstens unläugbar, daſs die Geschichtschreiber der Menschheit nützlicher sind als die Prometheen, die uns neue Menschen nach ihrem eignen Bilde schnitzeln?

DER PFARRER. Beynahe sollten Sie mich dessen überreden. Aber gleichwohl lassen Sie den Werken, worin vollkommne Karakter als Muster geschildert werden, nicht genug Gerechtigkeit widerfahren. Diese sind doch wohl zu mehr nütze, als nur zur Gemüthsergetzung; denn sie dienen uns wenigstens zum Maſstabe unsers moralischen Werths, und demüthigen unsern Stolz, indem sie uns fühlen machen, wie weit wir noch unter dem sind, was wir seyn müſsten, um wahre, unparteyische, allgemeine Hochachtung zu verdienen; — und dieſs ist, wie Sie sehen, immer ein groſser Nutzen.

ICH. Ich zweifle, daſs er bey Vielen Statt finden möchte. Die Welt nimmt als eine ausgemachte Sache an, daſs Unvollkommenheit das allgemeine Loos der Menschheit sey; und die meisten finden sich daher durch vollkommne Karakter eben so wenig gedemüthigt, als unsre Kriegshelden sich kleiner dünken würden, wenn sie im Herkules und Herkuliskus die Thaten der gewaltigen Ritter läsen, die auf Einen Hieb drey oder vier Riesen entzwey hauen, und mit einem einzelnen wohl bezauberten Schwerte ganze Heere in die Flucht jagen.

DER PFARRER. Es ist schwer über solche Dinge etwas allgemeines festzusetzen. Alles hängt von der besondern Anlage und Gemüthsverfassung der Leser ab; und wie unendlich verschieden ist nicht diese! —

ICH. Wenn die Rede von der relativen Nutzbarkeit zweyer entgegen gesetzter Gattungen von Schriften ist, so enscheidet, däucht mich, die Wirkung derselben auf die meisten Leser; und aus diesem Grunde dürfte wohl der Vorzug eines Tom Jones über einen Karl Grandison bald ausgemacht seyn.

DER PFARRER. Ich will nicht länger über diesen Punkt mit Ihnen haberechten; aber dafür kann ich doch wohl mit gutem Fug verlangen, daſs Sie mir die Karikaturen Preis geben, die man uns so häufig für wahre Abbildungen giebt, wiewohl sie das eben so wenig sind als die idealischen Menschen. Diese letztern dienen doch, nach Ihrem eigenen Geständnisse, wenigstens zur Übung und Ergetzung unsers moralischen Sinnes: aber Karikaturen dienen weder zur Besserung noch zur Belustigung; oder desto schlimmer für den, der eine Freude daran haben kann, die menschliche Natur verunstaltet und verzerrt zu sehen!

ICH. Lassen wir uns von einer schwankenden Bedeutung des Wortes Karikatur nicht irren. Es pflegt diesem armen Worte nicht besser zu ergehen, als seinem Gegenfüſser Ideal, das seit einigen Jahren so sehr Mode geworden ist; Schimären werden nur zu oft mit beiden verwechselt. Ich bin völlig Ihrer Meinung, falls Sie unter den Karikaturen, über welche Sie das Verdammungsurtheil sprechen, solche moralische Miſsgestalten verstehen, dergleichen es entweder gar nie unter den Menschen gegeben hat, oder die doch wenigstens so auſserordentliche Erscheinungen sind, daſs es besser wäre, sie gar nicht zu mahlen. Aber diese Art der Miſsgestalten wollen wir, um Verwirrung zu vermeiden, lieber Grotes-

ken, und wenn sie bis zur Abscheulichkeit häſslich sind, Ungeheuer nennen. Ein miſsgezeichneter Karakter also, es sey nun, daſs dessen Urheber mit Vorsatz einige Züge übertrieben, oder aus Ungeschicklichkeit, Leidenschaft, oder irgend einer andern zufälligen Ursache, die wahren Proporzionen verfehlt habe, soll uns nicht Karikatur heiſsen. Wir wollen diesen Nahmen nur solchen moralischen Miſsgestalten geben, die häufig in der wirklichen Welt vorkommen, um in einer getreuen Nachbildung von jedem Menschenkenner für wahre Naturprodukte erkannt zu werden, und so beschaffen sind, daſs sie, ohne bis zur Scheuſslichkeit häſslich, d. i. Ungeheuer, zu seyn, durch stark in die Augen fallende Abweichungen von den Proporzionen der reinen sittlichen Schönheit und Güte des Menschen (von welcher jetzt allein die Rede ist) miſsfällig, lächerlich oder verächtlich werden müssen. — Nach der schärfsten Strenge giebt es wohl wenige, vielleicht gar keine Menschen, welche man ganz schön, so wie es vielleicht gar keine giebt, die man ganz gesund nennen kann. Aber kleine Unvollkommenheiten, unbedeutende Anomalien in zu viel oder zu wenig, die von wirklichen Schönheiten merklich überwogen, oder wenigstens im Gleichgewicht erhalten werden, machen einen Karakter noch nicht zur Karikatur: ich wenigstens möchte eben so wenig alle Kinder Adams für Karikaturen als für Narren erklären, wiewohl die Stoiker beides gethan haben. Unglücklicher Weise bleiben uns immer noch Menschengestalten genug übrig, die man, ohne einen einzigen Zug zu übertreiben, nur genau treffen darf, damit sie jedermann für Karikaturen erkenne. Giebt es nun solche Menschen, und in groſser Menge, wie niemand läugnen wird, — so sehen Sie leicht, Herr Pfarrer,

daſs man, so bald die Menschen wie sie sind gemahlt werden sollen, auch Karikaturen mahlen muſs.

DER PFARRER. Aber wozu meinen Sie daſs es nützen werde? Diejenigen, die sich darin getroffen finden sollten, haben zu viel Selbstgefälligkeit, um sich in einem Bilde zu erkennen, das dem angenehmen Mignaturbildchen im Spiegel ihrer Eigenliebe so wenig ähnlich sieht; und die übrigen lachen und spotten der Gebrechen ihres Nächsten, ohne an ihre eigenen zu denken.

ICH. Ich will Ihnen meine Meinung von dieser ganzen Sache sagen, lieber Herr Pfarrer; vielleicht hebt sich dann Ihr Einwurf von selbst. — Um zu einer gründlichen Menschenkenntniſs zu gelangen, müſsten wir, d. i. jeder sich selbst, und die Leute um ihn her, so weit er seinen Gesichtskreis ziehen könnte, scharf, anhaltend, ohne Leidenschaften und Vorurtheile, eine lange Reihe von Jahren durch beobachten. Dieſs ist auch für den scharfsichtigsten und wärmsten Liebhaber der Wahrheit überhaupt sehr schwer, in besondern Fällen oft unmöglich. Aber was heute nicht gelingt, gelingt morgen; was der eine nicht kann, kann ein anderer; was dieser versieht, berichtigt jener. So lehrt ein Tag den andern; und wenn man dann nach etlichen Jahrtausenden zusammen rechnet, so findet sich, daſs wir einen Vorrath von Erfahrungen und Beobachtungen vor uns haben, der für alle unsere Bedürfnisse zureichend wäre, wenn wir ihn nur recht gebrauchen wollten, oder zu gebrauchen wüſsten. — Und was ist nun wohl das brauchbarste in diesem ganzen Vorrath? Unstreitig (so däucht michs wenigstens) die Abbildungen des wirklichen Lebens und Karakters einzelner merkwürdi-

ger Menschen. Gewiſs, man kann deren nicht zu viele haben; und es ist Pflicht für jede Generazion, und für jeden, der beobachten und schildern kann, den Nachkommen eine so groſse Anzahl solcher Abbildungen zu hinterlassen, als nur immer möglich ist. Sehr vortreffliche oder bey groſsen Vorzügen sehr fehlerhafte Menschen; solche, die sich durch ungemeine Talente ausgezeichnet, oder groſse Rollen auf dem Weltschauplatze gespielt haben, oder durch auſserordentliche Schicksale merkwürdig geworden sind: diese sind es eigentlich, die man genau zu kennen wünscht, und durch deren genaueste Kenntniſs die Theorie der menschlichen Natur und die Filosofie des Lebens am meisten gewinnt. Diese beobachte und studiere man, diese versuche man nach dem Leben zu schildern! nicht schöner, nicht häſslicher, als sie waren oder sind. — Besonders sollten zu diesem Ende die besten Menschen ausgesucht werden. Es giebt deren (wiewohl meistens im verborgenen) mehr als man gemeiniglich glaubt; und so vortreffliche, daſs, wenn wir eine getreue Abschilderung des Lebens etlicher weniger von dieser Klasse mit allen Helden und Heldinnen, die jemahls aus der Fantasie der Romanschreiber hervorgegangen sind, erkaufen könnten, wir wahrlich viel dabey gewonnen hätten. — Aber damit solche moralische Individual - Gemählde wirklich nützlich werden, muſs man sich nicht begnügen, uns zu erzählen, was diese merkwürdigen Menschen gethan haben, oder was sie gewesen: man muſs uns begreiflich machen, wie sie das, was sie waren, geworden sind; unter welchen Umständen, in welcher innern und äuſsern Verfassung, durch welche verborgene Triebfedern, bey welchen Hindernissen und Hülfsmitteln, sie gerade so und nicht anders wurden,

so und nicht anders handelten. — Gleichgültig kann es uns dann seyn, ob eine solche Person einen historischen oder gefabelten Nahmen führt, ob der Mann Agathon oder Epaminondas, Gil-Blas oder Tom-Jones heifst: wenn er nur wahres Leben athmet, nur durchaus wirklicher Mensch ist, uns nur immer aufrichtig entdeckt, wie und wodurch er ein solcher Mann war, und wie es zuging, dafs er durch eine Reihe natürlicher Verwandlungen oder Entwickelungen endlich der wurde und werden mufste, der er am Ende ist. Diefs ist alles, was wir verlangen können, damit die Abschilderung eines Individual-Karakters für das Menschen-Studium wichtig sey. Denn so erblicken wir nicht nur in ihm wahre Züge unsers eignen Bildes; wir lernen auch, — was die Hauptsache ist — wie wir es anfangen müfsten, um selbst zu werden, oder nicht zu werden, was er war. — Und wie viele solcher aufrichtigen Gemählde der Menschheit haben wir? werden Sie mich fragen. — Schlimm genug, dafs ich antworten mufs: sehr wenige! Aber vermuthlich würden wir deren mehr haben, wenn die Vorurtheile ausgerottet werden könnten, die gegen diese Art von Schriften noch so tief in vielen Köpfen sitzen, und noch immer täglich von so vielen Büchermachern und Bucherrichtern auf allerley Weise unterhalten werden,

DER PFARRER. Ich gestehe, dafs ich — besonders was die sehr guten Menschen betrifft — vollkommen Ihrer Meinung bin. Möchten wir von jedem derselben nur eine so getreue Abschilderung besitzen, als uns der verdienstvolle Zürchische Rathsherr und Stadtarzt Hirzel schon vor mehrern Jahren von seinem Sokratischen Bauer geschenkt hat! Tausende, die der herrschende Weltton oder ihre eigene

Erfahrung verächtlich vom Menschen denken macht, würden die Würde ihrer Natur fühlen lernen, würden vor sich selbst erröthen, wenn sie sich mit solchen, nicht fabelhaften, bessern Menschen verglichen, würden Muth fassen, eben das werden zu können, was ihres gleichen waren.

ICH. Hoffentlich würde der moralische Nutzen solcher Schriften nicht gering seyn. Aber glauben Sie ja nicht, dafs man, um diesen Nutzen zu erreichen, sich blofs auf die Schilderung der sehr vortrefflichen Menschen einschränken müsse. Für solche Geschöpfe, wie wenigstens neun und neunzig Hunderttheile der menschlichen Gattung sind, ist die Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen des Kopfes und Herzens, von einem weisen Manne geschrieben, lehrreicher, als die beste Geschichte der Weisheit und Tugend. Denn das erste und nöthigste, was Leute wie wir zu thun haben — nennen Sie mir den Mann, der sich von diesem Wir ausnehmen dürfte! — ist, unsere Irrthümer und Unarten los zu werden; und dazu kann uns eine getreue Entwickelung des Ursprungs, Fortgangs und Ausgangs herrschender Leidenschaften, in einzelnen Fällen und unter gegebenen Umständen, mehr helfen, als die Geschichte des untadeligsten Lebenslaufs. Wie mancherley Seiten zeigt da die Menschheit dem aufmerksamen Forscher! In wie mancherley Lichte kann und mufs da jeder Gegenstand gesehen werden! Wie unzählbar sind die Schattierungen der Leidenschaften! Wie merkwürdig und lehrreich die tausendfachen Verwandlungen und Vermummungen der Eigenliebe! Wie krumm, verwickelt, dunkel und gefahrvoll der Labyrinth des Herzens! Wie unerschöpflich die Zauberkräfte der Fantasie! Wie fein, verführerisch und

oft unmerklich ihre Täuschungen! Wie unendlich mannigfaltig die Mischungen der Wahrheit und des Irrthums, der Aufrichtigkeit und Falschheit, der Güte und Bosheit, der Klugheit und Thorheit, in jedem, oder doch gewiſs beynahe in jedem einzelnen Menschen! — Welch ein unermeſsliches Feld! und wie wenig, wie wenig noch bearbeitet! — Sie sehen aus dem, was ich bisher sagte, von selbst, lieber Herr Pastor, daſs ich aus einerley Grunde, nicht nur einzelne Personen, sondern auch den allgemeinen Karakter jeder besondern Klasse von Menschen, jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Standes, mit seinen eigenthümlichen, unterscheidenden Lineamenten, Farben und Schattierungen geschildert haben möchte; und es würde sehr überflüssig seyn, wenn ich Ihnen die Nützlichkeit solcher Gemählde der wirklichen Natur, des wirklichen Lebens, erst noch beweisen wollte. Ganz gewiſs würden sie zur Beförderung der Menschenkenntniſs, der Selbsterkenntniſs, der Lebensklugheit und jener stufenweisen Verbesserung der Denkart und Sitten, deren ich vorhin erwähnte, kein Geringes beytragen. Da aber der ganze Nutzen, den wir von allen diesen Gemählden erwarten können, schlechterdings von ihrer Wahrheit abhängt: so würden unsere Menschenmahler sich weder wissentliche Verschönerung, noch vorsetzliche Vermehrung der natürlichen Häſslichkeit eines Gegenstandes erlauben dürfen. Sie müſsten bey ihren Beschreibungen und Abbildungen mit eben der Gleichmüthigkeit und pünktlichen Treue verfahren, womit uns die Naturforscher in andern Fächern Pflanzen und Thiere kennen lehren; wo es keinem einfällt, zum Beyspiel den Uhu häſslicher oder den Auerhahn schöner vorstellen

zu wollen als er ist. Groteske Karikaturen müſsten dem Satiriker — dem strafenden wie dem scherzenden — untersagt seyn. Der Vorwand, daſs man gewisse Züge übertreibe, um ihre Häſslichkeit auffallender zu machen, müſste nicht als gültig angenommen werden. Übertriebene Zerrbilder können nur Gelächter oder Ekel erwecken, werden aber aus dem Grunde, den Sie vorhin selbst anführten, niemanden bessern. Hingegen dürfen wir uns darauf verlassen, daſs der *Deus in nobis*, — dieser unbestechliche Richter in unserm Busen, der uns, je nachdem wirs verdienen, billigt oder tadelt, entschuldigt oder verdammt, — auch die verzärteltste Eigenliebe nöthigen werde, ihre Gestalt, wie häſslich sie seyn mag, in einem wahren Bilde zu erkennen.

DER PFARRER. Wenn ich Sie recht verstanden habe, so unterscheiden Sie die Karikaturen in wahre, wo der Mahler die verunstaltete Natur bloſs abbildet, wie er sie findet; übertriebene, wo er aus irgend einer besondern Absicht die Ungestalt seines Gegenstandes zwar vermehrt, aber doch auf eine der Natur so analoge Art dabey zu Werke geht, daſs das Original noch immer kenntlich bleibt; und in bloſs fantastische oder eigentlich so genannte Grotesken, wo der Mahler, unbekümmert um Wahrheit und Ähnlichkeit, sich (wie etwa der so genannte Höllenbreugel) einer wilden Einbildungskraft überläſst, und durch das Übernatürliche und Widersinnige seiner Hirngeburten bloſs Gelächter, Ekel und Erstaunen über die Kühnheit seiner ungeheuern Schöpfungen erwecken will. Sie billigen die erste Art von Karikaturen, weil sie zwar verunstaltete Natur, aber doch immer Natur abbilden; und verwerfen die zweyte und dritte, (die im Grunde

nur weniger oder mehr verschieden sind) als Werke, die weder zum Nutzen noch zum Vergnügen dienen.

ICH. Sie haben mich nicht nur sehr wohl verstanden, sondern berichtigen auch durch diese dreyfache Eintheilung der Karikaturen, was ich vorhin nicht bestimmt genug davon gesagt hatte.

DER PFARRER. Ich bekenne mich aus voller Überzeugung zu Ihrer Meinung über diese Materie; und ich bin so weit entfernt, die Karikaturen von der zweyten Klasse durch den Vorwand, daſs die Häſslichkeit des Lasters dadurch auffallender werde, gerechtfertigt zu glauben, daſs ich vielmehr die ungereimtesten und wildesten Grotesken für weit unschuldiger halte, als gewisse Hogarthische Karikaturen. Denn, wenn es auch wahr wäre, was Lavater irgendwo sagt, [10] „daſs noch kein Mahler den Menschen je so schön oder so schlecht gemahlt habe, als er sey oder seyn könne," (ein Satz, dessen Wahrheit mir sehr zweifelhaft scheint) so bliebe doch immer eben so wahr, daſs so abscheulich zerrüttete, so ganz und gar durchteufelte Menschen, wie einige Hogarthische augenscheinlich aussehen, wenigstens äuſserst selten sind. Ein jeder frage nur sich selbst, ob er nicht in seinem Leben zehn Gesichter, die neben den besten in der Lavaterischen Sammlung stehen dürften, gesehen habe, gegen ein einziges, das den schlimmsten von Hogarths Schöpfung nahe käme? Ich bin gewiſs, daſs die Antwort nur bey sehr wenigen wider mich ausfallen wird. Sind aber solche Ungeheuer so selten; ist es richtig, daſs auch die wenigen von dieser Art, die auf dem ganzen

10) Fysiogomische Fragmente, 1. B. S. 85.

Erdboden zerstreut seyn mögen, das Tageslicht scheuen, und den Augen der bessern Menschen selten sichtbar werden: wozu sollt' es nützen, sie aus ihren Schlupfwinkel hervor zu ziehen? Wer soll durch ihren Anblick besser werden? — Die Guten? — Ich gestehe, daſs ich nicht begreife, wie dieſs zugehen sollte. Mich wenigstens demüthigt oder ermuntert der Anblick eines guten, eines vortrefflichen Menschen unendlich mehr als der Anblick eines schlechten. — Die Bösen oder die Halbguten? — Diese gewiſs noch weniger. Denn nicht nur ihre Eigenliebe, sogar ihr Gewissen sagt es ihnen, daſs sie so schlimm nicht sind, wie diese Verruchten. Der Gedanke, daſs es solche Ungeheuer giebt, macht sie also mit ihrer eigenen Ungestalt nur desto zufriedner, und sie gewinnen durch die Vergleichung, wie ein häſsliches Gesicht neben einem viel häſslichern beynahe schön wird. Ich kann also nicht finden, wozu dergleichen Karikaturen anders dienen können, als empfindende Seelen mit einem vergeblichen Ekel oder Grauen zu quälen, und der menschlichen Natur, folglich am Ende ihrem Urheber selbst, Schande zu machen.

Es geschieht unzählige Mahl unter Personen, die mit einander über Gegenstände, die sich nicht vollkommen bestimmen, und folglich weder messen noch ausrechnen lassen, diskurieren, daſs sie in Worten einig, und dennoch in dem, was sie bey diesen Worten denken, weit von einander sind. Dieſs mochte wohl öfters der Fall zwischen mir und dem wackern Pfarrer zu *** während unsrer beiden Unterredungen gewesen seyn: gewiſs wars im Betreff der Hogathischen Karikaturen so,

auf die der gute Mann einen groſsen Groll hatte, ohne den Grund davon sich selbst recht deutlich machen zu können; vermuthlich bloſs, weil er sich schon lange angewöhnt hatte, die Menschen für besser zu halten, als sie, im Durchschnitt genommen, jemahls gewesen seyn mögen; — welches denn bey einem so gutherzigen Manne, der so wenig von der Welt gesehen, und ein so einförmiges Leben führte, nicht wohl anders möglich war.

Wir stritten uns noch eine Weile über Hogarthen. Denn, wiewohl ich zu seiner Eintheilung der Karikaturen, in wahre, übertriebene und fantastische, selbst den Anlaſs und Wink gegeben, und sie daher auch ohne Widerspruch gelten lieſs, so war doch meine Meinung gar nicht, ihm so leicht einzugestehen, daſs die Hogarthischen Karikaturen auf der neunten Tafel (S. 100.) in Lavaters fysiognomischem Werke (auf die der Pfarrer zielte) unter die übertriebenen, und also unter diejenigen gehörten, die zur Beförderung wahrer Menschenkenntniſs nichts beytragen können.

Der Pfarrer meinte, Lavater selbst bestätigte sein Urtheil, da er von dem Gesichte No. 3. in der obersten Reihe sagt:

„Wenn Hogarth dieſs Gesicht gesehen, und diese Stellung kopiert hat, so ist das Original ein Inbegriff von Teufeln. Hat ers erschaffen, so ist Hogarth — (selbst ein Teufel schwebte ihm vermuthlich auf der Zunge) — Nein! er hats zusammen gedichtet aus vorhandenen Gesichtern, und so ist er und das Menschengeschlecht gerettet.“

Denn, (sagte der Pfarrer) wenn Hogarth dieſs abscheuliche Gesicht zusammen gedichtet hat, so ist es als Individualgesicht übertrieben: etliche Bösewichter haben zwar jeder

etwas dazu hergegeben; aber nie ist ein einzelner Mensch Teufel genug gewesen, so auszusehen. Gleichwohl hat Hogarth aus mehrern wirklichen Gesichtern, deren jedes lange nicht so abscheulich aussah, diese scheufsliche Teufelslarve zusammen gesetzt, und einem einzelnen persönlichen Menschen, der unter andern nach dem Leben geschilderten höchst verdorbenen Scheusalen seine einzelne Rolle spielt, angedichtet. Er hat also dieses entsetzliche Bild wirklich erschaffen, (denn wie kann der Mensch anders erschaffen als durch Zusammensetzen, Vergröfsern und Verkleinern?) und sich also wirklich an der menschlichen Natur versündiget, weil er uns durch die stärkste sinnliche Darstellung verleitet, sie für verdorben genug zu halten, einen solchen Teufel hervorbringen zu können.

Ich erwiederte: Bey Lavatern mag wohl hier und an mehr andern Orten des angezogenen Werkes die eigene Güte seines Herzens, ohne dafs er es selbst gewahr werden kann, die Ursache seyn, warum der Anblick dieser Hogarthischen höchst wahren Karikaturen seine Seele so entsetzlich verwundet, und mit einer Art von äufserst schmerzhaftem Grauen so ganz erfüllt, dafs er in allzu heftigen Ausdrücken davon spricht, und seinem Gefühl nach für teuflisch erklärt, was leider nur zu sehr menschlich ist. — Dafs ich mich in dieser Vermuthung schwerlich irre, können Sie schon daraus abnehmen, weil er an einem andern, vorhin von Ihnen selbst angeführten Orte sagt: er glaube kaum, dafs ein Mahler den Menschen je so schön oder so schlecht gemahlt habe, als er seyn könne. — Wie dem aber auch seyn mag, (fuhr ich fort) davon bin ich überzeugt: dafs die scheufslichste Hogarthische Karikatur immer noch verschönert ist. Wider Willen des Künstlers nehmlich;

der, auch wenn er Abbildungen machen will, in der That doch immer eine Art von Idealen macht. — So bald es einen Menschen giebt, der fähig ist einen Christus zu geiſseln, mit Dornen zu krönen, und noch dazu zu verspotten, oder der fähig ist, einer flehenden Mutter mit grimmig höhnischer Verachtung entgegen zu trotzen: so behaupte ich, es muſs noch viel mehr Grausames, Schändliches, Scheuſsliches (zumahl in demselben Augenblick) in seinem Gesichte seyn, als Hogarth kopieren oder dichten konnte. Denn durch wie viele Stufen der Verderbniſs, durch welche Gräuel und Unthaten, die ihre Spuren alle in seinem Gesichte zurück lassen muſsten, war er schon gegangen, um endlich dieser ungeheuern Bosheit fähig zu seyn! Welcher Zeichner, welcher Mahler, wie groſs er auch sey, könnte das alles so lebend, so stark, so ganz, wie es in der Natur selbst seyn muſs, zusammen fassen und hinstellen? — Und gleichwohl ist dieser Mensch, so sehr er Scheusal ist, kein Teufel — denn er ist ein Mensch. Oder können wir zweifeln, ob es solche Menschen gebe? Nur zu gewiſs hat es in Zeiten der höchsten Verwilderung der Menschheit, oder der äuſsersten Verderbniſs derselben durch den Luxus, dergleichen Ungeheuer immer gegeben, giebt noch solche, und wird deren immer mehr geben, je tiefer die Sitten unsers Jahrhunderts die Menschheit herab ziehen werden. [11]) Hogarth ist also gerechtfertiget. —

Auf Unkosten der menschlichen Natur, fiel mir der Pfarrer ein.

11) Eine Vorhersagung, die im vierten und fünften Jahre der Französischen Revoluzion nur zu sehr in Erfüllung gegangen ist.

Wer kann dafür? versetzte ich: die Wahrheit ist auf seiner Seite; und die menschliche Natur gewinnt am Ende eben so viel dabey, als sie verliert. Denn die Menschheit könnte nicht solcher Herrlichkeit fähig seyn, wie sie ist, wenn sie nicht solcher Schändung fähig wäre; könnte nicht zum Teufel herab sinken, wenn sie nicht zum Engel empor steigen könnte.

Gut, sagte der Pfarrer; aber wenigstens werden Sie mir doch zugeben, daſs solche menschliche Ungeheuer höchst selten sind, und daſs ihre Abschilderung aus dem von mir angeführten Grunde niemand nützen kann, und also besser gar unterbliebe.

Ich habe verschiedenes gegen ihre Vordersätze einzuwenden, (erwiederte ich) und läugne die daraus gezogene Folgerung, auch wenn jene richtig wären. Wenn Sie von allem, was wir von hierher gehörigen Beyspielen in unsern Zeiten gesehen und gehört haben, die Geschichte hinzu nehmen, so wird sich finden, daſs die menschlichen Ungeheuer, die mit Hogarths Karikaturen um den Vorzug der Häſslichkeit streiten können, so gar selten nicht sind. Und daſs sie noch so selten sind, liegt mehr an den äuſsern Umständen, als an der innern Verkehrtheit mancher Menschen. — Doch selten oder nicht, mehr oder weniger, genug sie gehören in die Scenen, welche Hogarth aus menschenfreundlicher Absicht schildern wollte. Ohne sie würde sein moralisches Gemählde kein Ganzes seyn. Gesetzt auch, daſs weder die Guten noch die Bösen dadurch besser werden; giebt es nicht zwischen beiden äuſsersten Enden eine Menge mehr oder weniger verderbte Menschen, von welchen sich hoffen läſst, daſs sie beym

Anblick solcher Scheusale einen Schlag ans Herz bekommen, und vor dem, was sie selbst noch werden könnten, erschrecken möchten? Und ist dieses Schrecken, dieses Schaudern, ohne welches man diese Gestalten nicht ansehen kann, nicht Nutzens genug? — Wer wollte mit solchen Ungeheuern nur den schwächsten Karakterzug gemein haben, wenn ers verhindern kann? Wer erschräke nicht vor dem bloſsen Gedanken, mit ihnen zu leben, ja nur wenige Stunden mit ihnen allein zu seyn? „Wer würde (wie Lavater sagt) nicht lieber alles thun, alles leiden wollen, was Tugend und Religion thun und leiden heiſsen können, um einer solchen Gesellschaft zu entrinnen?“ — Dieſs sind Gefühle und Gedanken, deren man sich beym Anblick dieser böchst verderbten Menschen schwerlich erwehren kann; und wenn dieſs ist, welchen gröſsern moralischen Nutzen können wir von einem Gemählde verlangen?

Der Pfarrer (wie er denn ein gesunder und nicht starrer Kopf war) fühlte das Wahre in dieser Apologie für Hogarth; und empfand auch zugleich, daſs sich das nehmliche zur Rechtfertigung der Dichter, welche dergleichen häſsliche, aber wahre moralische Karikaturen in Handlung darstellen und nach ihrem Innern schildern, sagen lasse; und daſs es des Lesers, der dadurch geärgert wird, eigene Schuld sey, wenn er die Absicht des Dichters, oder die Ausführung selbst, schief, und noch dazu durch ein falsches Medium und in widrigem Lichte ansieht, und diesem falschen Anblick zu Folge verdammt, was er, wenn er richtig gesehen hätte, gebilligt haben würde.

Wir waren im Begriff diese Materie zu verfolgen, als dem Pfarrer ein Brief gebracht wurde, der ihn zur schleunigsten Rückreise an seinen Ort nöthigte. Wir waren in der kurzen

Zeit, da wir uns gesehen hatten, sehr gute Freunde geworden. Es ist doch eine herrliche Sache um Gegenwart, ums Sehen von Angesicht zu Angesicht! rief er aus, da wir uns scheiden mufsten. Wie viel berichtigt sich da in einer einzigen Viertelstunde! — Er schien sich ungern so bald von mir zu trennen; denn er liebte dergleichen Konversazionen, und in seiner ganzen Gegend war, aufser zwey oder drey wackern Pachtern und Bauern, keine vernünftige Seele, mit der sich die seinige hätte besprechen können. Überdiefs interessierten ihn die Gegenstände unserer bisherigen Unterredungen, und er hatte noch verschiedenes *in petto*, worüber er gern Erläuterung gehabt hätte. Ich mufste ihm versprechen, dafs ich in einen Briefwechsel mit ihm treten, und ihm besonders über die ästhetisch-moralischen Probleme, deren ich zu Ende unsrer ersten Unterredung erwähnt hatte, meine Meinung schriftlich mittheilen wollte. Und so umarmten wir einander und trennten uns für diefsmahl.

ENDE DES XXX. BANDES.

INHALT DES XXX. BANDES.

Die Aeropetomanie. Seite. 3

Die Aeronauten. S. 30

Über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller u. s. w. S. 100

Das Geheimniſs des Kosmopoliten - Ordens. S. 118

Nikolas Flamel, Paul Lukas, und der Derwisch von Brussa. S. 149

Der Stein der Weisen. S. 199

Die Salamandrin und die Bildsäule. S. 246

Unterredungen mit dem Pfarrer von ***. S. 310

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

C.M. Wielands Sämmtliche Werke

Bd.: 30,2

1797

Coburg, Landesbibliothek -- D I 2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11939133-1